

saarbrücker hefte

Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft

110

Sommer 2014
EUR 7,80

111

Deutscher Akademischer Austauschdienst
Zweigstelle Den Haag.
Leiter Dr. J. Röder.
Herrn Generalkommissar für Verwaltung und Justiz,
Staatssekretär Dr. Dr. W i m m e r .

Den Haag, 17.4.1943.

Notiz:

Gesamtzahl der an deutschen Hochschulen studierenden Niederländer
etwa 160. Davon wurden in den letzten zwei Jahren von mir 125
nach Deutschland geschickt. Von den 160 Studierenden studieren mit
einem Stipendium des Herrn Reichskommissars (oder haben studiert)
insgesamt 60.
Die Zahl der Stipendiaten des Reichskommissars ist demnach jetzt
schon mindestens ebenso hoch, vermutlich höher, als vor dem Kriege
überhaupt Niederländer im Reich studiert haben. Genaue Angaben
darüber stehen nicht zur Verfügung.
An Ferienkursen für Ausländer haben in den letzten beiden Jahren
61 Niederländer teilgenommen. Auch davon eine Anzahl mit einem
Stipendium des Herrn Reichskommissars.
Wissenschaftliche Assistenten an deutsche Hochschulen wurden
10 entsandt.
Von den durch uns vermittelten Studierenden haben sich etwa 10 freiwillig
an die Front gemeldet.
Das Interesse für ein Studium in Deutschland hat nach meinen Beobach-
tungen seit den Maitagen 1940 andauernd zugenommen. Es gab auch
kurz nach den Maitagen eine Anzahl von Jungakademikern, die
sich für die Verhältnisse in Deutschland als der nunmehr führenden
Macht des Kontinents interessierten und deshalb in Deutschland eine
Studienreise wollten. Darunter waren Nationalsozialisten, aber
auch viele, die noch keine Nationalsozialisten waren.
Es war während meiner Tätigkeit im Akademischen Austauschdienst
einmal während meiner Tätigkeit in der Absicht, eine möglichst große
Anzahl niederländischer Studierenden an deutschen Hochschulen
zu schicken. Es war vielmehr so, daß die Erlebnisberichte der wenigen
Studierenden, die zunächst den Mut hatten, in Deutschland zu studieren,

Braune Spur

Die NS-Vergangenheit
des »Landesvaters«
Franz-Josef Röder

Schmerzliche Erinnerung
Der Widerstandskämpfer
Alois Kunz aus Marpingen

Anpasser und Karrieristen
Das Saarbrücker Führertheater

Auf verlorenem Posten
Der Spanienkämpfer Fritz
Holderbaum

Komplizierte Selbstfindung
Die Geschichte der Saar-SPD nach
1945

Eindeutige Botschaft
Der Pingussons-Bau in Saarbrücken

Galerie
Malerei von Armin Rohr

Rezensionen

071691

saarbrücker hefte Nr. 110/111, Sommer 2014

Herausgeber:

Verein Saarbrücker Hefte e. V.

Redaktion:

Julian Bernstein, Mirka Borchardt, Bernhard Dahm, Bernd Nixdorf, Dietmar Schmitz, Herbert Temmes (v. i. S. d. P.)

Redaktionsadresse:

Hohe Wacht 21, 66119 Saarbrücken, Telefon/Fax: (0681) 58 54 18
e-mail: info@saarbruecker-hefte.de

Postadresse:

Saarbrücker Hefte, Postfach 102616, 66026 Saarbrücken

Internet:

www.saarbrücker-hefte.de

Verlag:

Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken
Telefon: (0681) 416 33 94, Fax: -95, e-mail: info@pfau-verlag.de

Herstellung:

Druckerei und Verlag Steinmeier, Deiningen

Layout:

Sigrid Konrad

Verkaufspreis:

Einzelheft EUR 7,80

Jahres-Abo EUR 11,80 (2 Hefte zuzüglich Porto)

Abo-Bestellungen an den Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendungen von Manuskripten an die Postfachadresse der Redaktion.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Georg Bense, Roland Bernd, Mirka Borchardt, Wilfried Busemann, Natascha Denner, Thomas Döring, Sabine Graf, Jörg W. Gronius, Max Hewer, Alexander Jansen, Jochen Marmit, Eva Mendgen, Stefan Ripplinger, Helma Sanders-Brahms, Ralph Schock, Dietmar Schmitz, Monika Sommer-Hasenstein, Erich Später, Herbert Temmes, Eberhard Wagner, Ellen Widmaier

Abbildungen:

Stadtarchiv Saarbrücken (*Jansen*), Thomas Döring, Fritz Bauer Institut, Bild eines Ingenieurs der IG Farben (*Döring*), Auschwitz-Archiv (*Wagner*), Sammlung Luitwin Bies (*Hewer*), Mirka Borchardt, Ulrich Ludat (*Borchardt/Mailänder/Ludat*), Galerie Elitzer, Galerie Hanstein, Sabine Graf (*Graf*), Georg Bense (*Buchladen, Bense*), Alain Poncelet, Die Arge Lola (*Mendgen*)

Titelabbildung:

»Rapport van J. Röder, leider van de Deutscher Akademischer Austauschdienst in Den Haag, betreffende de aan Duitse universiteiten studerende Nederlanders, 1943«, Instituut voor Oorlogs-, Holocaust- en Genocidestudies: 020/469

ISSN 0036-2115

ISBN 978-3-89727-516-4

Für freundliche Unterstützung danken wir
der Oberbürgermeisterin der Landeshauptstadt Saarbrücken, Saarland Sporttoto GmbH
und unseren Werbepartnern

saarbrücker
hefte

*Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft*

110

111

Inhalt

Editorial	5	Das Schweigekartell lernt sprechen
Zeitgeschichte	7	<i>Erich Später</i> Der Landesvater Die NS-Vergangenheit Franz-Josef Röders
	15	<i>Alexander Jansen</i> Beispiele brutaler Banalität eines Theaters Ein Schlaglicht auf die Saarbrücker Führerbühne in der Zeit des Krieges
	22	<i>Stefan Ripplinger</i> Universalistischer Separatismus Über eine alte saarländische Politik
	27	<i>Thomas Döring</i> Alex Deutsch (1913–2011) – ein Leben nach Auschwitz
	33	<i>Eberhard Wagner</i> Wer sind die Nazis oder Was verbindet Alois Kunz aus Marpingen mit Franz-Josef Röder?
	42	<i>Max Hewer</i> Fast vergessen. Neu erinnert. Kaum gewürdigt Der saarländische Spanienkämpfer Fritz Holderbaum
	48	<i>Monika Sommer-Hasenstein</i> Das Verschweigen gebrochen Zur Gedenkfeier für Marie Catherine und Albert Kneup in Saarbrücken
	51	<i>Ellen Widmaier, ins Französische übertragen von Michèle Schreyer</i> Spatzenkirschen Eine Textprobe
	55	Bruderzwist und Modernisierung Ein Gespräch über die Geschichte der Sozialdemokratie an der Saar zwischen 1945 und 1968
	Kunstgenuß	59
Galerie	70	Armin Rohr Malerei

- Kunsthandel 77 *Sabine Graf*
Kein Markt. Nirgends?
Private Kunstgalerien im Saarland nach 1945
- Buchhandel 85 Über »Frauenzimmer« und Lieblingsautoren
Vier Jahrzehnte »der buchladen« im Nauwieser Viertel
- Architektur 90 *Eva Mendgen*
Ex-Ambassade: Die Botschaft Frankreichs an der Saar
- Film/Kino 97 *Helma Sanders-Brabms*
Wir haben ihn allein gelassen
Für Wolfgang Staudte
- Literatur 102 *Ralph Schock*
»Es ist schlimm, schrecklich, entsetzlich«
Lothringen – Schicksalsregion für Alfred Döblin und seine Familie
- 107 *Jörg W. Gronius*
»Fasse dich kurz. Nimm Rücksicht auf Wartende.«
Eine Reise nach Bargfeld
- 109 *Jochen Marmit*
Die Sprache in den Koffern
Das bewegte Leben der Edith Aron
- 115 *Georg Bense*
... von einer Insel weiß ich ...
Rechts der Fluß – links der Kanal und umgekehrt
- Lyrik 118 *Johannes Kühn*
Zu Ende ist die Schicht
- 120 *Ellen Widmaier*
Drei Gedichte
- 123 *Natascha Denner*
Schneee
- Rezensionen 125 Mark Heydrich, *Cloud City (Dietmar Schmitz)*
- 126 Frank Jöricke, *Jäger des verlorenen Zeitgeists (Roland Bernd)*
- 127 Hans Neusius: *Als die Sirenen heulten (Roland Bernd)*

Das Schweigekartell lernt sprechen

Als wir im Jahr 2003 mit Erich Späters Aufsatz *Das Wort des Führers ist unser Befehl* die Nazi-Vergangenheit namhafter saarländischer Nachkriegspolitiker öffentlich machten, dachten wir, das würde eine große Nummer: Egon Reinert, Franz-Josef Röder, Richard Becker, allesamt alte Kameraden aus der NSDAP. Doch eine Reaktion blieb aus. Weder hiesige Medien, Historiker noch Parteien griffen das Thema vor zehn Jahren auf. Statt dessen übte man sich, wie auch schon zuvor, im Tot-schweigen – und das bis in jüngste Zeit. Noch im 2012 erschienenen Sammelband *Das Saarland. Geschichte einer Region* liest sich Röders Kurzbiographie bis 1945 so: »Röder (1909-1979) hatte Romanistik und Geographie in Freiburg, Innsbruck und Münster studiert und 1932 promoviert. Von 1933 bis 1937 arbeitet er als Lehrer im Saargebiet und ging 1937 in die Niederlande in den Auslandsschuldienst.« Die schlappen zwölf Mitgliedsjahre in der NSDAP? Geschenk.

Ähnlich unwissend scheint man im Landesarchiv zu sein. Nachdem es seitens der Linkspartei Kritik an dieser etablierten Schweigepraxis und am 2013 (!) vom Archiv publizierten Band *Last aus tausend Jahren* gab, sagte Archivleiter Ludwig Linsmayer der *Saarbrücker Zeitung*: »Forschungen [...] zur NS-Belastung saarländischer Politiker der Nachkriegszeit waren uns zu diesem Zeitpunkt nicht bekannt.« Teile der saarländischen Historikerkunft haben offensichtlich erschreckenden Nachholbedarf bei der Anwendung simpelster Rechertechniken. Auf die NSDAP-Mitgliedschaften verweist seit Jahren selbst Wikipedia.

Doch einer hat zwischenzeitlich nachgearbeitet: Peter Wettmann-Jungblut – Mitarbeiter des Landesarchivs – hat der Öffentlichkeit vor einigen Monaten in der Zeitschrift *Saargeschichte(n)* seine *Überlegungen zu Franz-Josef Röders Vergangenheit vor 1945* präsentiert. Das lang überfällige Brechen des Schweigens wäre eigentlich zu begrüßen – erinnerte sein Aufsatz nicht streckenweise an Verharmlosungsstrategien der fünfziger und sechziger Jahre. Die NSDAP-Mitgliedschaft des späteren CDU-Politikers scheint für Wettmann-Jungblut kaum ins Gewicht zu fallen. Und nicht einmal Röders Tätigkeit als Propagandaautor für das 1942 erschienene Niederlandbuch, das, wie Erich Später in seinem aktuellen *Hefte*-Beitrag schreibt, die »Begleitmusik für die deutsche Vernichtungspolitik« in Holland lieferte, findet er sonderlich beanstandenswert. Röder legt in seinem Beitrag zur Aufsatzsammlung den Niederländern nahe, sich »der führende[n] Macht in Europa« zu unterwerfen und die »dargereichte Freundeshand« NS-Deutschlands anzunehmen – für Wettmann-Jungblut »ein relativ neutrales Dokument«. Gar nicht neutral findet der Autor hingegen unseren vor zehn Jahren erschienenen Aufsatz. Dem Verfasser wirft er vor, im »blinden Furor des beseelten Nazijägers« ein Eigentor geschossen zu haben.

Für die Saarbrücker Hefte ist dies Grund genug, in die mit Verspätung geführte Debatte einzusteigen und wieder einmal etwas zeithistorische Aufklärungsarbeit zu leisten: In *Der Landesvater* rückt Erich Später das von den *Saargeschichte(n)* gezeichnete Röder-Bild zurecht. Auch Eberhard Wagner knöpft sich Röder vor, dessen Leben er mit dem des Marpinger Widerstandskämpfers Alois Kunz kontrastiert und dabei mit den oft wiederholten Verharmlosungen von NSDAP-Mitgliedschaften aufräumt. Mit der gleichen Epoche beschäftigt sich unter anderem unser Autor Alexander Jansen, der in seinem Artikel ein Schlaglicht auf die finsternen Jahre des Saarbrücker »Führertheaters« wirft. Daneben würdigt Max Hewer den saarländischen Spanienkämpfer Fritz Holderbaum, und Stefan Ripplinger erinnert in einem Essay an den »universalistischen Separatismus« Johannes Hoffmanns.

Neben unserem zeitgeschichtlichen Schwerpunkt kommt in unserer Doppelnummer 110/111 auch die Kultur nicht zu kurz: Unter anderem wirft Eva Mendgen einen genauen Blick auf die ehemalige *Ambassade de France* und fordert eine kulturhistorische Neubewertung des in Vergessenheit geratenen Pingusson-Baus. Mit Historischem beschäftigt sich auch unsere Autorin Sabine Graf, die Interessantes über die saarländische Galeriegeschichte zu berichten weiß. Eine Spur theoretischer wird es im Gespräch unserer Redakteurin Mirka Borchardt mit dem Fotografen André Mailänder und dem Performancekünstler Ulrich Ludat. Im Dialog widmen sie sich einer Frage, die zwar häufig gestellt, allerdings längst nicht beantwortet ist: Was ist Kunst?

Daneben steht in dieser Ausgabe im weitesten Sinne die Literatur im Mittelpunkt: Unter anderem gibt es Gedichte von Johannes Kühn, einen literarischen Reisebericht von Jörg Gronius. Jochen Marmit porträtiert die in Homburg geborene Übersetzerin und Autorin Edith Aron, und Ralph Schock erinnert an Alfred Döblins tragische Beziehung zu Lothringen.

Wir wünschen allen unseren Leserinnen und Lesern eine anregende Lektüre!

Julian Bernstein



Der Landesvater

Die NS-Vergangenheit Franz-Josef Röders

Von Erich Später

Im März 2013 veröffentlichte die saarländische Linkspartei die Studie des Historikers Hans-Peter Klausch *Braune Spuren im Saar-Landtag. Die NS-Vergangenheit saarländischer Abgeordneter*. Klauschs Forschungen fanden jedoch kaum öffentliche Resonanz. Der Linken-Fraktion schien die Sache eher peinlich. Es wurde sogar darauf verzichtet, den Autor nach Saarbrücken einzuladen, was wohl ganz im Sinne des Linken-Übervaters Oskar Lafontaine war. Der ging in seinem Vorwort nämlich auf Distanz zu den Ergebnissen der Studie. Ein besonderes Anliegen war ihm die Verteidigung des ehemaligen langjährigen Ministerpräsidenten Franz-Josef Röder.

Klausch hatte in diesem Fall noch einmal meine Forschungen über Röders Nazi-Vergangenheit rekapituliert, die vor zehn Jahren in den *Saarbrücker Heften* in dem Aufsatz *Heinrich Schneider – ein deutscher Patriot* publiziert worden waren.¹ Zunächst nimmt Lafontaine die »Gnade der späten Geburt« für sich und andere in Anspruch. Dann entschuldigt er den politischen Einsatz für die deutschen Radikalfaschisten:

Aber keiner von uns Jungen konnte sich wirklich sicher sein, ob er in einer anderen Zeit, unter anderen gesellschaftlichen Umständen und mit einer anderen Erziehung nicht auch selber den Versuchungen des Naziregimes erlegen wäre.

Daraufhin kommt er zu seinem eigentlichen Thema, der NSDAP-Mitgliedschaft Röders im Jahr 1933.

Röder war der NSDAP, dem NS-Lehrerbund und dem NS-Kraftfahrerkorps Neunkirchen im Verlauf des Jahres 1933 beigetreten und hatte sich am Kampf zur Errichtung der NS-Herrschaft an der Saar aktiv beteiligt, u. a. als Mitglied im Ordnerdienst der »Deutschen Front«.² In diesem sammelten sich ab 1934 die Schlägertrupps der saarländischen SA und SS, die nach dem Verbot durch die Regierungskommission des Völkerbundes im Jahr 1932 in der Illegalität agieren mußten. Die Zulassung des Ordnerdienstes bedeutete

die Legalisierung des Alltagsterrors gegen alle saarländischen NS-Gegner und der Beginn systematischer Gewalt gegen die jüdische Minderheit. Als Mitglied der NSDAP und drei ihrer Bereichsorganisationen hat sich Röder aktiv und ohne irgendwelchen Zwang für den Nationalsozialismus und Adolf Hitler eingesetzt.

Er trägt politisch auch Mitverantwortung für die Zerschlagung der saarländischen Demokratie und der Organisationen der saarländischen Arbeiterbewegung sowie des katholischen Widerstandes nach dem 13. Januar 1935. Für Lafontaines Beurteilung Röders spielt dieses Engagement jedoch keine Rolle. Ohne Beleg spricht er den früheren Ministerpräsidenten von jeder politischen Verantwortung frei und bekennt, von der NSDAP-Mitgliedschaft schon zu Röders Lebzeiten gewußt zu haben. Warum er darüber nicht die saarländische Öffentlichkeit informierte und von Röder Aufklärung verlangte, bleibt sein Geheimnis.

Ich begegnete Franz-Josef Röder anfänglich mit Misstrauen und zweifelte an seiner Versicherung, dass er sich in den Jahren der Naziherrschaft nichts habe zu schulden kommen lassen. Als ich ihn dann näher kennen lernte, wurde mir klar, dass seine NSDAP-Mitgliedschaft nicht auf innerer Überzeugung beruhen konnte. Schon seine Hinwendung zu fremden Sprachen und zur romanischen Literatur zeugt nicht gerade von einem arisch-germanischen Weltbild oder einem bornierten völkischen Nationalismus.

Also können deutsche Akademiker keine Nazis sein, so die Quintessenz von Lafontaines Nachdenken über Röder. Gerade in Röders Amtszeit werden hunderte ehemalige NSDAP-Kader, SS-Mitglieder aller Dienststränge und Schreibtischtäter aus Justiz und Verwaltung in die saarländische Politik, Verwaltung und Kultur integriert. Gleichzeitig wird jede juristische und politische Aufklärung der NS-Herrschaft an der Saar systematisch verhindert. Diese Politik wird seit 1957 mit der

politischen Ächtung der saarländischen Antifaschisten verbunden, die durch die Mehrheit der Bevölkerung als »Vaterlandsverräter« und »Separatisten« verunglimpft werden.

Keine der im Landtag vertretenen Parteien hat bis heute ein wirkliches Interesse daran gezeigt, die Reintegration der NS-Eliten im Saarland und die damit einhergehende Unterdrückung einer antifaschistischen Erinnerungskultur nach 1955 im Sinne einer historischen Selbstaufklärung zu erforschen und dafür die nötigen Mittel zur Verfügung zu stellen. Statt dessen predigt man eine »saarländische Identität« und ruft dazu auf, die politische Eigenständigkeit des bankrotten Landes zu verteidigen. Zu dieser Eigenständigkeit gehört allerdings einmalig in der Bundesrepublik Deutschland die öffentliche Würdigung von NS-Kriegsverbrechern wie in Völklingen und die ungebrochene Verehrung der Nazi-Gründungsväter des deutschen Bundeslandes Saarland.

Ein Leben für die Saar

Am 26. Juni 1979 verstarb überraschend wenige Tage vor seinem siebzigsten Geburtstag der saarländische Ministerpräsident Franz-Josef Röder. Am Tag zuvor hatte er nach 20jähriger Amtszeit seinen Rücktritt erklärt. Der von Teilen der saarländischen Bevölkerung als »Landesvater« verehrte CDU-Politiker wurde in den veröffentlichten Nachrufen und Trauerreden als »Pädagoge«, als »verdienter Politiker«, als »Staatsmann« gefeiert.

Die *Saarbrücker Zeitung*, die Röders Leben und Nachruhm über Wochen nach seinem Tod viele Seiten widmete, schrieb über die Jahre 1932–45:

*1932: Nach dem Studium der Philologie an den Universitäten Freiburg, Innsbruck und Münster Promotion zum Dr. Phil., anschließend Eintritt in den höheren Schuldienst, 1937 bis 1945: Röder ist im Auslandsschuldienst tätig und ab 1940 zugleich Zweigstellenleiter des Deutschen Akademischen Austauschdienstes in den Niederlanden.*³

Folgt man der Darstellung der *Saarbrücker Zeitung*, so hat die Errichtung des NS-Systems im Saarland, die deutsche Besatzungsherrschaft in den Niederlanden und die damit verbundene Ermordung von über einhunderttausend jüdischen Männern, Frauen und Kindern

in den Jahren 1941 bis 1945 das Leben Franz-Josef Röders kaum berührt.

Gegen Ende des Jahres 1979 erscheint dann als krönender Abschluß Röders Würdigung im Dillinger Queißer-Verlag, die vom stellvertretenden Chefredakteur der *Saarbrücker Zeitung* und Röder-Vertrauten Erich Voltmer verfaßte Biographie *Franz-Josef Röder – ein Leben für die Saar*.⁴ Über die Konzeption seines Buches schreibt Voltmer:

*[N]ach wenigen Minuten bereits war ich entschlossen, das Buch unter der Bedingung zu schreiben, daß mir die Familie Röder – vor allem Frau Magdalene Röder – und die Saarbrücker Staatskanzlei ihre Bereitschaft zusagten, notwendiges Material zur Verfügung zu stellen. Dies geschah innerhalb kurzer Frist, so daß ich an erster Stelle Frau Röder, den Geschwistern des Verstorbenen und der Saarbrücker Staatskanzlei hier meinen Dank sage für die sehr hilfreiche Unterstützung.*⁵

Die Unterstützung war gegenseitig. Das Buch, das Ende November 1979 erschien, wurde ein saarländischer Bestseller und erreichte innerhalb kürzester Zeit eine Auflage von 5000 Exemplaren.⁶ Das Bild Röders als gütigem Landesvater mit untadliger politischer Vergangenheit wurde von Voltmer unter Mithilfe der saarländischen Regierungszentrale, der CDU Saar und der Familie Röder in den schönsten Farben gemalt. Über die Jahre bis 1945 im von NS-Deutschland unterworfenen Holland schreibt Voltmer im 4. Kapitel unter der Überschrift *Die sieben niederländischen Jahre*:

Für Franz-Josef Röder selbst und seine Frau Magdalene gehörten die sieben Jahre der Lehrtätigkeit an der deutschen Schule in der niederländischen Hauptstadt [sic] Den Haag zu ihren schönsten Jahren überhaupt. Er wollte dieses sowohl für die Tätigkeit als Lehrer, als auch für die Beziehungen zu deutschen und auch vielen holländischen Freunden und Bekannten verstanden wissen. Mitte 1937, damals noch nicht verheiratet, begann er an der deutschen Auslandsschule in Den Haag und blieb auch während der Kriegsjahre bis zur Evakuierung der Schule nach Niedersachsen im Jahre 1944 als Lehrer tätig.

Magdalene Röder, von Voltmer befragt, bestätigte, daß ihr Mann sich zu keiner Stunde belastet fühlte wegen seiner Lehrtätigkeit an der genannten Schule.⁷ Auch ehemalige Schüler treibt Voltmer auf, die Röders untadlige Gesinnung und seinen Widerstandsgest gegen die NS-Ideologie bestätigen sollen:

Nach dem empörenden Überfall auf die neutralen Niederlande wuchsen die Gleichschaltungstendenzen im Realgymnasium, das dann zur deutschen Oberschule in Den Haag wurde. In der Aula stand bei ›Feierstunden‹ zu den sich häufenden nationalen Anlässen eine Bronze-Büste Hitlers auf der Bühne, über die Dr. Röders abfällige Bemerkungen nicht zu überhören waren. Er setzte sich dann auch nicht vorn in die erste Reihe zum Lehrkörper, sondern hielt sich im Hintergrund. Dabei zeigte er einen belustigt-unverkennbar herablassenden Blick mit leicht zur Seite geneigtem Kopf und demonstrierte, was er von all dem verlogenen Pathos, der großen Zeit, dem Wesen, an dem die Welt genesen sollte, hielt. Haltung war es, was wir von ihm lernten.⁸

Die saarländische Öffentlichkeit und Politik glaubten diese Geschichten gerne. Der verstorbene Landesvater wurde und wird gewürdigt als deutscher Patriot, der die Saar heim nach Deutschland gebracht hat. Röder repräsentierte dabei ein Milieu, das nach der zweiten Volksabstimmung 1955 und dem Beitritt zur Bundesrepublik im Saarland die Schaltstellen der Macht in Politik, Gesellschaft, Bürokratie und Massenmedien übernahm.

Daß Röder die saarländische Öffentlichkeit und seine Wähler Jahrzehnte lang über seine NS-Vergangenheit belogen und getäuscht hat, will bis heute kaum jemand verurteilen. Wie anders kann man die Ignoranz gegenüber den Forschungsergebnissen zur NS-Vergangenheit einer großen Anzahl saarländischer Nachkriegspolitiker, die bereits 2003 in den *Saarbrücker Heften* veröffentlicht wurden, interpretieren?⁹ Ich hatte Unterlagen im Berlin Document Center gefunden, die zweifelsfrei belegten, daß Röder im Saarland sein Leben und seine Karriere früh mit der NSDAP verbunden hatte. In diesem Aufsatz heißt es über Röder:

Nachdem der Ministerpräsident Hubert Ney – er war führender Funktionär der Deutschen Front – am 25. März 1957 zurücktrat, wurde Egon Reinert zu seinem Nachfolger gewählt. Sein Mitgliedsdokument verzeichnet den 1. Juni 1933 als Beitrittsdatum zur NSDAP. Nachfolger Reinerts als Ministerpräsident wurde Franz-Josef Röder, Mitglied der NSDAP seit 1. August 1933, wenig später aus dem Philologenverein aus – und am 1. Februar 1934 dem NS-Lehrerbund beigetreten. Röder war Angehöriger des Nationalsozialistischen Kraftfabrikerkorps NSKK Sturm 21/7 Saar. Er wechselte 1937 nach Den Haag, wo er Mitglied der illegalen NSDAP-Organisation in Holland wurde.

Als Leiter des Deutschen Akademischen Austauschdienstes in Den Haag war er unter anderem für die ›weltanschauliche‹ Beurteilung holländischer Studenten zuständig, die als Nazi-Sympathisanten einen Studienaufenthalt in Deutschland beantragten.¹⁰

Röder begann als Lehrer am deutschen Realgymnasium in Den Haag. Die deutschen Schulen in den Niederlanden wurden nach der Machtübernahme der NSDAP zunehmend zu Multiplikatoren der nationalsozialistischen Ideologie. In einem Erlaß über die Zuständigkeit der Vermittlung von Lehrkräften ins Ausland vom 24. Februar 1938 wird folgendes Verfahren festgelegt:

Nach dieser Vereinbarung fällt dem Reichserziehungsministerium die ausschließliche Beurteilung über die pädagogische Eignung der Bewerber zu, während die Auslandsorganisation der NSDAP verantwortlich über die politische und weltanschauliche Eignung zu befinden hat. Die endgültige Besetzung der einzelnen Stellen bleibt wie bisher der Zuständigkeit des Auswärtigen Amtes vorbehalten.¹¹

Die Nazifizierung der deutschen Schulen hatte für die wenigen Schüler jüdischer Herkunft den Ausschluß zur Folge. Noch 1933 betrug die Zahl der jüdischen Schüler an Röders Den Haager Realgymnasium 35. Drei Jahre später zu Beginn des Schuljahres 1936/37 war die Schule »judenfrei«.¹²

Röder selbst wurde 1937 Mitglied der illegalen Ortsgruppe der NSDAP in Den Haag. Die holländische Regierung hatte bereits Mitte 1933 jede politische Betätigung von Ausländern untersagt. Dies hielt die Nazi-Aktivisten, auch Röder, nicht davon ab, sich weiter im Sinne der NSDAP zu betätigen. Die Parteiorganisation wurde unter der Tarnbezeichnung »Reichsdeutsche Gemeinschaft« organisatorisch weitergeführt und dem Leiter der NSDAP-Auslandsorganisation in Berlin unterstellt.¹³

Die deutsche Besatzungsherrschaft

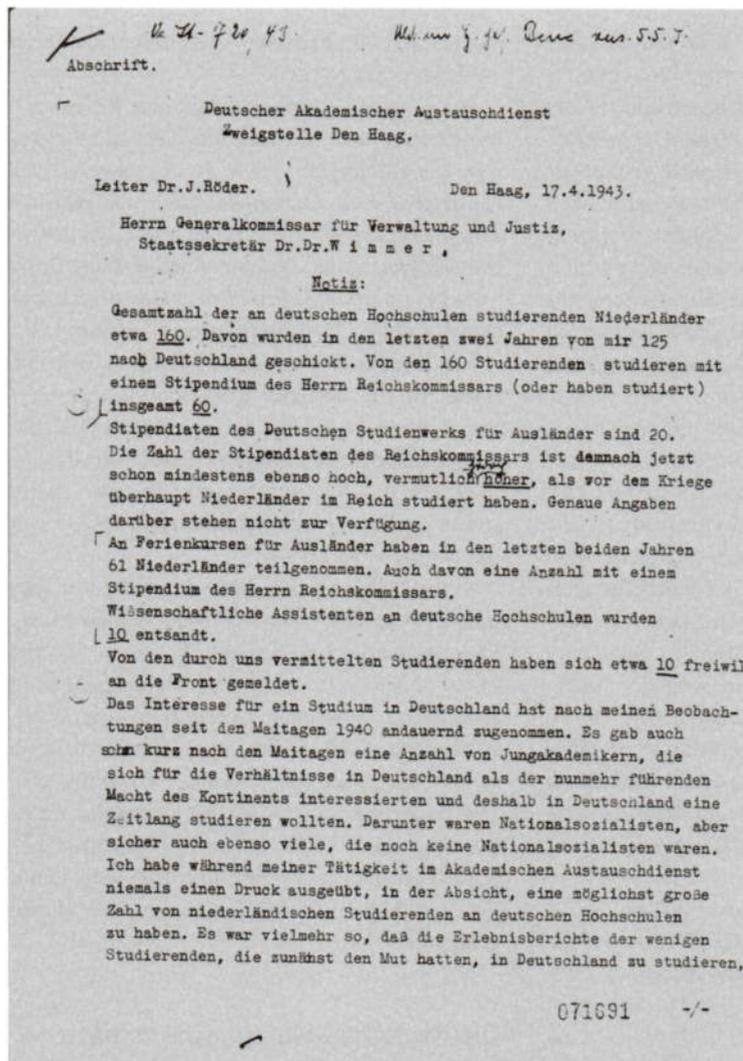
Der deutsche Überfall auf die neutralen Niederlande am 10. Mai 1940 war der Beginn der fünfjährigen deutschen Besatzungsherrschaft. Ob das Land in das »Großgermanische Reich« Adolf Hitlers eingegliedert werden oder als ein selbständiges NS-Holland an der Seite Deutschlands weiter bestehen sollte, war im Verlauf des Krieges Gegenstand heftiger Dis-

kussionen unter den verschiedenen Instanzen der deutschen Behörden. Die 8,8 Millionen Einwohner waren einem brutalen Regime der deutschen Polizei und SS unterworfen. Dabei gerieten auch etwa 15 000 jüdische Männer, Frauen und Kinder, die zuvor aus Deutschland geflüchtet waren, erneut ins Fadenkreuz des NS-Staates.

Anfang 1944 befanden sich 120–130 000 Angehörige von Wehrmacht, SS und Polizei in den Niederlanden. Das Land wurde syste-

des Jahres 1945 wurden insgesamt 10 Prozent des Landes, eine Fläche etwas größer als das Saarland, von den deutschen Besatzungsbehörden überflutet, um alliierte Landungen zu verhindern. Hunderttausende Menschen mußten evakuiert werden, die aufgrund der unterbrochenen Transportverbindungen und schwindender Lebensmittelvorräte nicht mehr ausreichend ernährt werden konnten. Die aus diesem Grund ausbrechende Hungersnot mit ihren ca. 18 000 Toten ist in Holland bis heute unvergessen.¹⁴

Historisch beispiellos war das systematische Mordprogramm an der jüdischen Zivilbevölkerung der Niederlande. Die Entrechtung, Ausplünderung und Konzentration der jüdischen Bevölkerung in Ghettos begann unmittelbar nach der Besetzung des Landes.¹⁵ Der Widerstand der holländischen Bevölkerung gegen die Entrechtung der Juden kulminierte in Amsterdam im Februar 1941 in einem Generalstreik, der von den Deutschen und ihren holländischen Kollaborateuren blutig niedergeschlagen wurde. Die Streikenden wurden im Lager Westerbork konzentriert und von dort aus ab Juni 1942 in die Vernichtungslager deportiert. Aus Den Haag, wo die Familie Röder lebte, wurden allein in den Jahren 1942 und 1943 14 000 Menschen verschleppt. Röder hat



matisch ausgeplündert und gegen Ende des Krieges großflächig ausgeraubt und zerstört. Bis zum September 1944, als die Kanäle zufroren, waren per Schiff 165 000 und per Schiene 230 000 Tonnen Produktionsmittel nach Deutschland gebracht worden. Allein im Spätherbst 1944 und in den ersten Monaten

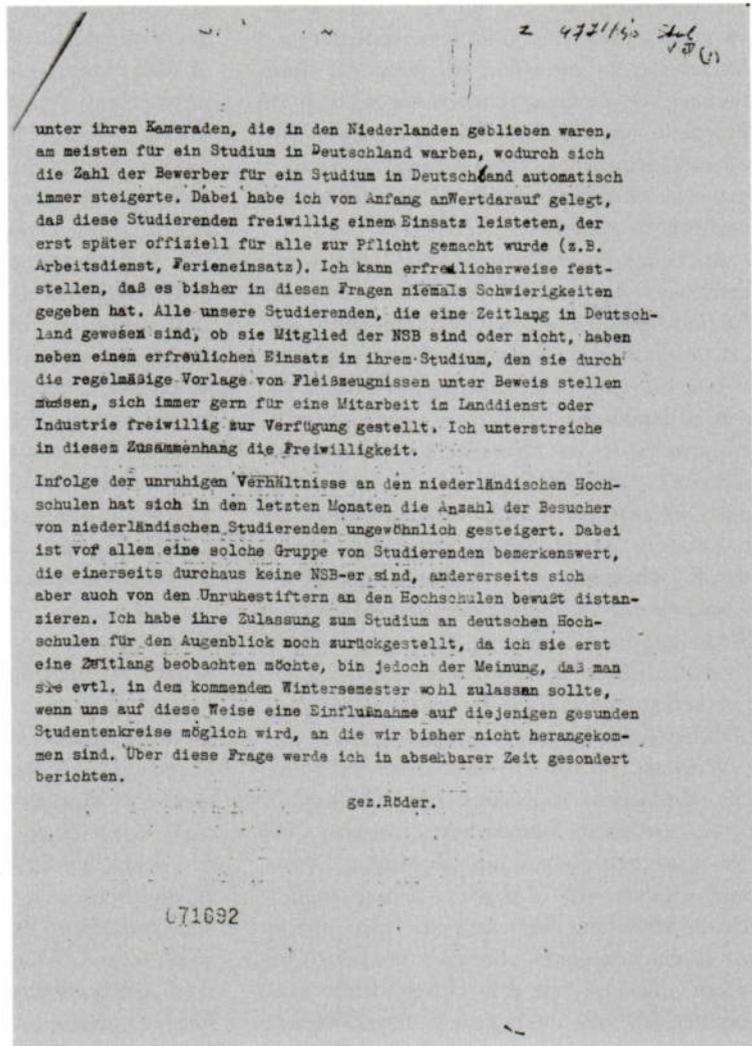
darüber nie ein Wort verloren. Von den insgesamt 60 026 Menschen, die nach Auschwitz gebracht wurden, überlebten 1052. Nach Sobibor in Ostpolen wurden 34 313 deportiert. Von diesen überlebten 19 aufgrund des erfolgreichen Häftlingsaufstandes am 14. Oktober 1943. Insgesamt wurden über 107 000

Menschen nach Auschwitz und Sobibor, nach Theresienstadt und Mauthausen deportiert, von denen 5200 überlebten. In den deutschen Konzentrations- und Vernichtungslagern wurden insgesamt ca. 105–110 000 niederländische Bürger ermordet.

Franz-Josef Röder betätigte sich mit dem Beginn der deutschen Okkupation als Mitarbeiter des Deutschen-Akademischen Austauschdienstes (DAAD). Als 26-jähriger arbeitete er als Gutachter für die 1935 in Den Haag gegründete Zweigstelle der Organisation. Der DAAD war dem Außenpolitischen Amt der NSDAP unterstellt. Dessen Leiter war der frühe Hitler-Gefolgsmann Alfred Rosenberg, der 1946 als Hauptkriegsverbrecher in Nürnberg hingerichtet wurde. Der DAAD wurde 1941 in das »Deutsche Studienwerk für Ausländer« integriert, das von den radikalen Nazis der NS-Studentenführung gesteuert wurde. Geleitet wurde der Dachverband, in dem alle deutschen Stipendienprogramme integriert waren, von dem SS-Offizier Werner Braune, der 1941 als Kommandeur des Sonderkommandos 11b der Einsatzgruppe D in der südlichen Sowjetunion für die Ermordung zehntausender Menschen verantwortlich war und dafür von den Amerikanern in Nürnberg zum Tode verurteilt und 1951 hingerichtet wurde.

Zuständig für die niederländischen Hochschulen und Universitäten war der SS-Offizier und Generalkommissar für Verwaltung und Justiz Friedrich Wimmer. In dieser Funktion war er auch federführend an der Entrechtung und Ausplünderung der holländischen Juden

beteiligt. Wimmer hatte sich seine Meriten in der österreichischen NSDAP verdient. Beim Anschluß des Landes an Deutschland im März 1938 spielte er eine führende Rolle bei der Gleichschaltung und Etablierung der Nazi-Herrschaft. Wimmer verfocht während seiner Tätigkeit in Holland die politische Strategie einer »Selbstnazifizierung« der niederländischen Gesellschaft, die selbstverständlich auch den Erziehungs- und Ausbildungsbereich umfassen sollte.¹⁶



»Rapport van J. Röder, leider van de Deutscher Akademischer Austauschdienst in Den Haag, betreffende de aan Duitse universiteiten studerende Nederlanders, 1943«, Instituut voor Oorlogs-, Holocaust- en Genocidestudies: 020/469

*Die Niederlande stellen für die germanische Politik einen Aktivposten dar, genau wie [...] Belgien (Flandern). [...] Wir brauchen jeden niederländischen Studenten, gleich ob er pro oder anti ist. Wenn er fertig ist und unser Brot isst, wird er von selbst ohne Nötigung zu uns herübergezogen.*¹⁷

Diese Strategie scheiterte angesichts des erbitterten Widerstandes der niederländischen Hochschulen, ihrer Professoren und Studenten gegen die Zerschlagung ihrer inneren Autonomie und akademischen Freiheit. Besonders verhaßt waren die antijüdischen Verordnungen der Besatzungsmacht, die die Universitäten zwingen sollten, ihre jüdischen Studenten und Mitarbeiter zu entlassen. Allein an der traditionsreichen Leidener Universität wurden im Zeitraum von Oktober 1940 bis August 1944 40 Hochschullehrer verhaftet und teilweise in deutsche und niederländische Konzentrations- und Internierungslager eingeliefert.

Auch das Vorgehen gegen die 14 600 Studenten an den sechs Universitäten und vier Fachhochschulen des Landes verschärfte sich im Verlauf der deutschen Besatzungsherrschaft. Im April 1943 verlangten die Nazis von den holländischen Studenten, eine Loyalitätserklärung für das Deutsche Reich zu unterschreiben. Im Falle der Verweigerung drohten die Deportation nach Deutschland und der Einsatz zur Zwangsarbeit. Trotz der immensen Einschüchterung und Bedrohung unterschrieben nur 14 Prozent der niederländischen Studenten diese Erklärung. Tausende tauchten ab in die Illegalität, und das Scheitern der Aktion bedeutete das Ende der universitären Ausbildung in den besetzten Niederlanden.

Wimmer umriß die immensen Probleme der deutschen Besatzung im Hochschulbereich in einem Memorandum für den Chef der deutschen Besatzungsverwaltung Arthur Seyß-Inquart. In Zukunft sollten holländische Studenten nur noch an Universitäten im Deutschen Reich studieren können. Dies würde eine künftige deutschfreundliche Elite schaffen, die die intellektuelle Basis für eine Eingliederung Hollands in das »Großdeutsche Reich« bilden würde. Mitbeteiligt an dem zentralen Memorandum für die Spitze der deutschen Zivilverwaltung war Franz-Josef Röder, der in Den Haag zuständig war für das Studium holländischer Studenten im Deutschen Reich.¹⁸ In einem Brief an seinen Chef, SS-Offizier Wimmer, schreibt Röder über die kollaborierenden holländischen Studenten, die

sich dem breiten Widerstand gegen die Besatzer nicht anschließen wollten und bereit waren, an Hitlers Universitäten zu studieren, mit Sympathie.¹⁹ Gemäß dem Programm der »Selbstnazifizierung« setzt er geschickt auf Freiwilligkeit und die Anziehungskraft der »nunmehr führenden Macht des Kontinents«. Bemerkenswert ist die hohe Zahl der von Röder betreuten Kollaborateure und seine Bereitschaft, sie zu »beobachten«. Wie dieser Aufwand mit einer angeblich »ehrenamtlichen Tätigkeit« und der offiziellen Lehrtätigkeit an der Deutschen Oberschule (so der Name des ehemaligen Realgymnasiums seit 1939) in Den Haag zu vereinbaren war, wissen wir nicht. Kein Verständnis hat Röder hingegen für die sich den Nazis verweigernden holländischen Studenten, die für ihn die »Unruhestifter an den Universitäten« sind. Mit ihnen wurde brutal verfahren: Bis Anfang November 1943 wurden nach deutschen Angaben 2919 holländische Studenten nach Deutschland deportiert. Die meisten von ihnen nach Berlin, wo sie in Rüstungsbetrieben Zwangsarbeit verrichteten mußten. Etliche Hundert kamen in den Wolfenbütteler »Hermann-Göring-Werken« sowie im nahe gelegenen Volkswagenwerk zum »Arbeitseinsatz«. Mehr als 140 von ihnen starben aufgrund der brutalen Lebensumstände oder nach ihrer Einlieferung in ein Konzentrationslager.²⁰

Röder als Propagandist

1942, da ist Röder schon 33 Jahre alt, erschien im deutschen Diesterweg-Verlag der Sammelband *Das Niederlandbuch*.²¹ Das Werk, für das auch Röder einen Aufsatz beisteuerte, diente der deutschen Propaganda und versammelte als Autoren einen Querschnitt hoher Chargen der deutschen Besatzungsmacht, NS-Wirtschafts- und Kulturfunktionäre, die zusammen mit holländischen Kollaborateuren ihre Beiträge über die Vergangenheit und Zukunft Hollands, speziell über Wirtschaft, Nationalsozialismus und Juden publizierten. Das Vorwort schrieb Arthur Seyß-Inquart, der 1946 in Nürnberg als Hauptkriegsverbrecher gehenkt wurde. Er betont in seinem Text, daß man den Niederländern von deutscher Seite stets mit Liebe und Verständnis entgegentreten sei. Das Buch erhielt damit eine zentrale Bedeutung

für die ideologische Verbrämung der deutschen Besatzungs- und Vernichtungspolitik.

Als eigentlicher Herausgeber fungierte Walter Söchting, der Leiter der deutschen Oberschule in Den Haag, und damit Röders unmittelbarer Vorgesetzter. Söchting schreibt kritisch über das Deutschlandbild der Niederländer vor dem Mai 1940: »Bis zum Mai 1940 war das Deutschlandbild hier von Emigranten bestimmt. Die öffentliche Meinung war völlig irreführend und stand dem Nationalsozialismus ohne Verständnis gegenüber.«²² Söchting ist stolz darauf, daß die höchsten deutschen SS- und NS-Funktionäre der Niederlande das Buch unterstützt haben.

*Für Rat und Förderung bin ich Herrn Reichsminister Dr. A. Seyß-Inquart, Reichskommissar für die besetzten niederländischen Gebiete, Hauptdienstleiter Fritz Schmidt-Münster, Leiter des Arbeitsbereichs der NSDAP in den Niederlanden, Bereichsleiter Sommer und für seinen Beitrag Herrn Generalkommissar Dr. Fischböck zu besonderem Dank verpflichtet.*²³

Josef Röder (der Franz kommt nach 1945 hinzu) schreibt im Teil *Die Niederlande und das Reich* einen Aufsatz mit dem Titel *Marnix von St. Aldegonde vor dem Reichstag zu Worms 1578. Ein Hilferuf der Niederlande an das Reich*.²⁴ Der Text war bereits vorher im zentralen Nazi-Blatt *Deutsche Zeitung in den Niederlanden* veröffentlicht worden. Die Publikation war für deutsche und holländische Nazimitglieder und die Angehörigen der Besatzungsmacht bestimmt. Sie erreichte zeitweise eine Auflage von 50 000 Exemplaren. Röder betreibt in seinem Aufsatz die Historie als nationalistische Propaganda: Laut ihm gehörten die Niederlande schon 1578 zum »Reich«, und nur durch eine schlechte Politik wurden sie Deutschland entfremdet. Dies dürfe sich in der Gegenwart nicht wiederholen. Er schließt mit dem Hinweis auf die geschichtlich entscheidende Stunde:

*Heute ist das Reich so stark wie es noch niemals in seiner Geschichte gewesen ist. Als die führende Macht in Europa wird es diesem Erdteil eine neue politische und wirtschaftliche Form geben. Heute liegt es an den Niederlanden, sich in diese Neuordnung mit einzubauen und, wie der Reichskommissar es kürzlich ausdrückte, die dargereichte Freundschaft anzunehmen.*²⁵

Dies gilt selbstverständlich nicht für die holländischen Juden. Mitte 1942, als das Buch erscheint, beginnt die Deportation der jüdischen

Niederländer und tausender jüdischer Flüchtlinge aus Deutschland in die Massenvernichtungslager Auschwitz und Sobibor. Auch dies findet seine propagandistische Unterstützung im *Niederlandbuch*. Der Münchner Philosophieprofessor Hans Alfred Grunsky schreibt darin über den jüdischen Philosophen Baruch Spinoza im Ton des antisemitischen Hetzblatts *Der Stürmer*. Grunsky verkündet, daß es sich bei Baruch Spinoza um keinen Philosophen, sondern um einen Schwindler gehandelt habe, der sich als »gerissener Bankjude« betätigt hätte. Spinoza zeichnete sich durch nichts anderes als »durch die Gewandtheit aus, sich die Gedanken großer germanischer Philosophen anzueignen.«²⁶ Mit den Juden beschäftigt sich zudem der holländische Kollaborateur und Propagandist der »Endlösung« Dr. P. Molenbroek. Sein Beitrag wurde vom Herausgeber Söchting ins Deutsche übersetzt und ist nichts anderes als die Aufforderung zum Massenmord:

Aber der gesunde und völkisch fühlende Teil unseres Volkes hat stets den Juden seine Abkehr gezeigt. [...] Seitdem sich die Nationalsozialisten frei in den Niederlanden entfalten können, wächst auch der Antisemitismus im Lande. Es zeigt sich, wie groß die Zahl der Judengegner in Holland gewesen ist. [...] In Amsterdam versuchten die Juden sogar, einen Aufstand der niederländischen Bevölkerung und einen Streik zu entfesseln, bei dessen schneller Niederwerfung auch niederländische Opfer zu beklagen waren. Als Antwort und Warnung hat der Reichskommissar am 12. März 1941 in Amsterdam erklärt, daß sein Wort bestehen bleibt: »Die Juden werden von uns nicht als Bestandteil des niederländischen Volkes angesehen. Die Juden sind für den Nationalsozialismus und das nationalsozialistische Reich der Feind. Die Juden sind für uns keine Niederländer.«²⁷

Dieses Buch bildete die propagandistische Begleitmusik für die deutsche Ausbeutungs- und Vernichtungspolitik in den besetzten Niederlanden in den Jahren 1940–45. Röder war dafür als deutscher Besatzungsfunktionär und langjähriger Aktivist der NSDAP politisch mitverantwortlich. Nach dem Krieg hat er die saarländische Bevölkerung über diese Tätigkeit mit Hilfe seiner publizistischen Hilfstruppen jahrzehntelang belogen und sich aktiv an der Ausgrenzung und Diffamierung der saarländischen Widerstandskämpfer gegen Hitler beteiligt. Er trägt als hoher CDU-Funktionär und langjähriger Ministerpräsident eine große

politische Mitverantwortung für die politische und moralische Rehabilitierung von hochrangigen Mitgliedern der saarländischen Nazi-Funktions- und Vernichtungselite. Franz-Josef Röder war kein Ehrenmann und verdient deswegen auch keine öffentliche Ehrung.

23 Ebd., S. XV.

24 Josef Röder, *Marnix von St. Alegonde vor dem Reichstag zu Worms 1578. Ein Hilferuf der Niederlande an das Reich*, in: *Das Niederlandbuch*, S. 145 f.

25 Ebd., S. 149.

26 Hans Allfred Grutzky, *Spinoza*, in: *Das Niederlandbuch*, S. 228.

27 P. Molenbroek, *Die Juden in den Niederlanden*, in: *Das Niederlandbuch*, S. 56.

Anmerkungen

1 Erich Später, *Das Wort des Führers ist unser Befehl. Heinrich Schneider, ein deutscher Patriot*, in: *Saarbrücker Hefte* Nr. 89, Frühjahr 2003, S. 95–103.

2 Gerhard Paul, *Die NSDAP des Saargebietes*, Saarbrücken: SDV 1987, S. 122.

3 *Saarbrücker Zeitung* vom 27. 6. 1979, S. 2.

4 Erich Voltmer, *Franz-Josef Röder. Ein Leben für die Saar*, Dillingen: Queisser 1979.

5 Ebd., Einleitung.

6 Ich habe damals als Buchhändlerlehrling bei Queißer in Dillingen gearbeitet und diese Auskunft von dem Verleger selbst erhalten.

7 Erich Voltmer, *Franz-Josef Röder*, S. 69.

8 Ebd., S. 78.

9 Erich Später, *Das Wort des Führers ist unser Befehl*.

10 Ebd., S. 102 f.

11 Katja Happe, *Deutsche in den Niederlanden*, Univ. Diss., Siegen 2004, S. 149, <http://www.ub.uni-siegen.de/pub/diss/fb1/2004/happe/happe.pdf>; Zahlenangabe Den Haag Schuljahr 1933/44, S. 167.

12 Ebd., S. 155.

13 Ebd., S. 90.

14 Dokumentenedition *Europa unterm Hakenkreuz*, Bd. 4: *Die faschistische Okkupationspolitik in Belgien, Luxemburg und den Niederlanden*, Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften 1990, S. 77.

15 *Enzyklopädie des Holocaust*, Bd. 2, Stichwort *Niederlande*, München: Piper 1995.

16 Gerhard Hirschfeld, *Die Universität Leiden unter dem Nationalsozialismus*, in: *Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für historische Sozialwissenschaft* 23, 1997, S. 563.

17 Ebd., S. 563 ff.

18 Siehe Dokument Röder.

19 Ebd.

20 Gerhard Hirschfeld, *Die Universität Leiden unter dem Nationalsozialismus*, S. 579.

21 Walter Söchting, *Das Niederlandbuch. Sammlung deutscher und niederländischer Arbeiten*, hrsg. von Walter Söchting, Frankfurt am Main: Diesterweg 1942.

22 Walter Söchting, *Einleitung*, ebd., S. XIV.

Beispiele brutaler Banalität eines Theaters

Ein Schlaglicht auf die Saarbrücker Führerbühne in der Zeit des Krieges

Von Alexander Jansen

Es gibt kein richtiges Leben im falschen.
Theodor W. Adorno

I. Vom Material

Worte sind grob konturierte Chimären des Fühlens und Denkens. Sie lassen die Welt-sichten ihrer Sender ahnungsvoll erscheinen, wobei die Pfade zur dunklen Tiefenschicht der jeweiligen Philosophien zumeist aus sozialhygienischen Gründen maskiert sind. Manches Mal aber ist urplötzlich der Schleier zur brutalen Unmißverständlichkeit zurückgezogen und der über den schamlos entblößten Urgrund erschreckte Empfänger steht vor ihm stockend und staunend.

Bruno von Niessen, der Intendant des Saarbrücker Führertheaters von 1938 bis 1944, war ein sogenannter Kulturmensch und gehörte somit einer Spezies an, welcher, in aller banalen Vulgarität, gemeinhin Feingeistigkeit und Feinnervigkeit zugeschrieben wird. Das besondere Zartgefühl des einstigen Klavierschülers der überzeugten Nationalsozialistin Elly Ney aber war durchaus robusterer Natur. »In Berlin selbst war das vorgestellte Material bei den Agenturen [...] fast unbrauchbar«, schrieb er am 16. August 1940 in Saarbrücken über die Dienstreise, welche ihn zuvor in die Reichshauptstadt sowie nach Wien und München geführt hatte.

Den Begriff »Material« nutzte von Niessen als Synonym für eine nicht unbeträchtliche Ingredienz des Theaters, die Bühnenkünstler. Diese waren ihm ebenso abhanden gekommen wie sein gesamtes Publikum. Der Kriegsbeginn 1939 hatte beide aufeinander bezogenen Gruppierungen aus den grenznahen saarländischen Gebieten mit Einberufung und Evakuierung verschluckt. Nun aber lag nach dem Westfeldzug der *Erbfeind* Frankreich darnieder und die 300 000 evakuierten Saarländer zog es nach *dahemm*. So wurde Parteigenosse von Niessen, König ohne Land, traurige Ge-

stalt der Reichstheaterleiter, Beherrscher seiner Bühne in bislang nur einer regulären Spielzeit, endlich wieder geschäftsfähig.

Am 9. Oktober 1940, zum zweiten Jahrestag der nazistischen Weihe des Hauses, sollte der Eiserne Vorhang klingelnd wieder hochfahren und sich der samtene wehend öffnen, doch angemessenes Personal war hierfür in der »ungünstigen Marktzeit« (von Niessen) schwer zu finden. Bei der Mehrheit der bereits rarer werdenden männlichen Theatermenschen knisterte im Sommer für die im September beginnende Saison entweder längst ein Vertrag in der Tasche oder sie hatten die elisabethanische Strumpfhose mit dem feldgrauen *Ebrenkleid* der Wehrmacht vertauscht beziehungsweise waren gaukelnd für die Truppe im Tingeltangel-Betrieb der Freizeitorganisation *Kraft durch Freude* tätig und somit gänzlich unempfänglich für jedes Abwerbungsgesäusel des Saarbrücker Intendanten.

Vitamin B hieß die Wunderwaffe in dieser unerfreulichen Situation. Die maskuline Potenz der auf späteren Gegendienst zielenden Gefälligkeit, von Seneca hübsch auf die Formel *manus manum lavat* gebracht, hatte von Niessen bereits 1938 ausgiebig genießen dürfen. Der Fürsprache des früheren Saarbrücker Theaterleiters und aktuellen Staatsrats Heinz Tietjen, Generalintendant der Preußischen Staatstheater, Vertrauter Adolf Hitlers, Hermann Görings und Winifred Wagners, hatte von Niessen es schließlich mit zu verdanken, daß er auf dem gepolstert erscheinenden Saarbrücker Chfessel Platz nehmen durfte. Nun schmierte der Ex-Opernreferent in Joseph Goebbels' Reichspropagandaministerium das Räderwerk seiner alten Berliner Seilschaften, vitalisierte zwischen den Vorsprechen den Kontakt zu alten Kumpanen und schmeichelte in den Mittagsstunden der Macht im *Promi*.

Das Antichambrieren und die Penetranz zahlten sich aus: Er wurde für würdig befunden, mit der Kanzlei des Führers zu telefonieren, wo sich dann endlich alles zu fügen



Plakat aus dem Jahr 1939

schien. Ohne Umschweife erhielt von Niessen einen Termin bei Hitlers Chefadjutanten:

In einer fast 3/4-stündigen Unterredung [am 6. August 1940] in der Kanzlei des Führers begegnete mir Pg. [Wilhelm] Brückner mit einer ausnehmenden Zuverlässigkeit und einem wundervollen Verständnis für meine Anliegen. Der Termin war offenbar sehr günstig, denn am selben Nachmittag um 5 Uhr hatte sich Reichsminister Dr. Goebbels beim Führer angesagt, wobei Pg. Brückner Gelegenheit nehmen wollte, einmal dem Minister und dann dem Führer meine Sorgen vorzutragen.

Am Tag darauf hatte von Niessen die Antwort: »Gratulation«, alles hätte »wunderbar geklappt«, so der Adjutant und SA-Obergruppenführer am Telefon.

Der Führer habe sich in freundlichster Weise geäußert und u. a. wörtlich erklärt, dass dem Intendanten des Gautheaters jede und alle nur mögliche Unterstützung angedeihen zu lassen ist, insbesondere bei der Wiedererlangung seines bisherigen Ensembles. Außerdem sei der Führer bereit, einen Sonderzuschuss zu genehmigen, worüber ich [von Niessen] weiteres mit dem Minister [Joseph Goebbels] besprechen sollte.

Ein Sieg auf ganzer Linie, gekrönt von der Aussicht auf einen erneuten Führerbesuch im Saarbrücker Hitlertheater, dem dann dritten, nach 1938 und 1939, diesmal anlässlich der Spielzeiteröffnung mit Webers *Freischütz*. Der Opener mit der *ersten deutschen Nationaloper*

fand Hitlers Segen. »Der Gedanke ist als sehr glücklich empfunden worden, da *Freischütz* eine schöne, deutsche Oper sei. [...] Der 9. Oktober ist bereits am [sic] Führerkalender vorgemerkt.«

Da aber hatte sich Naivling von Niessen dann doch gründlich verschätzt und hätte zur Vergewisserung nur im zweiten Teil des *Faust* nachzuschlagen brauchen. »Im Deutschen lügt man, wenn man freundlich ist«, belehrt da im »hochgewölbten engen gotischen Zimmer« Baccalaureus den Mephistopheles. Wie dort, so war es auch tatsächlich. Weder flossen 500 000 Reichsmark aus Goebbels' oder Hitlers Schatullen von der Spree an die Saar, noch sah der Intendant die zur Wehrmacht eingezogenen Theatermitglieder wieder, geschweige den *Führer* in dessen Saarbrücker Loge. Der Panzer war nunmehr das Sprachrohr deutscher Kultur.

II. Vom doppelten Spiel

Die Theater des *Dritten Reichs* sind als willige Dienstleister des Hitlerstaats zu bezeichnen. Sie wurden nicht mißbraucht, sondern sie waren im operativen Geschäft gehorsam ausführende Organe nazistischer Propaganda, Lautsprecher der Macht im Sektor der Unterhaltungskunst und dabei sicher gebunden an die Berliner Zentrale wie ein Kleinkind an die Eltern, mit einem *Bock von Babelsberg* als *pater familias*, wie der spindeldürre und klumpfüßige Joseph Goebbels halbseiden-respektvoll für seinen stets individuellen Beistand junger Schauspielerinnen genannt wurde.

Die Darsteller selbst ließen sich ernüchternd klar auf die Liaison mit der braunen Tyrannei ein, selbst wenn sie teilweise vorab, in den *Roaring Twenties*, noch roten Anstrich getragen hatten. Goebbels, auch Leiter der Reichskulturkammer, bezeichnete plastisch diese Wandlungsfähigkeit als »Labilität der Bühnenschaffenden« und ordnete perfide und generös diese frappante Ressource unter den Charaktereigenschaften der Mimen ein. Dabei waren die wenigsten von ihnen Überlebensopportunisten ohne jegliche ideologische Ausrichtung, sondern sie changierten vielmehr wie ein Wechselbalg zwischen Mitläufertum und blankem Karrierismus.

Wer im Deutschland jener Jahre sein Heil in der Kunst suchte, mußte in der Reichstheater-

oder der Reichsmusikkammer organisiert sein. Wer nun hierfür einen Mitgliedsantrag stellte, erfuhr einen Gesinnungsscan von Person und Bezugssystem durch die Behörde des nazistischen Chefideologen Alfred Rosenberg. Diese Testung war nicht larviert. Somit wußten die Theaterschaffenden jener Jahre genau, auf was für ein Spiel sie sich einließen und waren somit in doppelbödiger Hinsicht ihrer Hitlerbühne würdig.

Würdelos im brutalen Wortsinne der *Lingua Tertii Imperii* (Victor Klemperer) aber war, wer durch die Raster dieses Reichsüberwachungsamtes fiel, als jüdisch Versippter oder als Anhänger des Kinderglaubens von der *Schaubühne als moralische Anstalt*.

Solche Antagonisten hatten auf arischen Bretterböden keinen Platz. Viertausend von ihnen flüchteten nach der Machtergreifung über die Grenzen, aber über dreißigtausend Theatermacher aller Sparten dienten submissiv dem Regime und ließen Staat mit sich machen. Dieser wiederum ließ sich nicht lumpen, denn niemals zuvor als im nazistischen Deutschland erreichten Schauspieler, Sänger, Tänzer und Orchestermusiker eine solch solide wirtschaftliche und soziale Absicherung durch Tarifordnung, Pflichtversicherung und Kündigungsschutz. Darüber hinaus durften verdiente Staatskünstler darauf hoffen, 40

Prozent ihrer Einkünfte als steuerfreie Werbungskosten abzusetzen.

Es ließ sich also gut leben auf Hitlers teutonisch geöltem Thespiskarren, vorausgesetzt man hatte sich brav die klapprigen Verse des Reichsdramaturgen Rainer Schlösser einverleibt: »Ob Darsteller, ob Dichter – / das gilt jetzt gleich: / Jeder ist jetzt nur ein schlichter / Bekenner zu Führer und Reich.«

III. Worte wie Arsen

An Unterwerfungsoffensiven von Künstlerinnen und Künstlern um des eigenen Profits willen hat es im Nazismus nie gemangelt, auch am Saarbrücker Stadttheater nicht. Nur wenige Wochen nach der Pro-Hitler-Entscheidung des Saargebiets vom 13. Januar 1935 versuchte der seit 1933 amtierende Intendant Heinz Huber die noch verbliebenen jüdischen Ensemblemitglieder auf perfide Weise zu entlassen, trotz der vom Völkerbund in den Römischen Verträgen durchgesetzten Schutzbestimmung, nach der Bewohner des Saargebiets, gleich welcher Staatsangehörigkeit, keine Benachteiligung aufgrund ihrer Sprache, Rasse oder Religion für die Dauer eines Jahres nach Etablierung des gewählten Systems befürchten mußten. Die *Säuberung* gelang dann erst nach Ablauf der Frist, doch

Aufmarsch der Hitlerjugend vor dem Theater



ein Zeichen war gesetzt und niemand aus dem Ensemble solidarisierte sich mit den gebrandmarkten Musikern des Orchesters oder protestierte gar gegen die Entscheidung der Theaterleitung, sondern allgemein müssen die Kollegen und Kolleginnen das Monate andauernde Mobbing gegen Konzertmeister Darius Strauß, Hornist Willi Sprecher und Solocellist Mischa Rakier mindestens toleriert haben.

Im Gegensatz zu seinen Leidensgenossen war der seit 1922 in Saarbrücken als Generalmusikdirektor wirkende Felix Lederer politisch zunächst hellstichtiger. Lederer erkannte frühzeitig die Unmöglichkeit seines Statuserhalts unter dem neuen Regime und suchte bereits 1933 um seine vorzeitige Verrentung aus »gesundheitlichen Gründen« nach. Die finanzielle Ausstattung und Absicherung des Ruhestands sowie eine den Schein wahrende Demission wurde dem Anfang des 20. Jahrhunderts zum Protestantismus konvertierten Dirigenten Ende 1934 zugesichert, weshalb Lederer dann sein letztes Sinfoniekonzert am 2. April 1935 gab, übrigens unter großer Anteilnahme des Publikums. Sechs Jahre später sah der Fall gänzlich anders aus: Darius Strauß lebte mit seiner Frau versteckt in Frankreich, Willi Sprecher und Mischa Rakier hatten sich mit ihren Familien in Palästina eingelebt, wo sie zur Gründungsformation des *Palestine-Orchestra* gehörten, des späteren *Israel Philharmonic Orchestra*. Felix Lederer dagegen verlor seine existentiellen Grundlagen und war gänzlich auf seine arische Frau angewiesen, denn die Stadt Saarbrücken hatte im Mai 1941 die Pensionszahlungen eingestellt.

Im Gegensatz zu seinem Vor-Vorgänger Heinz Huber, der mit seinem späteren ober-schlesischen Theaterensemble Beuthen mehrfach vor dem Wachpersonal in Auschwitz gastierte, übernahm Bruno von Niessen den Führerbau selbstverständlich *judenrein*. Niessens Name steht nicht in Zusammenhang mit den *Säuberungen*, dennoch findet sich ein Vorgang in deren Nachfolge aus dem Dezember 1941, eine scheinbar unerhebliche Episode, die seine ideologische Wesensmitte jedoch deutlich charakterisiert.

Im Herbst 1941 hatte die *Saarbrücker Druckerei* die Restauflage ihrer bereits

1932 von Fritz Kloeveborn veröffentlichten *Chronik des Saarbrücker Theaters* der Stadt zum Kauf angeboten. Oberbürgermeister Fritz Schwitzgebel besprach den Vorgang am 16. Dezember mit Bruno von Niessen, der dies protokollierte:

Dabei weist der Intendant auf die letzte Seite des Buches hin, wonach »der erste Kapellmeister des Mannheimer Stadttheaters, Felix Lederer, zum Generalmusikdirektor ernannt wurde. Mit dieser Neuregelung trat das Saarbrücker Theater in ein neues Stadium der Entwicklung«. Mit Rücksicht auf den letzten Satz lehnt Herr Oberbürgermeister die Anschaffung des Buches ab. Dies soll dem Verlag vom Herrn Intendanten mitgeteilt werden.

Worte können wie Arsen wirken und in kleinen Dosen vergiften und töten. Das Protokoll Niessens zeigt: Nicht nur in der Realität deutscher Kultur, sondern auch in deren Vergangenheit hatten Juden nunmehr keinen Platz. Ihre Verdienste, sogar ihr Sein, sollten selbst aus der Historie getilgt werden.

IV. Von Stücken

Das im Herbst 1940 wiedereröffnete Saarbrücker Theater verhielt bis zur allgemeinen Schließung aller Bühnen unter Goebbels' Diktum des *Totalen Kriegs* am 1. September 1944 stets schöne Stücke, egal ob diese im Führertheater oder im Saalbau umgesetzt wurden, der Ausweichspielstätte für das in der Nacht vom 29. auf den 30. Juli 1942 durch Fliegerangriff weitgehend zerstörte Haus an der Saar.

Die Titel der Musiktheatersparte könnten durchaus aktuellen Spielplänen entsprungen sein, so marginal hat sich das Kernrepertoire in den vergangenen Jahrzehnten verändert. *Zauberflöte* (1940/41), *Freischütz* (1940/41), *Fledermaus* (1941/42), *Rigoletto* (1940/41) *Aida* (1941/42), *Bohème* (1942/43), *Madame Butterfly* (1943/44), *Carmen* (1941/42), *Rosenkavalier* (1940/41) oder *Zarewitsch* (1940/41) zählen auch heute noch zu den Top-Acts der Aborigine, wobei hinsichtlich einer größeren Zeitgenossenschaft die Dramaturgie des Führertheaters geradezu punktet, denn schließlich lebten die Komponisten der letztgenannten Werke ja noch, Richard Strauss und Franz Lehár.

In der seitdem verstrichenen Zeit emanzipierten sich die Werke von den Biographien ihrer Autoren und verdrängten die unangenehme Debatte über Kunst und moralische



Bruno von Niessen



Einweihung des Theaters 1939 in Anwesenheit von Adolf Hitler und Konsorten

Verantwortung. Damals aber verstärkte die Orientierung an dem Amalgam von Macht und Gewalt die Schamlosigkeit desjenigen Menschen, der sich in den nazistischen Rhythmus einzupulsen vermochte, denn dann konnte er gewissenlos auf Kosten anderer profitieren.

Richard Strauss übernahm etwa 1933 ein Konzert der Berliner Philharmoniker, weil Bruno Walter den neuen Machthabern als Jude mißliebig war und ausgedungen wurde. Ebenso half Strauss im selben Jahr in Bayreuth aus, weil Arturo Toscanini aus Protest gegen den Nazismus seine Teilnahme an den Festspielen abgesagt hatte. Franz Lehár versprach 1940 Goebbels, seine jüdische Ehefrau ins Ausland zu schicken und rührte trotz Einflußmöglichkeiten keinen Finger für seinen Librettisten Fritz Beda-Löhner, der in Auschwitz ermordet wurde.

Persönliche Verantwortung konnte im Nazismus geschickt auf ein kollektives Ganzes übertragen werden, denn das Individuum war »entthront« worden. »Du bist nichts, dein Volk ist alles«, rief eines der populärsten Spruchbänder. Dies bedeutete die Betäubung des Individuums. Innerhalb dieser Operation waren die Theater keine Inseln der Hoffnung

im Meer der Barbarei, sondern der Gräueltat zivilisiert erscheinender Auswuchs. Die Taktung hatte Goebbels im Mai 1933 in seinem Referat *Das deutsche Theater und seine Aufgaben* vorgegeben:

[An die Stelle] der Vergottung der Einzelperson [tritt nun] die Vergottung des Volkes. (...) Die deutsche Kunst der nächsten Jahrzehnte wird heroisch, wird stählern romantisch, wird sentimentalitätslos, sachlich, wird national mit großem Pathos, sie wird gemeinsam verpflichtend und bindend sein – oder sie wird nicht sein.

In diesem Sinne müssen alle Programme des Spielplanes betrachtet werden, einschließlich denen des vordergründig apolitisch erscheinenden Konzertwesens, denn auch hier war der Kontext entscheidend. Im letzten Sinfoniekonzert vor der Schließung aller kulturellen Institutionen spielte das Städtische Orchester Saarbrücken mit dem Landes-Sinfonieorchester Westmark Ludwigshafen am 2. Mai 1944 unter Generalmusikdirektor Heinz Bongartz die Böcklin-Tondichtungen Regers sowie das 5. Klavierkonzert und die 5. Sinfonie Beethovens.

Das *Kriegsglück* hatte sich gewendet, die Alliierten waren im Frühjahr 1944 auf dem Vormarsch und die nazistische Propaganda ver-

hieß nur noch *Wunderwaffen* für den *Endsieg*. So firmierte das Konzert für die *Saarbrücker Zeitung* unter dem Motto »Musik des Glaubens und der Kraft«. Als Solistin war »die deutsche Meisterin am Flügel« Elly Ney tätig:

[Sie] führt uns mit ihrer hohen Kunst ein in das Reich eines Unsterblichen, der gerade uns Heutigen in seiner Musik Kraft und Glauben schenkt und die Gewissheit, dass dort Sieg ist, wo der Wille zum Sieg ungebrochen bleibt.

»Die gute Laune ist ein Kriegsartikel«, schrieb Joseph Goebbels. »Mit Kopfhängerei und weltanschaulichen Theorien gewinnt man keine Schlachten.« In diesem Sinne erhielt auch der offiziell mit Publikationsverbot belegte Erich Kästner eine weitere Chance. Sein unter dem Namen Robert Neuner, dem Pseudonym eines Freundes, verfertigtes Lustspiel *Das lebenslängliche Kind* (Premiere: 18. Januar 1941) zählte mit drei Nachmittags- und vierzehn Abendveranstaltungen zu den belieb-

testen Inszenierungen der Spielzeit 1940/41. Der Plot selbst, eine Dramatisierung des Romans *Drei Männer im Schnee*, ist eher belanglos, aber: »Selten wurde im Gautheater während des Spiels und auch nach der Aufführung so gelacht und geklatscht« (*Saarbrücker Zeitung*).

Die unter Joseph Goebbels' Aufsicht stehende nazistische Kultur hatte aber nicht nur das heitere Genre im Sinn. Während der Vorstellungszeit des Kästner-Stücks zeigten die damals das Theater weit an Beliebtheit übertrumpfenden Lichtspielhäuser in Saarbrücken Veit Harlans *Jud Süß* (Kinowerbung: »Jedes große Werk hat etwas von einem Gleichnis. Auch dieser Film zeigt nicht ein Einzelschicksal und eine historische Begebenheit, sondern ein Völkerschicksal, das wir erst heute recht verstehen können.«) sowie *Achtung! Feind hört mit!* (Kinowerbung: »Das Material zu diesem Film lieferte leider die Wirklichkeit. Entsetzt erkennen wir das Ausmaß der Tätigkeit aus-

ländischer Agenten und die Folgen ihrer skrupellosen Menschenfängerei.«). *Jud Süß* und *Achtung! Feind hört mit!* waren für Jugendliche ab 14 Jahren zugelassen. Jugendverbot galt für *Rosen in Tirol*, einer Verfilmung der Operette *Der Vogelbändler* von Karl Zeller mit Hans Moser, Johannes Hesters und Theo Lingen. Ausdrücklich für Schulkinder waren die *Jugendfilmstunden der HJ* gedacht, im Programm: »der große Dokumentarfilm *Der ewige Jude*«.

Der Nazismus fand in offener Form aber auch auf der Saarbrücker Bühne statt, mit Werken brauner Autoren wie Eberhard Wolfgang Möller, Heinz Ortner, Gerhard Schumann oder Edgar Kahn. Eine Besonderheit in dieser Hinsicht ist die Urauffüh-

Gautheater Saarpfalz. Saarbrücken, den 14. Januar 1941

Kostenvorschlag Nr. 10

Werk: Das lebenslängliche Kind Erstaufführung: 18. Januar 1941

Spielleitung: Walter Martin

Anzahl der Aufführungen voraussichtlich: 10 - 15

Bühnenbildner: Heinz Dahm

15. JAN. 1941

Lfd. Nr.	Vorschlag für	Betrag RM.	Die Ausgaben werden gedeckt aus verfügbaren Mitteln		Bemerkungen
			lfd. Etat RM.	Fundusbeschaffung RM.	
1	Dekorationsfundus	1832.	1832.		
2	Kostümfundus	650.	650.		
3	Leihgebühren für Dekorationen, Kostüme, Requisiten				
4	Beleuchtungsfundus				
5	Perückenfundus				
6	Requisiten-Handgerät				
7	Instrumentenfundus				
8	Leihgebühren für Noten und Rollen				
9	Anschaffung von Noten und Rollen	32.50	32.50		
10	Urheberanteile				1% der Einnahme
11	Sonstiges				
		2514.50	2514.50		

Anmerkungen:

9.1. 10.1. 11.1.

Intendant.

Kostenkalkulation für die Produktion von Erich Kästners *Das lebenslängliche Kind*

nung des dramatischen Erstlings *Die Stunde des Triumphes* von Herbert Reinecker am 4. Januar 1941. Das NSDAP-Organ *NSZ Westmark* war vom Inhalt des vom Freiheitskampf der Iren gegen England berichtenden Stückes sehr angetan:

Jerry Moran, ein junger Ire – ein Feuerkopf, der jedoch vom Vater selbst den ›strengen Anblick von Recht und Rechlichkeit‹ erhielt – kehrt nach langen Jahren der Abwesenheit als englischer Offizier in die irische Heimat zurück. Bei einer Aktion gegen die irischen Freiheitskämpfer, die unter seiner Führung stehen, wird zusammen mit anderen ›Rebellen‹ auch sein grauköpfiger Vater gefangen genommen. Er stirbt, wie die anderen Kameraden, tapfer, hart und treu bis in den Tod, im Morgenrauen eines fahlen Tages – – durch den Strang. Dieses aufwühlende Erlebnis, verstärkt durch die dumpfe Empörung der in Massen die Richtstätte umlagernden Iren, verstärkt auch durch die aufpeitschenden Reden des buckligen Buthardy, der ein fanatischer Agitator ist, bewirkt in Jerrys Herzen die entscheidende Wandlung: ›Von Ufer zu Ufer der Meere bin ich gezogen, den Träumen nach und dem Befehl ... Nun bin ich wieder, was ich war: ein treuer Sohn der alten Erde, und die mich schon verloren hat, kettet heute mich mit hundertsfachen Banden an sich!‹ Und in der gleichen Stunde, da sein Vater den Märtyrertod starb, wird Jerry Moran, kühl und beherrscht, mit heißem Herzen, doch klarem und nüchternen Verstand, zum Führer des großen Aufstandes. Bereitet systematisch die Stunde des Triumphes vor, heimlich und mit allen Mitteln, selbst denen der Verstellung. Wird so zum gefährlichen Gegner Lord Wavericks, der die englische Herrschaft in Irland vertritt. Jerry überwindet auch die Gefahren, die aus Liebe und Eifersucht seinen Weg bedrohen. Bleibt auch im entscheidenden Augenblick beherrscht, nur der Idee und seinem Auftrag dienend. So aber erwächst ihm, sicher und unabdingbar, der Sieg.

Die *NSZ* lobt die Bühnenwirksamkeit des Stückes (»[Die Szenen] leben unmittelbar aus einer starken und ständig sich steigernden inneren und äußeren Spannung, und in der Gefängnistorszene des dritten Aktes schließlich wächst die Gestaltung überzeugend ins Monumentale«) und zieht als Fazit:

[Die Stunde des Triumphs läßt den Zuschauer] des Glückes bewusst werden, einem Volk anzugehören, dessen Führer nicht nur die Notwendigkeit erkannte, ›die hohen Ziele des Kampfes zu halten‹, sondern zugleich auch um die Wege weiß, dies zu erreichen, und der diese Wege in der programmi-

Anzeige des Theaters in der *NSZ Westmark* vom 17. 1. 1941

schen Zukunftsschau einer neuen und wahrhaft gerechten Weltordnung bereits eindeutig festgelegt hat.

Der damalige SS-Kriegsberichterstatte sollte nach seinem Saarbrücker Erfolg Karriere machen. Die Uraufführung seines nächsten Stückes fand in Berlin und nicht mehr in der Provinz statt. Der junge Schriftsteller schaffte auch den Sprung von der Diktatur in die Demokratie und startete hier richtig durch. Virtuos nutzte er das neue Medium Fernsehen. Herbert Reinecker war u. a. der Schöpfer der Kriminalserie *Derrick*.

Bruno von Niessen hielt bis zuletzt in Nibelungentreue am System des nazistischen Theaters fest. Sein am 18. Juli 1944 dem Saarbrücker Oberbürgermeister zur Begutachtung vorgelegter Spielplan der Saison 1944/45 sah für den 56. Geburtstag des *Führers* am 20. April 1945 die Premiere von Wagners *Tristan und Isolde* oder von Beethovens *Fidelio* vor. Keines der Stücke wurde gespielt, denn der *Totale Krieg* rekrutierte auch Hitlers Komödianten zum *Volkssturm*. Die, die überlebten, fanden schnell in ihr ursprüngliches Metier zurück. Entnazifizierungsbedingte Berufsverbote wie bei Herbert von Karajan waren selten und nur von kurzer Dauer, *Persilscheine* leicht zu beschaffen. Bruno von Niessen wurde in der jungen Bundesrepublik Intendant des Stadttheaters Münster.

Universalistischer Separatismus

Über eine alte saarländische Politik

Von Stefan Ripplinger

Im Saarland war ich kein Saarländer. Saarländer bin ich in Berlin geworden. Von einem ähnlichen Paradoxon berichten viele Aussiedler. Ich könnte es mit dem üblichen Mentalitätszinnober, mit Sprüchen, Gebräuchen und Dibbelabbes garnieren. So etwas überlasse ich lieber der Soziologie und dem Kabarett. Aber das Saarland bietet mir auch eine politische Besonderheit an, ein weiteres Paradoxon, nämlich den universalistischen Separatismus, der dort einmal denkbar war, die Abspaltung um eines größeren, eines utopischen Ganzen willen. Ich meine die Politik von Johannes Hoffmann, dem Ministerpräsidenten des autonomen Saarlands von 1947 bis 1955. Dafür, diese historische Option – eine verlorene Option – verstehen und schätzen zu lernen, mußte ich mich erst im historischen Zentrum Preußens ansiedeln.

Wenn es noch nötig gewesen wäre, hätte mich Hoffmanns Politik gegen die Anmaßungen Berlins, ob unter Schröder oder unter Merkel, immunisiert. Hoffmanns Politik hat mich gelehrt, die Vorzüge des Föderalismus zu erkennen, der mir zuvor so kleingeistig erschienen war, wie mir der Lokalpatriotismus noch immer erscheint.

Fragwürdig mag es sein, daß ich als ein Linker, der im Alter sogar immer weiter nach links gerückt ist, nach Schöneiche gepilgert bin, um das Häuschen zu suchen, das Hoffmann in den zwanziger Jahren bewohnt hat.¹ Fragwürdig meine Vorliebe für einen Mann des Zentrums, den viele für autoritär, wenn nicht sogar für klerikalfaschistisch gehalten haben und halten. Fragwürdig auch meine Begeisterung für eine Politik, die gescheitert ist, ja vermutlich zum Scheitern verurteilt war.

Ich sollte, auch mir selbst, solche Fragen beantworten. In Hoffmanns Staat habe ich nicht gelebt, bin kein Historiker und hüte mich davor, Zustände zu preisen, die ich nicht kenne. Von der Verklärung eines Regimes kann also keine Rede sein, wohl aber von der Wertschätzung politischer Ideen, die einzig-

artig sind. Oder sind sie doch nicht ganz einzigartig?

Die Hoffmannschen Ideen könnten sich in denen von einer »Rheinischen Republik« vorbereitet haben. Auch diese Geschichte, die sich kurz nach dem Ersten Weltkrieg zutrug, wird heute, wie die des Saargebiets, als Gerangel großer Mächte, nämlich Deutschlands mit den Alliierten, gelesen. Aber auch wenn die Perspektive von oben meist für sich hat, daß sie die der maßgeblichen Akteure ist, empfiehlt sich uns die der unmaßgeblichen allein schon deshalb, weil nicht von oben blicken kann, wer unten sitzt.

Die Werte der Kämpfer für einen Rheinestaat, der ursprünglich das Rheinland, Westfalen, Hessen, Baden und die Rheinpfalz umfassen sollte und sogar zweimal, 1919 und 1923, ausgerufen worden ist, waren wie die Hoffmanns und seiner Getreuen zuerst und vor allem katholisch und pazifistisch. Als solche belebten und verstärkten sie sich, hier wie da, in der Reaktion auf das gerade überstandene oder auf das unmittelbar bevorstehende Desaster. Das Desaster, die unfaßbaren Zerstörungen des Krieges und der namenlose Terror der Nazi-Deutschen, wurde auf den wilhelminisch-preußisch-militaristischen Komplex, auf die Macht-vor-Rechtler aus Berlin zurückgeführt.

1919 ist auf einem Plakat zur Proklamation der »Rheinischen Republik« zu lesen:

*Das rheinische Volk will aufrichtig und ehrlich einen Frieden, der die Grundlage für die Versöhnung aller Völker bilden würde. Deshalb sagt es sich aus freien Stücken los von den Grundübeln, durch die so viele Kriege verursacht wurden: dem entarteten Feudalismus und Militarismus. Damit beseitigt es für immer das Hindernis, das sich einem wahren Frieden entgegenstellt.*²

Die auch in den folgenden Jahren von den Befürwortern des Rheinestaats immer wieder beschworene »Friedensbrücke« nach Frankreich sollte allerdings nicht zur Annahme verleiten, die Rheinestaatler wären ausgespro-

chen frankophil gewesen. So besagte es, wie später bei Hoffmann, bloß die Propaganda ihrer Gegner. Im Gegenteil sind Bekenntnisse zu Deutschland sehr häufig. Aber es sollte eben ein Deutschland sein, das nicht länger von Preußen dominiert wird. Es sollte ein Deutschland sein, das sich mit Frankreich verträgt, ja seine Impulse aufnimmt.

Der antipreußische Affekt reicht vor den Krieg, weit ins 19. Jahrhundert zurück und hatte sich im Kulturkampf enorm erhitzt. Auf viele Katholiken wirkte dieser Kampf weder als weltanschauliche Debatte noch als Streit um eine Liberalisierung, sondern als Zuspitzung der Arroganz einer Macht, die sie systematisch benachteiligt und gedemütigt hat. Das katholische Bürgertum, das solche Zurücksetzungen leichter kompensieren konnte, versöhnte sich nach der Beilegung des Kulturkampfes bald mit der Nation. Nun wurde die katholische Mission auch in den deutschen Kolonien tätig; »Missionseifer und Kolonialbegeisterung« wuchsen zusammen.³ Man freundete sich sogar mit der Flottenrüstung an. Allein die Geistlichkeit, das ländliche Proletariat und ein Teil des Kleinbürgertums pflegten weiter ihren Antiborussismus. Sie waren es, die in Scharen den Kaisergeburtstag und den Sedantag boykottierten, und sie waren auch die Träger der Rheinstatebewegung.

Daß in dieser kurzlebigen Bewegung gelegentlich auch völkische Töne angeschlagen wurden und etwa einer ihrer Anführer, Hans Adam Dorten, gegen die »Herrschaft der halbslavischen Parvenuestadt an der Spree«⁴ polemisierte, sei ebensowenig verschwiegen wie ihre antisozialistische Stoßrichtung. In Berlin regierte inzwischen der Sozialist Ebert, aus Berlin fürchtete das rheinische Gemüt eine rote Gefahr.

Dabei stammten gar nicht alle Rheinstateler aus dem Traditionskatholizismus, ihr wildester Mitkämpfer, Joseph Smeets, kam aus dem Kölner Arbeiter- und Soldatenrat. Smeets gehörte zu der Minderheit, die eine Abtrennung des Rheinstate von der Weimarer Republik forderten, während die meisten anderen sich mit einem Autonomiestatus begnügt hätten. Die Separatisten spielten der reichsdeutschen Gegenseite einen Vorwand zur Niederschlagung der Bewegung in die Hände. Nun konnten Anklagen wegen Hochverrats erhoben werden und die Nation war vorläufig gerettet.

Alle Flügel der Rheinstatebewegung einte die Ablehnung der großdeutschen Tendenz und Nation. Entsprechend fanden sich ihre Gegner unter all jenen, denen selbst eine schlechte Nation lieber war (und ist) als gar keine, von den Kommunisten über die Sozialdemokraten, das liberale Bürgertum bis hin zu den Nationalisten und kommenden Faschisten. Auch Hoffmann hat zu dieser Zeit die Nation befürwortet, trotz seiner alptraumhaften Erfahrungen im Ersten Weltkrieg, in den er als Freiwilliger eingetreten war und den die Tirpitze und Thyssens, die Anführer ebenjener Nation, in deren Dienst er sich stellte, mutwillig herbeigeführt hatten.

In den zwanziger Jahren war er Parteigänger und Helfer des Reichskanzlers Wilhelm Marx, der 1925 im Präsidentschaftskampf gegen Generalfeldmarschall Hindenburg unterlag. Marx und Hoffmann gehörten zu einem politischen Katholizismus, der sich mit der deutschen Nation zu arrangieren wußte; Marx hatte sich deshalb gegen die rheinischen Sonderlinge erklärt.

An Kämpfen mit Preußen, Reich und Reichen hat es dennoch nicht gefehlt. Noch im Rückblick emphatisch berichtet Hoffmann vom Sieg des katholischen Arbeiterkandidaten Bartholomäus Koßmann gegen die damals allmächtige Feudalherrschaft der Industriellenfamilie Stumm.⁵ Das war 1912, als Koßmann überraschend in den Reichstag gewählt wurde. Doch beruhte bereits dieser Erfolg darauf, daß der Kandidat sich gleichzeitig als Katholik und Nationaler, als Gewerkschafter und Moderater verstand. Ganz ähnlich positionierte sich damals auch Hoffmann, der 1929 »in der ausgesprochenen Absicht an die Saar zurückgekehrt [war], bei der Rückgliederung mitwirken zu können«.⁶

Der Unterschied zu Koßmann sollte sich noch herausstellen. Während dieser, bei allen Vorbehalten gegen das Regime, argumentierte, die Entscheidung über die Zugehörigkeit des Saargebiets sei »für die Ewigkeit«, »man dürfe sich dabei weder von der gegenwärtigen Lage noch von Gefühlen leiten lassen«,⁷ unterstützte Hoffmann ausschließlich eine Eingliederung in ein demokratisches oder in ein, wie er es verstand, »christliches« Deutschland.

Wert und Wirklichkeit sind zweierlei, aber die Wirklichkeit tingiert, ja deformiert die Werte. Werte sind keine eisernen Prinzipien, als welche sie Koßmann begriffen hat, der,

ob's stürmte, ob's schneite, wacker an seinem Deutschtum festhielt. Hoffmann versuchte sich noch eine Weile an einer umständlichen Begriffszergliederung, wollte unter »christlich« etwas anderes als die Deutschen Christen, unter »Nation«, »Deutschland«, gar einem »ewigen Deutschland« etwas anderes als die Nazis verstehen. Doch manche Begriffe werden, und ganz plötzlich, für immer zuschanden. So wirkt es heute recht komisch, daß Hoffmann noch 1934 schrieb:

*Wer als nationaler Deutscher es gut meint mit dem ewigen Deutschland, muß aus tausend und einem Grunde das Hitler-Deutschland bekämpfen. Solange Hitler, Rosenberg und viele andere Deutschland regieren, wird auch kein Saarländer an der deutschen Westgrenze seines Lebens froh werden.*⁸

Das traf nicht zu. Heinrich Schneider (NSDAP/DPS/FDP), der gehässige Gegenspieler Hoffmanns, wurde wie ungezählte Landsleute seines Lebens froh, als Hitler, Rosenberg und viele andere das »Gau Saarland« regierten. Schneider berief sich noch später gern auf diese Zeit und warf dem Handvoll ins Exil gezwungener saarländischer Gegner Nazideutschlands Treulosigkeit, ja Bequemlichkeit und Käuflichkeit⁹ vor. Nur eine Handvoll waren es, immerhin mehr als anderswo; etwa »6000 Saarländer, rund 0,8% der Bevölkerung haben (nach 1935) ihre Heimat verlassen, ein absoluter Spitzenwert in der deutschen Emigrationsgeschichte nach 1933.«¹⁰ Man ersieht daraus, wie kläglich es insgesamt um die Gegnerschaft zum Nationalsozialismus bestellt war und was für eine Ausnahme Hoffmann ist.

Nicht alle lehnten sich so weit aus dem Fenster, waren sich der deutschnationalen Stimmung im Saargebiet so sicher wie Schneider. Aber trotz aller Anekdoten von winzigen und winzigsten Widerstandstaten, die einem die Alten stolz erzählt haben, mußte ein Saarländer, der nach dem Krieg geboren ist, doch den Eindruck gewinnen, daß nicht nur diejenigen, die vom Regime profitiert haben, sondern auch die meisten derer, die von ihm verschont worden sind, ihres Lebens durchaus froh wurden.

Als Karl Jaspers, den Hoffmann im Motto seiner Erinnerungsschrift zitiert, sich 1946 an die Pogromnacht 1938 erinnerte, formulierte er noch allzu milde:

Unter unserer Bevölkerung waren wohl viele empört, viele tief ergriffen von einem Entsetzen, in dem die Ahnung kommenden Unheils lag. Aber noch

*mehr setzten ohne Störung ihre Tätigkeit fort, ihre Geselligkeit und ihre Vergnügungen, als ob nichts geschehen sei.*¹¹

Im Lichte jüngerer Forschung hätte er schreiben müssen: Sehr wenige waren entsetzt, bei den allermeisten hieß es »business as usual« und Schwenkbraten wie schon letztes Jahr.

Damit war der Status quo, für den Hoffmann unter dem Eindruck des Terrors mutig eingetreten ist und der eine relative Autonomie des Saargebietes bedeutet hätte, nicht nur vom Tisch, sondern eigentlich nicht mehr zu rechtfertigen. Denn eine Sezession soll, wie einer ihrer Theoretiker schreibt, zum Ziel haben, einen Wandel herbeizuführen, »that leave a greater percentage of people happy«.¹² Die Saarländer fühlten sich aber in ihrer absoluten Mehrheit »happy« in Deutschland, ob mit Hitler oder mit Adenauer. Es gab keinen politischen Grund mehr für einen autonomen Saarstaat, es gab nur mehr moralische, utopische Gründe.

Anstatt sich dem Votum zu fügen oder – worin er von seiner Kirche unterstützt worden wäre – sich der Tagespolitik fortan zu enthalten, organisierte Hoffmann den Widerstand. 1935 blieb ihm deshalb keine andere Wahl als die Flucht. 1935 galt er als toter Hund und entsprang nur mit einigem Glück. Aber zehn Jahre später, im September 1945, als er aus Brasilien zurückkehrte, hätte er sich an die überwältigende Zahl der Saarländer, die »heim ins Reich« gewollt hatten – mögen es die offiziell 90, mögen es ein paar Prozent weniger gewesen sein – erinnern müssen. Er hätte zumindest ahnen können, daß wiederum weder Wirklichkeit noch Macht, noch Realpolitik auf seiner Seite waren.

Hier beginnt das interessanteste Kapitel in der Geschichte von Johannes Hoffmann. Es handelt von einer Ablösung, die eine Eingliederung, von einer Separation, die eine Vereinigung sein sollte. Das war nicht nur ein sehr gewagtes, phantastisches Unterfangen, es war gedanklich neu, auch wenn viele Befürworter des Rheinstaats diesen als einen Teil des »deutschen Hauses«, als Teil eines »Deutschen Reiches als Friedensrepublik«, als Beitrag zu »Völkerfrieden und Völkerfreundschaft« gesehen haben.¹³ Doch waren das vergleichsweise faßliche Angaben; das Deutsche Reich gab es, Frankreich gab es und den Völkerbund gab es ebenso. Und der »Völkerfrieden«, die »Völkerfreundschaft« – geschenkt. Dagegen gab es

die »europäische Einheit«, auf die Hoffmann bauen wollte, noch nicht. Er wollte einen europäischen Staat ohne Europa begründen. Er wollte eine Utopie leben – eine praktische Unmöglichkeit. Daß er sie mit dieser Bevölkerung angestrebt, daß er ausgerechnet ihr soviel zugetraut hat, mutet heute wie eine Don- quichotterie an, wurde aber ausgesprochen überlegt, fast bedächtig ins Werk gesetzt.

Hoffmann schreibt rückblickend:

»Erstes Ziel war, den Menschen (des Saargebiets) die Existenzgrundlage zu erhalten und ihnen auf diese Weise ein lebenswertes Leben zu sichern; zweites Ziel war, zur Aussöhnung zwischen Frankreich und Deutschland beizutragen; das dritte Ziel war, durch eine gefestigte deutsch-französische Freundschaft das Fundament einer europäischen Einigung zu legen.¹⁴

Deshalb hat sich Hoffmann auch gegen den Begriff des »Separatismus« verwahrt. Seine Abtrennung und Autonomisierung war als Vereinigung konstruiert, die er, mit großem historischem Recht, nur gegen den »überlebten Nationalismus« zu erreichen glaubte.

Hoffmann dürfte einer der sehr seltenen Sezessionisten weltweit sein, die nicht allein das Interesse einer bestimmten Gruppe, hier der Menschen an der Saar, sondern auch die ihrer Nachbarn, hier Frankreichs und Luxemburgs und sogar Deutschlands, berücksichtigen. Sezessionismus ist sonst im Allgemeinen kontrollierter Egoismus, politisiertes Partikularinteresse. Anders in diesem Fall. Hoffmann baute einen Staat mit anderen, nicht gegen sie. Er gehörte zu den wenigen deutschen Politikern, die die Katastrophe nicht bloß durchlitten, sondern auch begriffen hatten und bereit waren, Konsequenzen aus ihr zu ziehen. Selbstverständlich unternahm er – siehe sein »erstes Ziel« – das staatspolitische Experiment unter der Voraussetzung, daß die Bevölkerung »happy« war, und das war sie, aufgrund der anfangs günstigen wirtschaftlichen Lage¹⁵ und einer engagierten und effektiven Sozialpolitik,¹⁶ tatsächlich für einige Jahre. Zumindest ließ sie geschehen, was nun geschah. Und das war außerordentlich.

Hoffmann bildete ein antifaschistisches Kabinett, fast ausschließlich aus ehemaligen Widerstandskämpfern und Emigranten, das die Zusammenarbeit auch mit Sozialdemokraten und anfangs sogar mit Kommunisten suchte (was sie ihm, gelinde gesagt, nicht gedankt haben). Dieses Kabinett sticht aus der Nach-

kriegsgeschichte heraus. Im Westen und, wenn auch in weit geringerem Maß, im Osten kehrten alte Nazis in alte Funktionen zurück, sicherlich opportunistisch-halbdemokratisch vielerorts, aber andernorts, insbesondere in Justiz und Schulwesen, erneuernd, was niemals hätte erneuert werden dürfen. Es kehrten die alten Kameraden zurück, die noch meine Generation haben erziehen dürfen. Dieser postnazistischen Realität verweigerte sich allein und für eine kurze Weile der kleine Saarstaat.

Die Geschichte dieses Staates müssen andere schreiben, mich erfreut seine bloße Idee. Ideen sind keine Luftgespinste, sie ordnen unser Denken, lenken unsere Blicke, beflügeln unsere Schritte. Gewiß, auch sie müssen sich bewähren. Und es ließe sich fragen, ob das Europa, das wir heute haben, nicht die Widerlegung des Hoffmannschen ist. Es ist ein Europa, das aus dem »überlebten Nationalismus« trieb. Die Nationalstaaten, das wiedererstarkte Deutschland voran, haben dieses Europa geschaffen. Aber es ist eben nicht das föderale, soziale Europa, auf das Hoffmann gesetzt hat. Die Pauperisierung ganzer Landstriche, die Auspressung und Erniedrigung der Unteren in Griechenland, Spanien und anderswo setzt vielmehr die alte preußische Politik unter europäischen Vorzeichen fort. Das neueste Spardiktat haben weder Katholiken noch Linke erlassen. Versagung ist die Lust von Charakteren, die sich selbst nichts gönnen und deshalb auch den andern nichts.

Andererseits war die Sparpolitik, obwohl sie dem neoliberalen Kurs widerstrebt, bislang ein voller Erfolg für die Eliten, insbesondere die deutschen. Und Erfolg, Macht, Wirklichkeit ist all das, wovon sonst immer, aber hier einmal nicht oder kaum die Rede ist. Erfolg, Macht, Wirklichkeit waren nicht, jedenfalls nicht lange auf der Seite von Johannes Hoffmann, den selbst die Nachwelt schäbig behandelt hat, die doch von ihm nichts mehr zu befürchten hatte. Noch heute gerät das Blut des nationalistischen Spießers in Wallung, wenn im Saarland an diesen Mann erinnert wird. Die Geschichtswissenschaft verweist dagegen sachlich auf die Unmöglichkeit seines Plans. Man ist ja kein Traumtänzer. Man fühlt sich, ganz allgemein gesprochen, »at home in the realm of German Realpolitik«.¹⁷ Das darf einen weder verwundern noch beirren. Weiter gilt, daß, wie Benjamin Fondane geschrieben

hat, »die Demagogie des Konkreten die älteste Demagogie der Welt«¹⁸ ist.

Anmerkungen

- 1 Heinrich Küppers, *Johannes Hoffmann (1890–1967). Biographie eines Deutschen*, Düsseldorf: Droste 2008, S. 61.
- 2 Vollständig nachgedruckt in Martin Schlemmer, »Los von Berlin«. *Die Rheinstaatbestrebungen nach dem Ersten Weltkrieg*, Köln – Weimar – Wien: Böhlau 2007, S. 752f.
- 3 Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866–1918*, Band I: *Arbeitswelt und Bürgergeist*, München: Beck 1990, S. 456.
- 4 Zitiert nach Schlemmer, »Los von Berlin«, S. 485. Orthographie im Original.
- 5 Johannes Hoffmann, *Das Ziel war Europa. Der Weg der Saar 1945–1955*, St. Ingbert: Conte 2013, S. 41. Ausführlich zu Hoffmanns Politik mein Aufsatz *Deutsch bis zum Grab. Der deutsche Nationalismus bestand vor 50 Jahren seine erste Probe nach 1945*, in: *Jungle World* 25, 2005 (auch online).
- 6 Johannes Hoffmann, *Das Ziel war Europa*, S. 44.
- 7 Reinhold Bost, *Bartholomäus Kofmann, Christ, Gewerkschafter, Politiker, 1883–1952*, Blieskastel: Gollenstein 2002, S. 211.
- 8 *Neue Saarpost* vom 1.9.1934, hier zitiert nach Johannes Hoffmann, *Das Ziel war Europa*, S. 52.
- 9 Hoffmann habe, hieß es auf einem Plakat der DPS, das Kohlenfeld des Warndt für einen »Judaslohn« verschachert. Vgl. Heinrich Küppers, *Johannes Hoffmann (1890–1967)*, S. 465.
- 10 Heinrich Küppers, *Zwischen Vaterland und Hitler. Johannes Hoffmann bis zum Jahre 1945*, in: *Johannes Hoffmann. Eine erste Bilanz*, hrsg. von Markus Gestier, Blieskastel: Gollenstein 2004, S. 23–38.
- 11 Karl Jaspers, *Die Schuldfrage. Von der politischen Haftung Deutschlands (1946)*, München, Zürich: Piper 1996, S. 49.
- 12 Christopher Heath Wellman, *A Theory of Secession. The Case for Political Self-Determination*, Cambridge – New York u.a.: Cambridge University Press 2005, S. 2.
- 13 Martin Schlemmer, »Los von Berlin«, S. 750–755.
- 14 Johannes Hoffmann, *Das Ziel war Europa*, S. 123.
- 15 Ebd., S. 455.
- 16 Heinrich Küppers, *Johannes Hoffmann (1890–1967)*, S. 436ff.
- 17 Jacob Peter Mayer, *Max Weber and German Politics. A Study in Political Sociology*, London: Faber 1956, S. 33.
- 18 Benjamin Fondane, *La conscience malheureuse (1936)*, hrsg. von Olivier Salazar-Ferrer, Lagrasse: Verdier 2013, S. 121.



Alex Deutsch (1913–2011) – ein Leben nach Auschwitz

Von Thomas Döring

Alex Deutsch erzählte seine Lebensgeschichte bis kurz vor seinem Tod. Der am 7. August 1913 geborene jüdische Auschwitz-Überlebende wurde hauptsächlich in Schulen eingeladen, um Jugendlichen von seinen Erfahrungen zu berichten. Seine Frau Doris begleitete ihn jedes Mal. Für das Jahr 2010 trug sie noch 56 Veranstaltungen in ihren Terminkalender ein. Ihr Mann starb mit 97 Jahren am 9. Februar 2011. In seiner Arbeit als Zeitzeuge war er unermüdlich. Er wollte und mußte erzählen. Alex Deutsch wußte, daß seine Erzählung über die Erlebnisse in den Konzentrationslagern unweigerlich an Grenzen des Verstehens bei den Zuhörern stieß. Wie konnte er seine Erfahrungen aus der Welt der Konzentrationslager anderen begreifbar machen, die diese Welt nicht kannten?

Das Geschehene ließ sich kaum in Worte fassen und die Grenze der Sprache wurde erreicht. Erzählen bedeutete für ihn immer auch, diese Differenz selbst schmerzlich zu spüren und anerkennen zu müssen. Er mußte einen Weg finden, von traumatisierenden Erfahrungen zu berichten, ohne selbst wieder zu sehr belastet zu werden. Im Laufe der Jahrzehnte entwickelte sich eine Routine, die ihm half, Sicherheit zu finden. Auch wenn die Erzählung selbst ein Stück weit Befreiung bedeutete, blieben seine bedrohlichen Erinnerungen bestehen. Sie kamen nachts und suchten ihn heim.

Über Auschwitz berichten

Trotz der beschriebenen Schwierigkeiten des Verstehens sah er kein prinzipielles Scheitern der Verständigung, wenn er über »Auschwitz« berichtete. Er war überzeugt, daß er andere, besonders Jugendliche, erreichen konnte. Und das gelang ihm auch. Wenn er bei einer Veranstaltung redete, wurde es im Raum still. Der schmächtige, klein gewachsene Mann zog mit seiner ruhigen Stimme die Zuhörerschaft

in seinen Bann. Und oft versammelten sich Schüler am Ende der Veranstaltung um ihn, um weiter Fragen zu stellen, zuzuhören oder einfach in seiner Nähe zu sein. Alex Deutsch konnte durch seine Art zu erzählen das Unfaßbare bezeugen. Eine Ahnung von dem, was »Auschwitz« für die Verfolgten war, konnte er erfahrbar, ein Stück weit begreifbar machen.

Alex Deutsch ging es bei seinen Veranstaltungen auch darum, an die junge Zuhörerschaft zu appellieren. »Laßt euch nicht hineintreiben in Haß und Gewalt, lernt miteinander zu leben, nicht gegeneinander.«

Der Aufstieg der Nationalsozialisten

Der launische Bäckermeister schlug und beschimpfte den Lehrjungen Alex Deutsch, wenn ihm etwas bei der Arbeit nicht paßte. Hin und wieder bekam er auch judenfeindliche Äußerungen von ihm zu hören. Bei der sogenannten Machtergreifung 1933 war er neunzehn Jahre alt. Er ging davon aus, daß sich die Nazis nicht lange an der Macht halten würden, da »die Leute« schon sehen würden, wer da an die Macht gekommen war. Er wertete den Nationalsozialismus als einen bösen Spuk, der bald wieder vergehen würde. Er hatte sich, wie so viele, getäuscht. Mit Sorge beobachtete er die Aktionen der SA-Leute, die sich vor den jüdischen Geschäften aufbauten und beim sogenannten Judenboykott Schaufenster beschmierten und Schilder mit der Aufschrift »Volksverräter« aufhängten. Besonders machten ihm die uniformierten SA-Leute und die Hitlerjugend in den Straßen Angst. Daher mied er auch zunehmend die jüdischen Viertel in Berlin.

Die fortschreitende Entrechtung der Juden traf auch ihn. Aufgrund des »Gesetzes gegen die Überfüllung von Schulen und Hochschulen« vom April 1933 durfte er die Berufsschule für das Feinbäckerhandwerk nicht mehr besuchen. Er verdingte sich als Aushilfskraft

im Bäckerhandwerk. Ab 1935 durfte er diese Tätigkeit nicht fortsetzen.¹ Der Bäckermeister, der ihn entließ, rief ihm noch hinterher, daß

1913 in Berlin geboren, wächst Alex Deutsch unter ärmlichen Verhältnissen als jüngstes Kind einer zehnköpfigen jüdischen Familie auf. Der Vater zieht als Soldat in den ersten Weltkrieg und stirbt an den Folgen einer Schußverletzung. Die Mutter ist aufgrund der Armut gezwungen, Alex und seinen Bruder Moritz für fünf Jahre in einem jüdischen Waisenhaus unterzubringen. Alex Deutsch macht anschließend eine Bäckerlehre. Er erlebt den Aufstieg der Nationalsozialisten in Berlin. Die zunehmende Entrechtung der Juden trifft auch ihn: 1933 muß er zunächst seine Ausbildung als Konditor aufgeben, zwei Jahre später darf er nicht mehr als Bäckerhilfe arbeiten. Er wandert 1936 nach Brasilien aus. Dort gescheitert, muß Deutsch, zurück in Berlin, Zwangsarbeit leisten und wird 1943 nach Auschwitz deportiert. Einen Tag vor seiner Ankunft werden dort seine Frau Thea und sein Sohn Denny ins Gas geschickt. Nach dem Todesmarsch nach Gleiwitz folgen die Konzentrationslager Buchenwald, Halberstadt-Zwieberge und die Befreiung in Magdeburg.

Er wandert 1946 über Paris in die USA aus und folgt damit seinen älteren Brüdern. Er heiratet erneut und baut sich eine neue Existenz mit einem Lebensmittelladen auf. Nach der Ermordung Martin Luther Kings 1968 wird er bei den folgenden Rassenunruhen Opfer vieler Raubüberfälle. Nach einem besonders schweren Überfall gibt er sein Geschäft auf und wechselt zu einer Bank. 1977 stirbt überraschend seine zweite Frau. Über ein Schreiben zur Klärung seiner Rentenansprüche lernt Alex Deutsch schließlich die Frau des Mithäftlings Karl Löb kennen. Er verliebt sich und zieht zu ihr ins Saarland. Doris Löb und Alex Deutsch heiraten 1983. Er beginnt, als Auschwitz-Überlebender und Zeitzeuge seine Erlebnisse zu schildern, und besucht – immer an der Seite seiner Frau – die Stätten seiner Haft und Verfolgung.

die Nazis nun »Nägel mit Köpfen« machen würden. Für Alex Deutsch hieß es nun, sich irgendwie durchzuschlagen. Er nahm alle nur möglichen Tätigkeiten an, arbeitete als Kofferträger am Bahnhof, half in einem Malergeschäft, übernahm Entrümpelungsarbeiten.

1936 faßte er den Entschluß, nach Brasilien auszuwandern. An einem Schaufenster eines Reisebüros sah er zufällig die Werbung, als Tourist und ohne Visum Rio de Janeiro besuchen zu können. Das nötige Geld konnte er sich von seinen Brüdern leihen. Er scheiterte in Brasilien, arbeiten konnte er dort nur kurz und sein Geld war schnell aufgebraucht. Mit viel Glück und Mühe gelang es ihm, mit dem Schiff wieder zurück nach Deutschland zu kommen. Er war davon überzeugt, daß es ihm dort nicht schlechter gehen könnte als in Brasilien.

Aufgrund der antisemitischen Stimmung wollte er 1938 zusammen mit seinem Bruder Herrmann in die USA emigrieren. Alex Deutsch zog allerdings im letzten Moment seinen Antrag wieder zurück, damit das neugeborene Kind von Herrmanns Frau mitkommen konnte. Er blieb in Berlin und wurde später von der zuständigen Arbeitsbehörde erfaßt und zur Zwangsarbeit verpflichtet.

Überleben in den KZ

Alex Deutsch kam am 4. März 1943 mit dem 33. Osttransport aus Berlin in Auschwitz an.² Er war eine Woche zuvor zusammen mit anderen Zwangsarbeitern verhaftet worden. Die Selektion an der Rampe überstand der 29-Jährige, da er als arbeitsfähig eingestuft wurde. Die meisten Deportierten des Zuges wurden direkt nach der Ankunft vergast.³

Ihm wurde die Nummer 105613 auf seinen Arm eintätowiert. Er kam in das KZ Buna-Monowitz; für die Errichtung des Lagers durch Zwangsarbeiter wurde die polnische Bevölkerung des Ortes Monowice vertrieben. Die IG Farben betrieb ihr firmeneigenes KZ seit Oktober 1942. Für den Aufbau des Lagers stellte die SS KZ-Häftlinge zur Verfügung. Als Gegenleistung lieferte die IG Farben Baumaterial, um das Stammlager Auschwitz erweitern zu können. Geplant war von der Konzernführung, die größte chemische Fabrik Osteuropas hauptsächlich durch die Ausbeutung jüdischer Zwangsarbeiter entstehen zu lassen. Der syn-

thetische Kautschuk Buna, der dort in großen Massen hergestellt werden sollte, wurde vorwiegend für Rüstungsgüter gebraucht. Da die SS und Mitarbeiter der IG Farben vor der Befreiung von Auschwitz durch die Rote Armee Akten und Dokumente systematisch vernichteten, ist die Zahl der Opfer nicht eindeutig zu ermitteln. Für das KZ Buna-Monowitz liegt sie zwischen 23 000 und 40 000 Toten.⁴

Eines Tages stand Alex Deutsch auf dem Appellplatz des KZ und wartete auf seine Strafe. Der Blockälteste hatte Tage zuvor das Angebot gemacht, daß derjenige Häftling, der ein Reisigbündel vom Werksgelände mitbringen würde, einen Extra-Schlag Suppe erhielt. Den Reisig wollte er für einen Besen zur Reinigung des Blocks verwenden. Alex Deutsch hatte Pech, denn am Eingangstor wurde er kontrolliert. Er mußte den unter der Häftlingskleidung versteckten Reisig auf den Boden werfen und seine Nummer angeben. Die Strafe auf dem Prügelbock kannte er, andere Häftlinge waren darauf bereits übel zugerichtet worden. Es ging nur noch um die Anzahl der Schläge. Er erhielt 25 Stockhiebe. Mithäftlinge zogen ihn nach der Tortur in die Baracke. Mit seinem eigenen Urin behandelte er seine Wunden, denn er wußte, daß dies eine desinfizierende Wirkung hatte. Er brauchte

mehrere Wochen, um sich einigermaßen von der Strafe zu regenerieren.

Alex Deutsch wurde im Lager einem Arbeitskommando zugeteilt, das alle möglichen Güter auf dem Gelände hin und her transportierten mußte. Das Glück dieser Zwangsarbeiter hieß »Josef Ungeheuer«. Er war der polnische Vorarbeiter, dem das Kommando unterstand. Er hielt einen Kapo vom Schlagen ab, der als Funktionshäftling die Zwangsarbeiter kontrollierte und antrieb. Und er gab Ratschläge, wie sehr schwere Teile am besten zu bewegen waren. Alex Deutsch bekam kurz vor der Auflösung des KZ Josef Ungeheuers Adresse. Er bedauerte es sehr, daß er auf sein Schreiben viele Jahre später keine Antwort erhielt.

Mit der Auflösung des KZ Auschwitz begann für Alex Deutsch eine Odyssee, der Marsch nach Gleiwitz, den viele Häftlinge nicht überlebten, dann die Aufnahme im KZ Buchenwald. Er sollte weiter in das KZ Mittelbau-Dora deportiert werden, aber nach Beschuß des Zuges durch englische Flugzeuge landete er im KZ Langenstein-Zwieberge, später im Polte-Lager Magdeburg. Auf dem beschwerlichen Weg lernte er den Mithäftling Karl Löb kennen, einen Saarländer aus Quierchied. Wie Alex Deutsch die letzten Lager

»Straßenbauarbeiten«, Foto auf dem Werksgelände der IG Farben



überlebte, wußte er nicht mehr, irgendwann setzten seine Erinnerungen aus. Die Befreiung durch die amerikanische Armee erfolgte in Magdeburg im April 1945.

Alex Deutsch fing nur langsam wieder an, Nahrung zu sich zu nehmen, denn er sah, wie ausgemergelte Häftlinge an ihren Rationen starben. Ihr Körper hatte sich noch nicht umstellen können. Später erzählte er in seinen Veranstaltungen, daß es für ihn in dieser Zeit erst einmal darum ging, »wieder Mensch zu werden«.

Nach so einer Zeit, wo man ..., ich weiß nicht, wie man es bezeichnen kann. Ein unwürdiges Leben, man war schlimmer dran wie ein Tier. Vielleicht, wenn zwei oder drei Tiere irgendetwas sehen und sich drauf stürzen. Oder z. B. die Essenkessel, wenn man den Auftrag bekommen hat, die Kessel, nachdem sie leer waren, sie zurück zur Küche zu tragen. Man unterwegs die Kessel hingestellt hat, ist reingekrochen und sie geleckt hat, das kann sich kein Mensch vorstellen. Solche Bilder, oder wenn ein Arbeiter an einem vorbeigegangen ist und etwas in der Hand gehabt hatte zu Essen. Und Krümel sind auf den Fußboden gefallen, nachdem die vorbei waren, hin und die aufgeleckt hat. Ich kann mir das selbst nicht mehr vorstellen, wie und was man alles gemacht hat, um am Leben zu bleiben. Das kann sich, das kann kein Mensch, wenn man das erzählt, überhaupt glauben. Daß man so weit runterkommt und nicht mehr menschliches Wesen ist oder sich so fühlt. Oder bei jeder Bewegung bekommt man gleich einen Kolbenschlag in den Nacken oder einen Rippenstoß, fester, fester. Das kann sich keiner vorstellen. (Interview am 1. Mai 2010)

Als durstende, hungernde und zugleich rechtlose Person der Willkür der Peiniger ohnmächtig ausgesetzt zu sein, führte dazu, daß er sich selbst nicht mehr als menschliches Wesen betrachtete. Bei der Sicherung des eigenen Überlebens spielten in der Sozialisation erworbene Regeln und Werte kaum noch eine Rolle. Er brauchte ein Jahr, um langsam wieder Vertrauen aufzubauen und in einer Welt zurechtzukommen, in der ohne Angst ausreichend gegessen werden konnte, nicht mehr geprügelt wurde und Normen wieder etwas galten. In dieser Zeit mußte er auch seine eigenen starken Rachegefühle bändigen, um sich ein neues Leben aufbauen zu können.

Sein Leben erzählen

Als er 1946 zu seinen älteren Brüdern und seiner Mutter nach St. Louis in den Vereinigten Staaten auswanderte, stieß er dort auf wenig Interesse. Die Brüder halfen beim Aufbau einer neuen Existenz, aber von seinen Lagererfahrungen, seiner Verfolgung, wollten sie nichts hören. In den USA fing er an, sich weiter für das Thema Nationalsozialismus zu interessieren. Er wollte das, was mit ihm passiert war, selbst besser begreifen. Mit seiner Verhaftung und Deportation trat er in eine Welt, in der gemordet und gnadenlos ausgebeutet wurde. Als Häftling war er im KZ ständig der Gewalt und Bedrohung ausgesetzt. Unter diesen Bedingungen ging es für ihn nur ums Überleben. Sich zu informieren, darüber zu lesen, bedeutete auch, seine Erfahrungen und Erlebnisse einordnen zu können in die übergreifende Geschichte des Nationalsozialismus mit seinem Lagersystem.

Er machte weiter frustrierende Erfahrungen, als er sich entschloß, selbst zu erzählen. In St. Louis gab er nach zwei Veranstaltungen in einer Schule auf, da sich Schüler und Lehrer nicht sonderlich für seine Erlebnisse interessierten. Über lange Zeit unternahm er keine weiteren Versuche, als Auschwitz-Überlebender über seine Erlebnisse zu berichten.

Als er 1978 seine spätere Frau Doris kennenlernte und zu ihr nach Wiebelskirchen zog, faßte er neuen Mut. Allerdings machte er in Neunkirchen ähnliche Erfahrungen wie in der Schule in St. Louis. Die Schulleitung tat anfangs interessiert, ihn einzuladen, aber nach dem ersten Kontakt meldete sie sich nicht mehr. Dann erzählte er auf Einladung des Neunkircher Pfarrers Klaus Heintz in der Männerrunde der Gemeinde. Ein Mann streckte den rechten Arm aus und grüßte mit »Heil Hitler«. Alex Deutsch war geschockt, aber er ließ sich nichts anmerken. Nach zunächst heftigem Zweifel entschloß er sich weiterzumachen.

Für ihn war es kein Problem, als Überlebender der Verfolgung und KZ-Haft wieder nach Deutschland in das Land zu ziehen, das mit dem Nationalsozialismus so viel Tod und Elend in die Welt gebracht hatte. Er bestand allerdings immer darauf, seine amerikanische Staatsbürgerschaft zu behalten. Die hätte er nach einigen Jahren Aufenthalt in Deutschland abgeben sollen, um die deutsche zu erhal-



Das Ehepaar Alex und Doris Deutsch bei einer Veranstaltung, Januar 2005

ten. Später wurde ihm die doppelte Staatsbürgerschaft zugestanden. Für ihn bedeutete sie Sicherheit, falls es doch wieder nötig werden sollte, aus dem Land zu flüchten. Die Angst vor Polizei- oder Zollkontrollen an Flughäfen blieb sein ganzes Leben bestehen.

Im Januar 1983 heiratete er die ehemalige Frau seines Mithäftlings Karl Löb. Das Zusammenleben mit der Christin Doris Deutsch stellte für ihn kein Problem dar. »Dort, wo die Liebe hinfällt, sollte man sie auch feiern«, entgegnete er kritischen Stimmen einer überkonfessionellen Heirat. Er sah sich als ein assimilierter Jude, der die Auslegung und Befolgung religiöser Regeln nicht so streng nahm.

Ab 1992 begleitete seine Frau Doris ihn regelmäßig zu den Veranstaltungen. Er wollte die Stätten seiner Verfolgung wiedersehen. Er besuchte mehrere Male die Gedenkstätte Auschwitz und das ehemalige Konzentrationslager Langenstein-Zwieberge. Einige Male mußte er beim Gehen gestützt werden, da ihn die Kräfte verließen. Erst bei dem Besuch der Gedenkstätte Auschwitz im Jahr 1994 erfuhr er, daß seine damalige Frau Thea und sein Sohn Denny kurze Zeit vor seiner eigenen

Ankunft vergast worden waren. »Hätte ich das gewußt, daß sie schon mit dem früheren Transport umgebracht worden sind, hätte ich nicht überleben wollen, das ist sicher«, sagte er damals zu seiner Frau Doris.

Ein halbes Jahr nach diesem Besuch in Auschwitz wurde der jüdische Friedhof in Neunkirchen geschändet. Dort liegt auch Karl Löb begraben, der ehemalige Mann seiner Frau Doris, den er während der Lagerhaft kennengelernt hatte. »Judas verrecke« und »Wer bei Juden kauft, ist ein Volksverräter« stand neben aufgeschmierten Hakenkreuzen auf Grabsteinen und Mauer.

In einer Rede bei einer Veranstaltung anlässlich dieser Schändung des Friedhofs beschrieb er, wie sehr ihn diese Tat traf.

Alle schrecklichen Erinnerungen an diese Zeit reißen in mir die alten Wunden wieder auf und bereiten mir körperliche und seelische Schmerzen. Vor allem bekomme ich Angst, alles könnte sich noch einmal wiederholen.⁵

Er erinnerte an die Ausbeutung und Vernichtung der Zwangsarbeiter und er klagte den blinden Haß derjenigen an, die Gräber und Friedhöfe der Juden zerstören. Besonders

diejenigen Jugendlichen hob er hervor, die eine klare Position dagegen bezogen und die Untaten verurteilten.

»Über Auschwitz zu erzählen« bedeutete auch, Zeugnis abzulegen über diejenigen, die als Verfolgte des Nazi-Regimes die Shoa nicht überlebten. Dazu gehörten auch seine Frau Thea und ihr Sohn Denny, die in Auschwitz ermordet wurden. Einen zusammengebrochenen Mithäftling hörte er noch auf dem Todesmarsch nach Gleiwitz rufen: »Vergeßt uns nicht, Kameraden«. Kurz danach wurde der am Boden liegende Mann von der SS erschossen. Alex Deutsch kannte und liebte viele Menschen, die von den Nazis ermordet wurden. Zu diesem Personenkreis gehören neben Frau und Sohn seine Schwiegereltern Philipp und Luise Cohn (geb. Silberstein), die Geschwister Hertha und Siegbert Cohn und die Schwester von Luise Cohn, Selma Silberstein. Sie wurden von Berlin nach Auschwitz deportiert und gelten seitdem als verschollen.⁶

Zu den Opfern zählen auch sein Bruder Zoltan mit seiner Frau Luise, ihre Kinder Herbert, Jackie, Max, Leo und Ury. Sie wurden 1942 von Berlin-Grunewald ins Warschauer Ghetto deportiert, dann weiter nach Trawniki. Seitdem gelten auch sie offiziell als verschollen.⁷ Kurz vor ihrer Fahrt in den Tod mußten sie eine Vermögenserklärung abgeben und ausnahmslos alles auflisten, was zu ihrem Haushalt dazugehörte: Möbel und Einrichtungsgegenstände in allen Zimmern und Kammern. Kleidungsstücke für Herren, Damen und Kinder, Bestecke, Läufer. Nichts wurde auf der Liste vergessen, die von den Eheleuten unterschrieben in Berlin zurückblieb.⁸

Anmerkungen

Im Jahr 2010 machte ich mit Alex Deutsch zwölf Interviews, nach seinem Tod weitere mit seiner Frau Doris. Ich kannte ihn durch meine Arbeit als pädagogischer Leiter am Adolf-Bender-Zentrum. Die Klärung des historischen Kontextes von Alex Deutschs Zeit in Berlin übernahm Professor Johannes Tuchel. Er ist Leiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand. Weitere Personen, die Alex Deutsch gut kannten und ihn oft bei seinen Veranstaltungen begleiteten, konnte ich ebenfalls interviewen.

Neben der Darstellung der bewegten Lebensgeschichte behandelt das Buch Alex Deutschs Sicht auf sein Leben nach Auschwitz. Das Buch »... um es einfach zu erzählen« – *Das Leben des Zeitzeugen Alex Deutsch* erschien im Conte-Verlag. Im ersten Quartal 2014 erscheint eine zweite, überarbeitete Neuauflage.

- 1 Die Eigenschaft als »Nicht-Arier« reichte oft für die Kündigung vollkommen aus und von der Norm wurde vielfach Gebrauch gemacht. Siehe Diemut Majer, »Fremdvölkische« im Dritten Reich. *Ein Beitrag zur nationalsozialistischen Rechtssetzung und Rechtspraxis in Verwaltung und Justiz unter besonderer Berücksichtigung der eingegliederten Ostgebiete und des Generalgouvernements*, Oldenbourg Wissenschaftsverlag 1993 (= *Schriften des Bundesarchivs*, Bd. 28).
- 2 *Liste der Deportationszüge aus Berlin von 1941 bis 1945*, Bezirksamt Charlottenburg-Wilmersdorf von Berlin.
- 3 Alex Deutsch erzählte in vielen Interviews und in seinen Veranstaltungen, dass ca. 250 Männer für die Zwangsarbeit ausselektiert wurden. Die anderen wurden direkt ins Gas geschickt.
- 4 Florian Schmaltz, *Das Konzentrationslager Buna/Monowitz*, hrsg. vom Fritz-Bauer-Institut/Goethe-Universität Frankfurt am Main: Norbert Wollheim Memorial 2009.
- 5 Das Dokument mit der schriftlich vorgefassten Rede gehört zum Archiv von Doris Deutsch.
- 6 *Gedenkbuch Berlins der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus*, »Ihre Namen mögen nie vergessen werden«, hrsg. von der Freien Universität Berlin, Zentralinstitut für sozialwissenschaftliche Forschung, Berlin: Edition Hentrich 1995.
- 7 Ebd.
- 8 Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Rep. 36A, Nr. 7225.

Wer sind die Nazis oder Was verbindet Alois Kunz aus Marpingen mit Franz-Josef Röder?

Von Eberhard Wagner

Ohne Zweifel stimmt die überwiegende Mehrzahl der Zeitgenossen heute dem Satz zu: »Wer Mitglied in der NPD ist, der ist mit Sicherheit ein Neo-Nazi«. Dem Satz allerdings »Wer Parteigenosse (PG) der NSDAP war, war ein Nazi«, dem widersprechen auch heute noch viele. So stellte sogar Oskar Lafontaine im Vorwort der Broschüre der Partei Die Linke über die NS-Vergangenheit saarländischer Abgeordneter dem 1933er-PG Franz-Josef Röder, saarländischer Ministerpräsident von 1959 bis 1979, noch fast 70 Jahre nach Ende des verbrecherischen Nazi-Regimes einen Persilschein aus, indem er bekennt, daß ihm nach Kennenlernen Röders klar war, »daß seine NSDAP-Mitgliedschaft nicht auf innerer Überzeugung beruhen konnte«. ¹ Und als der Autor dieser Zeilen als Vorsitzender des Vereins Wider das Vergessen und gegen Rassismus vor dem Gemeinderat in Marpingen ² den Antrag des Vereins, das Marpinger Ehrenbuch zu annullieren oder wenigstens zu ändern, weil darin siebzehn NSDAP-Mitglieder, unter ihnen der Ortsgruppenleiter und ein SS-Aufseher des Konzentrationslagers Auschwitz, als Helden geehrt werden, begründen durfte, hielt man ihm entgegen, »nicht jeder, der in der Partei war, war auch ein Nazi«. Der Gemeinderat sah keinen Handlungsbedarf, die Nazi-Verbrecher aus dem Ehrenbuch zu streichen. Jede Gemeinde und Stadt hat ihre Ehrenbürger. Erst vor kurzem wurde Adolf Hitler aus den Ehrenbürgerlisten von Ottweiler (1. 2. 2013) und Merzig (24. 1. 2014) gestrichen. Die Frage sei gestattet, warum die Aberkennung so lange gedauert hat. Die Ehrenbürgerschaften, die die Gemeinde Marpingen nach der Gebietsreform 1974 verlieh, vergab sie alle ausnahmslos an ehemalige PGs der NSDAP. Unter ihnen der langjährige SPD-Landtagsvizepräsident Rudolf Recktenwald, dem seine Partei zudem auch noch die Willy-Brandt-Medaille verlieh. In anderen Orten wird es nicht anders gewesen sein.

Nach der Machtübertragung an Hitler und die Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 hatte die Saargebietsbevölkerung fast auf den Tag genau zwei Jahre Zeit, sich das »Treiben« im Reich anzuschauen. Was sie dabei beobachten konnte, sollte weitgehend bekannt sein, wird allerdings bei der Frage: »NSDAP-Mitgliedschaft gleich Nazi?« selten gebührend berücksichtigt. An einige Ereignisse soll erinnert werden:

- 28. 2. 1933: Reichstagsbrandverordnung (mit nachfolgender Verhaftungswelle)
- 22. 3. 1933: Bildung des Referates »Rassehygiene« im Reichsinnenministerium
- 24. 3. 1933: Ermächtigungsgesetz
- 1. 4. 1933: Reichsweiter organisierter Boykott jüdischer Geschäfte und Einrichtungen
- 7. 4. 1933: »Nichtarische« Beamte und »politisch nicht zuverlässige Elemente« werden in den Ruhestand versetzt (»Arierparagraph«). Später wird ihre Altersversorgung gestrichen.
- 25. 4. 1933: Die Neuaufnahme von »Nichtariern« an deutschen Schulen und Hochschulen wird eingeschränkt entsprechend dem Bevölkerungsanteil (Gesetz gegen Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen)
- 10. 5. 1933: Bücherverbrennungen in den Universitätsstädten des Reiches
- 20. 5. 1933: Mitglieder der deutschen Turnerschaft, die »jüdischer Abstammung« (bis zu den Großeltern gerechnet) sind, müssen aus der Turnerschaft ausscheiden.
- 14. 7. 1933: Gesetz zur Verhinderung erbkranken Nachwuchses

Um das Abstimmungsverhalten der Saargebietsbevölkerung zu rechtfertigen, wird behauptet, die Menschen hätten von alledem nichts gewußt und wollten nur zurück ins Deutsche Reich. 1933/34 gab es im Saargebiet 50 Tageszeitungen mit einer Auflage von weit über 200 000 Exemplaren, so daß so gut wie

jeder abstimmungsberechtigte Saarländer täglich Zugriff auf eine Tageszeitung hatte. Und diese Zeitungen berichteten über alles, was im Reich geschah, als ob das Saargebiet schon dazu gehören würde. Nachzulesen für den 27. Juni 1933: An diesem Dienstag konnte man im *St. Wendeler Volksblatt* auf der Titelseite unter den Schlagzeilen *Wie die Revolution sich äußert* die Terrorbilanz des vergangenen Wochenendes lesen. Über summiert mehr als 400 Verhaftungen wurde auf dieser einen Seite berichtet.

Die meisten Saargebietsbewohner waren im Bilde über das, was im »Reich« geschah. Und auch Franz-Josef Röder³ mußte das alles mitbekommen haben. Was den Sproß aus einer gut katholischen Beamtenfamilie aber nicht daran hinderte, am 1. August 1933 mit 24 Jahren als Studienreferendar in die Ortsgruppe Neunkirchen der NSDAP einzutreten – »aus Karrieregründen«, wie Lafontaine in seinem Vorwort in der Broschüre der Linken schreibt, wobei er aber übersieht, daß man im August 1933 im damaligen Saargebiet mit der NSDAP noch gar keine Karriere machen konnte – erst zwei Jahre später. Röder dachte wohl vorausschauend. Er trat in die Partei ein, deren Mitgliedern seine katholische Kirche noch bis ein Jahr zuvor den Empfang der Sakramente und eine kirchliche Beerdigung verweigert hatte.

Alois Kunz⁴ aus Marpingen, 1892 geboren, trat 1933 nicht in die NSDAP ein. Er war Bergmann, Sohn eines armen Bergmannsbauern, ebenfalls aus einer gut katholischen Familie, aber ohne Studium. Kunz absolvierte die Volksschule. Im Ersten Weltkrieg kämpfte er vier Jahre für Deutschland, trug Verletzungen an Armen und Beinen durch Granatsplitter davon und verlor seinen Bruder Johann in den Kämpfen vor Verdun. Im Februar 1919 trat er in den SPD-nahen Verband der Bergarbeiter Deutschlands ein, dessen Zahlstelle in Marpingen er bis 1935 leitete. Am 1. Februar 1920 wurde er Mitglied der USPD, nach deren Wiedervereinigung mit der SPD wurde er 1922 SPD-Mitglied. In den zwanziger Jahren war er in der Kommunalpolitik tätig und stand mehrfach auf den entsprechenden Listen der Partei (Wahlvorschlag alter Bergarbeiter-Verband). Im Abstimmungskampf 1933/34 engagierte er sich als Befürworter des Status quo vehement gegen den Anschluß an Hit-

ler-Deutschland. Führende Gewerkschafter und Sozialdemokraten wie Fritz Dobisch und Max Braun verkehrten regelmäßig im Hause Kunz. Am 21. Oktober 1934 organisierte er eine der ganz wenigen Kundgebungen der Einheitsfront im Kreis St. Wendel, auf der in Marpingen Max Braun und Fritz Pfordt sprachen. Er war saarlandweit bekannt, da er auch außerhalb seiner Heimatgemeinde haßerfüllt von den Hitler-Anhängern, zu denen auch Röder als NSDAP-Mitglied gehören mußte, bekämpft wurde. In der Zeitung *Der deutsche Kumpel*, eine Nazi-Hetzschrift, die 1934 wöchentlich erschien und hauptsächlich im Raum Völklingen-Saarbrücken vertrieben wurde, wurde er in Heft Nr. 7 vom 28. Juli 1934 unter der Schlagzeile *Separatistische Methoden* aufs Übelste beschimpft. Wörtlich konnte man auf Seite 5 über Kunz lesen:

Der Bergmann Alois Kunz aus Marpingen, auf Grube Maybach beschäftigt, hat [...] vor einigen Monaten [...] sein Talent als Werber für den »Status quo« entdeckt. [...] Kunz benützt für seine Werbemethode besonders die Eisenbahnfahrten von und zur Arbeitsstelle. Die Gelegenheit scheint ihm dann besonders günstig zu sein. Die Arbeiterzüge sind alle gut mit Bergleuten besetzt und kaum ist Kunz eingestiegen, so beginnt er auch schon mit seiner »Status-quo-Politik«. Die Hetzreden und Verleumdungen gegen unser neues Deutschland und dessen Führer könnten einen Max Braun in den Schatten stellen. Zu gleicher Zeit werden dann reichlich mitgebrachte separatistische Zeitungen verteilt. Da Kunz fast alle Bergleute im Zuge kennt, müssen diese mit beispielloser Energie seine Hetze über sich ergehen lassen. Webe dem, der nur ein Wort des Mißfallens äußern würde, am folgenden Tage wäre er durch Roullier⁵ brotlos gemacht. Herr Separatist Kunz! Lassen Sie sich das gesagt sein. Die deutschen Bergleute an der Saar werden Ihnen den Gefallen nicht erweisen, Ihre Prämien vergrößern zu helfen. Unsere Kumpels kennen ihre Pappenheimer. Sie werden Ihnen am 13. Januar 1935 ihre Antwort geben. Herr Separatist Kunz! Steigt Ihnen die Schamröte nicht in das Gesicht, wenn schon die Bewohner Ihres Heimatortes Sie derart verachten, daß sie beim Vorbeigehen auf den Boden spucken.

Was tat Dr. Franz-Josef Röder in diesen beiden Jahren des Abstimmungskampfes? Er war Referendar an den Gymnasien in Neunkirchen und St. Wendel und trat, wie schon erwähnt, am 1. August 1933 in die NSDAP Saar ein. Während Kunz 1934 sich mit aller Kraft

gegen das drohende Unheil einsetzte, kämpfte Röder als Mitglied der Deutschen Front für den Anschluß an Hitler-Deutschland. Zusätz-

lich trat er am 1. Februar 1934, nachdem er aus dem Philologenverband ausgetreten war, noch in den NS-Lehrerbund ein, was zu der

St. Wendeler Volksblatt vom 27. 6. 1933

Amtl. Kreisblatt des Kreises St. Wendel



Erstausgabe am 1. März 1933. Herausgeber: St. Wendeler Volksblatt. Druck: St. Wendeler Volksblatt. Preis: 10 Pf. pro Quartal. Abonnement: 30 Pf. pro Quartal. Einzelhefte: 10 Pf. pro Heft.

Amtl. Kreisblatt des Kreises St. Wendel. Herausgeber: St. Wendeler Volksblatt. Druck: St. Wendeler Volksblatt. Preis: 10 Pf. pro Quartal. Abonnement: 30 Pf. pro Quartal. Einzelhefte: 10 Pf. pro Heft.

Amtl. Kreisblatt des Kreises St. Wendel. Herausgeber: St. Wendeler Volksblatt. Druck: St. Wendeler Volksblatt. Preis: 10 Pf. pro Quartal. Abonnement: 30 Pf. pro Quartal. Einzelhefte: 10 Pf. pro Heft.

Amtl. Kreisblatt des Kreises St. Wendel. Herausgeber: St. Wendeler Volksblatt. Druck: St. Wendeler Volksblatt. Preis: 10 Pf. pro Quartal. Abonnement: 30 Pf. pro Quartal. Einzelhefte: 10 Pf. pro Heft.

Nummer 146

Donnerstag, den 27. Juni 1933

54. Jahrgang

Wie die Revolution sich äußert

Befreiungen gegen die katholische Bekenntnisschule

Der Reichsausschuss für die Bekenntnisschulen hat am 27. Juni 1933 eine Entscheidung über die Befreiung von der Bekenntnisschule für die katholischen Bekenntnisschulen in Preußen erlassen. Diese Entscheidung ist von großer Wichtigkeit, da sie die Befreiung von der Bekenntnisschule für die katholischen Bekenntnisschulen in Preußen ermöglicht. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft.

Die Befreiung von der Bekenntnisschule ist von großer Wichtigkeit, da sie die Befreiung von der Bekenntnisschule für die katholischen Bekenntnisschulen in Preußen ermöglicht. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft.

Die Befreiung von der Bekenntnisschule ist von großer Wichtigkeit, da sie die Befreiung von der Bekenntnisschule für die katholischen Bekenntnisschulen in Preußen ermöglicht. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft.

Die Befreiung von der Bekenntnisschule ist von großer Wichtigkeit, da sie die Befreiung von der Bekenntnisschule für die katholischen Bekenntnisschulen in Preußen ermöglicht. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft.

Entlassung der in St. Wendel genommenen Pfalz. Pfarrer

Die in St. Wendel genommenen Pfalz. Pfarrer sind entlassen worden. Die Entlassung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft. Die Entlassung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft.

Der Kampf gegen die NSD

Der Kampf gegen die NSD ist von großer Wichtigkeit, da sie die Befreiung von der Bekenntnisschule für die katholischen Bekenntnisschulen in Preußen ermöglicht. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft.

Der Kampf gegen die NSD ist von großer Wichtigkeit, da sie die Befreiung von der Bekenntnisschule für die katholischen Bekenntnisschulen in Preußen ermöglicht. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft.

Der Kampf gegen die NSD ist von großer Wichtigkeit, da sie die Befreiung von der Bekenntnisschule für die katholischen Bekenntnisschulen in Preußen ermöglicht. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft.

Der Kampf gegen die NSD ist von großer Wichtigkeit, da sie die Befreiung von der Bekenntnisschule für die katholischen Bekenntnisschulen in Preußen ermöglicht. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft.

Der Kampf gegen die NSD

Der Kampf gegen die NSD ist von großer Wichtigkeit, da sie die Befreiung von der Bekenntnisschule für die katholischen Bekenntnisschulen in Preußen ermöglicht. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft.

Verhaftungen

Die Verhaftungen sind von großer Wichtigkeit, da sie die Befreiung von der Bekenntnisschule für die katholischen Bekenntnisschulen in Preußen ermöglicht. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft.

Die Verhaftungen sind von großer Wichtigkeit, da sie die Befreiung von der Bekenntnisschule für die katholischen Bekenntnisschulen in Preußen ermöglicht. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft.

Die Verhaftungen sind von großer Wichtigkeit, da sie die Befreiung von der Bekenntnisschule für die katholischen Bekenntnisschulen in Preußen ermöglicht. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft.

Die Verhaftungen sind von großer Wichtigkeit, da sie die Befreiung von der Bekenntnisschule für die katholischen Bekenntnisschulen in Preußen ermöglicht. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft.

Zweitteilnehmer der Nationalsozialisten

Die Zweitteilnehmer der Nationalsozialisten sind von großer Wichtigkeit, da sie die Befreiung von der Bekenntnisschule für die katholischen Bekenntnisschulen in Preußen ermöglicht. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft.

Die Verhaftungen in St. Wendel

Die Verhaftungen in St. Wendel sind von großer Wichtigkeit, da sie die Befreiung von der Bekenntnisschule für die katholischen Bekenntnisschulen in Preußen ermöglicht. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft.

Die Verhaftungen in St. Wendel sind von großer Wichtigkeit, da sie die Befreiung von der Bekenntnisschule für die katholischen Bekenntnisschulen in Preußen ermöglicht. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft.

Die Verhaftungen in St. Wendel sind von großer Wichtigkeit, da sie die Befreiung von der Bekenntnisschule für die katholischen Bekenntnisschulen in Preußen ermöglicht. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft.

Die Verhaftungen in St. Wendel sind von großer Wichtigkeit, da sie die Befreiung von der Bekenntnisschule für die katholischen Bekenntnisschulen in Preußen ermöglicht. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft.

Neuregelung der Abgeordnetenimmunität

Die Neuregelung der Abgeordnetenimmunität ist von großer Wichtigkeit, da sie die Befreiung von der Bekenntnisschule für die katholischen Bekenntnisschulen in Preußen ermöglicht. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft. Die Befreiung ist von dem 1. Juli 1933 an in Kraft.

Zeit noch nicht unbedingt karrierefördernd gewesen ist. Vielleicht wurde dieser Schritt Röders von der Entlassung Johannes Hoffmanns – nach 1945 erster Ministerpräsident im Saarland und damit ein Vorgänger Röders in diesem Amt und wie Kunz ein kompromißloser Hitler-Gegner – als Chefredakteur der katholischen *Saarbrücker Landeszeitung* Anfang 1934 beflügelt. Als Röder dann in den Tagen nach dem 13. Januar 1935 höchstwahrscheinlich mit mehr als 90 % der Saargebietsbevölkerung enthusiastisch den Abstimmungssieg feierte und vielleicht auch noch in seiner Schule half, eine Hitler-Eiche zu pflanzen, wurde im Heimatort von Kunz in Marpingen eine brennende Status-quo-Puppe durchs Dorf getragen und im Hause Kunz – ab dem 1. März 1935, dem offiziellen Tag der Rückgliederung, Herman-Göring-Straße 12 – zum ersten Mal die Fensterscheiben eingeworfen.

Kunz, der, so heißt es heute noch oftmals in Marpingen, auch weiterhin sein Maul nicht halten konnte, bekam, wie man so schön sagt, in Marpingen keinen Fuß mehr auf den Boden. In einem Schreiben von Mai 1936 des NSDAP-Ortsgruppenleiters Reinhold Hahn, den die Gemeinde heute immer noch als Helden im Ehrenbuch⁶ ehrt, heißt es wörtlich:

Im Übrigen muss ich die Art und Weise, in der sich der Rekurseinleger als Anwalt des Gemeinwohls und der Volksgemeinschaft maskiert hat, als Komödie und Anmassung kennzeichnen. Kunz hat sich in der Abstimmungszeit als fanatischer und unbelehrbarer Statusquoler in Gegensatz zur geschlossenen Ortsgemeinschaft gestellt und somit das Recht verscherzt, sich zum Wortführer der Allgemeinheit in irgendeiner Sache machen zu dürfen. Heil Hitler!

Nicht geflüchtete sogenannte Separatisten hatten keinerlei Rechte mehr in der Dorfgemeinschaft. Ein Jahr später, im Mai 1937, wurde er auf der Grube Maybach entlassen, wo er von 1908 bis zum Beginn seiner Militärlaufbahn 1912 und von 1920 bis zur Entlassung gearbeitet hatte, zuletzt nur noch als »Klauberer« beschäftigt. Für Juli und August 1937 erhielt er noch zweimal Arbeitslosenunterstützung, für Juli 25,20 Reichsmark und für August 14 Reichsmark. Danach war er ohne Einkommen und mußte seine Familie mit der kleinen Landwirtschaft durchbringen. Auch in der Folgezeit hielt Kunz offenbar nicht den Mund und seine bekannte Gegnerschaft zum Regime wurde auch wohl bei einem Nachbar-

schaftsstreit ausgenutzt. Der 16jährige Sohn Alois wurde beschuldigt, mit einem Gewehr auf den Nachbarn geschossen zu haben. Daraufhin gab es eine Hausdurchsuchung durch den Ortsgruppenleiter Hahn und den Polizeihauptwachtmeister Dürr mit seinen Gehilfen. Man durchsuchte unter wüsten Drohungen alle Räume, wobei man Schränke, Truhen und Betten durchwühlte und ein Chaos hinterließ und sogar mit aufgefanzten Bajonetten und Stangen den Heuvorrat durchstörte. Ein Gewehr wurde nicht gefunden und die Scherger mußten unverrichteter Dinge abziehen.

Was tat Röder nach dem Anschluß des Saargebietes an Hitler-Deutschland? Er bastelte weiter an seiner Karriere. Nachteile und Diskriminierung hatte er nicht zu befürchten. Zunächst trat er im März 1935 in das Nationalsozialistische Kraftfahrerkorps (NSKK), Sturm 21/7 Saar ein, dann wurde er im Oktober 1935 zum Studienassessor ernannt und unterrichtete am Gymnasium St. Wendel und am Ludwigsgymnasium in Saarbrücken. Im November 1937 erhielt er die für ihn wohl attraktive Chance, zum Studienrat befördert, an das deutsche Realgymnasium nach Den Haag zu wechseln. Die neue Stelle trat er ohne zu zögern an. Hier wurde er Mitglied der in Holland illegalen NSDAP und übernahm eine leitende Stelle im Deutschen Akademischen Austauschdienst. Er war in der holländischen Stadt zuständig für die weltanschauliche Beurteilung niederländischer Studenten, die im Deutschen Reich studieren wollten. An Heiligabend 1937 heiratete er. Er hatte zweifellos ein gutes Leben.

Kunz hingegen hatte zu leiden, er wurde schikaniert, von der Dorfgemeinschaft gemieden und diskriminiert. Er war allein, die wenigen Marpinger Mitstreiter für den Status quo waren nach Frankreich geflüchtet. Der Ortsgruppenleiter Hahn ließ ihm keine Ruhe, und am 8. September 1939 wurde er nach Denunziation durch Hahn verhaftet. Über die Gestapo-Gefängnisse St. Wendel und Wittlich gelangte er schließlich am 22. September 1939 ins KZ Sachsenhausen bei Berlin. Die Angehörigen erfuhren erst Mitte Oktober, wo ihr Vater gelandet war. Seine Frau versuchte seine Befreiung zu erreichen, vergeblich. Nicht einmal zur Beerdigung seiner einzigen Tochter, die im November 1939 von

Separatistische Methoden

Der Bergmann Alois Kunz aus Marpingen, Kreis St. Wendel, auf Grube Mambach beschäftigt, hat anscheinend in der schweren Arbeit unserer Kumpels ein Haar gefunden. Vor einigen Monaten hat er dann endlich sein Talent als Werber für den „Status quo“ entdeckt.

Von bekannter Seite wurde er dann dem Herrscher der Grube Mambach, Herrn Roulier als brauchbarer Mann vorgeschlagen und auch in den berüchtigten Achterauschuß aufgenommen.

Die Betätigung des genannten Ausschusses ist uns allen bekannt. Die Mitglieder desselben stehen alle im Dienste des Herrn R. und ist ihre Hauptaufgabe, unsere deutschen Kumpels an der Saar zu bespitzeln und für eine freie Saar, im Sinne des „Status quo“ zu werben. Läßt nun ein Kumpel nur eine Wenigkeit seiner deutschen Gesinnung durchbliden, so kann er gewiß sein, daß ihm schon am nächsten Tage der bekannte § 52 winkt.

Damit nun Kunz seine schamlose Tätigkeit besser ausüben kann, hat man ihn in die Telephonzentrale gesetzt, daß dabei ein armer Kriegsinvalid brotlos wurde, scheint dieser Sorte von Menschen vollkommen gleich zu sein.

Kunz benützt für seine Werbemethode besonders die Eisenbahnfahrten von und zur Arbeitsstelle. Die Gelegenheit scheint ihm dann besonders günstig zu sein. Die Arbeiterzüge sind alle gut mit Bergleuten besetzt und kaum mit Kunz eingestiegen, so beginnt er auch schon mit seiner „Status-quo-Politik“. Die Sekreden und Verleumdungen gegen unser neues Deutschland und dessen Führer, wählten einen Maß Braun in den Schatten stellen. Zu gleicher Zeit werden dann reichlich mitgebrachte separatistische Zeitungen verteilt. Da Kunz fast alle Bergleute im Zuge kennt, müssen diese mit beispielloser Energie seine Heße über sich ergehen lassen. Wehe dem, der nur ein Wort des Mißfallens äußern würde, am folgenden Tage wäre er durch Roulier brotlos gemacht.

Herr Separatist Kunz! Lassen Sie sich das Gefallen des deutschen Bergarbeiters an der Saar werden Ihnen den Gefallen nicht erweisen, Ihre Prämien vergrößern.



Unabhängige
Sozialdemokratische Partei Deutschlands

Mitgliedsbuch

des Unabhängigen Sozialdemokratischen Vereins
Saarbrücken

Name Alois Kunz

Beruf Bergmann

Geb. am 4. 4. 1892

zu Marpingen
(Geburtsort) (Reg.-Bez. oder Kreis, Amt)

Staatsangehörigkeit Fr.

Eingetreten am 1. 2. 1920

Ueberwiesen am _____

Ortsverein Saarbrücken

Der Vorstand
M. Hebllich
(Unterschrift)
Saarbrücken 3
Viktoriastr. 11

(Stempel)

15692	61637	Kunz	Alois	<i>F. Hebllich</i>
				<i>Freiwillige Arbeiter mit</i>
				<i>Titel = Arbeiter</i>
				<i>Hebllich</i>

oben: Alois Kunz und sein Parteiausweis der USPD und Auszug aus dem Röntgenbuch des KZ Auschwitz

links: Der deutsche Kumpel Nr. 7 vom 28. 7. 1934

einem betrunkenen Wehrmachtssoldaten in Marpingen überfahren wurde, bekam er Hafturlaub. Zu verdanken hatte er das dem Marpinger Ortsgruppenleiter Hahn, dem Amtsbürgermeister Emil Rütter und dem Landrat Dr. Leo Lorscheider, die alle Gesuche von Frau Kunz, ihren Mann frei zu lassen, hätten positiv bescheiden können, es aber nicht taten. Sie alle hatten die Wahl, ein Menschenleben zu retten. So sollte Alois Kunz Marpingen und seine Familie nicht mehr zu Gesicht bekommen. In Sachsenhausen war er bis zum 25. August 1942, einen Tag später wurde er im KZ Auschwitz als Zugang gemeldet und erhielt dort die Häftlingsnummer 61637. Mit 50 Jahren mußte der Kriegsverwehrt, der schon 1933 »bergfertig« geschrieben wurde, nun in der Grube Jawischowitz schwerste Zwangsarbeit leisten. Das hielt er nicht lange aus. Am 21. Oktober 1942 wurde er unterernährt und mit gebrochenen Beinen in den Krankenbau im KZ Auschwitz eingeliefert. Aus dem Röntgenbuch läßt sich der folgende Befund⁷ entnehmen: »Aszitesleiden, Fractura Fibulae mit Tibia in articulation«, was soviel bedeutet wie »Bauchwassersucht, Schien- und Wadenbeinbruch im Gelenk«. Dies war das Todesurteil für Alois Kunz, denn Menschen, die nicht mehr arbeitsfähig waren, kamen in Auschwitz in die Gaskammer oder wurden direkt im Krankenbau mit Phenolspritzen mitten ins Herz getötet. Seine Sterbeurkunde ist datiert auf den 23. Oktober 1942, ausgestellt von SS-Obersturmbannführer Dr. med. Dr. phil. Johann Paul Kremer, Professor an der Universität in Münster, und unterschrieben von dem SS-Oberscharführer Walter Konrad Quakernack. Beide wurden nach dem Krieg zum Tode verurteilt, ersterer kam aber 1958 frei und konnte in Deutschland bis zu seinem Tod 1965 ein unbeschwertes Leben führen.⁸

Franz-Josef Röder war, wie schon erwähnt, in den Niederlanden in die dortige NSDAP eingetreten, und 1942 wurde seine Haltung zur Ideologie der Nationalsozialisten deutlich, als er in einem vom Reichskommissar für die Niederlande, Seyß-Inquart, geförderten *Niederlande* u. a. schrieb:⁹

Heute ist das Reich so stark wie es noch niemals in seiner Geschichte gewesen ist. Als die führende Macht in Europa wird es diesem Erdteil eine neue wirtschaftliche und politische Form geben. Heute ist es an den Niederlanden, sich in diese Neuord-

nung mit einzubauen, wie der Reichskommissar es kürzlich ausdrückte, die dargereichte Freundeshand anzunehmen.

Auf dem Höhepunkt der Macht Hitlers bekannte sich Röder zur Nazi-Ideologie, währenddessen Alois Kunz aus Marpingen im selben Jahr in Auschwitz sein Leben für Freiheit und Demokratie ließ.

Nach 1945, in der Regierungszeit von Johannes Hoffmann, wurde Kunz mit Schreiben vom 4. Dezember 1948 amtlich als Opfer des Nationalsozialismus anerkannt und seine Witwe erhielt eine kleine Wiedergutmachungsrente. Dafür daß Alois Kunz mehr als drei Jahre im KZ saß und in Auschwitz sein Leben gelassen hatte, war die Rente mit 89 DM, als sie Ende 1959 eingestellt wurde, nicht gerade üppig. 1956 kam es dann noch schlimmer. Nach Anschluß des Saarlandes an die BRD galt nun das Bundesentschädigungsgesetz (BEG), und danach wurden alle Entschädigungsleistungen an Nazi-Opfer neu beurteilt und die Betroffenen mußten neue Anträge stellen. Der Antrag der Witwe Kunz wurde abgelehnt mit der Begründung, der Tod ihres Mannes stünde mit der Inhaftierung im Konzentrationslager in »keinem adäquat kausalem Zusammenhang«.¹⁰ Das war bundesrepublikanischer Alltag. Wenn man aber weiß, daß der Verfasser dieses Bescheides, ein Regierungsrat aus Saarbrücken, Mitglied der NSDAP gewesen war, wird einem klar, weshalb ein solcher Bescheid ergehen konnte. Wie in so vielen Fällen, konnte auch hier ein ehemaliges Mitglied der NSDAP in der Behörde wieder Fuß fassen und an der Relativierung, Verharmlosung und sogar Leugnung der Nazi-Verbrechen mitwirken.¹¹ Beispiele dafür gibt es auch im Saarland genug. Witwe Kunz mußte klagen und erhielt letztendlich vor dem Landgericht Saarbrücken recht und ihr wurde eine Rente »wegen Schadens an Leben nach ihrem Ehemann Alois Kunz«¹² zugesprochen.

Als die Witwe Kunz dies alles durchstehen mußte, hatte das ehemalige NSDAP-Mitglied Dr. Röder gerade die höchste Sprosse seiner Karriereleiter erklimmt, er war Ministerpräsident des neuen Bundeslandes Saarland geworden, was er bis zu seinem Tode 1979 blieb. Sein übernächster Nachfolger, der damalige Oberbürgermeister von Saarbrücken und SPD-Politiker Oskar Lafontaine, ließ dann 1984 die am Landtag in Saarbrücken vorbeiführende

Hindenburgstraße in Franz-Josef-Röder-Straße umbenennen, und im Jahre 2010 benannte die Stadt Dillingen eine Brücke über die Saar ebenfalls nach Franz-Josef Röder.

Alois Kunz aus Marpingen hätte beinahe auch eine Straße bekommen. Am 21. Januar 1947 beschloß der Marpinger Gemeinderat, daß die damalige Brückenstraße, die heutige Marienstraße und in der Nazi-Zeit Adolf-Hitler-Straße, den Namen Alois-Kunz-Straße erhalten sollte. Der Gemeinderat stimmte damals unter Punkt 4 der Umbenennung zu. Allerdings wurde der Beschluß nie ausgeführt.

Bis heute gibt es keine Alois-Kunz-Straße in Marpingen. Erst als 1995 der Autor dieses Beitrages in Marpingen den Antrag auf namentliche Ehrung des Widerstandskämpfers Alois Kunz stellte, widerfuhr ihm Gerechtigkeit. Nachdem zuerst sowohl CDU als auch SPD im Gemeinderat eine namentliche Ehrung ablehnten, gelang es schließlich nach Ausübung erheblichen Drucks doch, eine Gedenkplatte mit namentlicher Erwähnung von Kunz durchzusetzen. Ihre Inschrift lautet:

*Den Opfern zum Gedenken, uns zur Mahnung,
nie wieder Faschismus! Stellvertretend für alle Opfer
und Widerstandskämpfer
unserer Gemeinde, Alois
Kunz, der für seinen
Widerstand in Auschwitz
ermordet wurde.*

Nr. 37203/1942 119x C1

Auschwitz, den 31. Oktober 1942

Der Bergarbeiter Johann Alois Kunz
katholisch
wohnhaft Marpingen, Hermann-Görinstraße Nr. 12
ist am 23. Oktober 1942 um 09 Uhr 40 Minuten
in Auschwitz, Kasernenstraße verstorben.

Der Verstorbene war geboren am 8. April 1892
in Marpingen, Kreis St. Wendel
(Standesamt Alweiler in St. Wendel Nr. 108/1892)
Vater: Michel Kunz, zuletzt wohnhaft in Marpingen

Mutter: Maria Kunz geborene Scherer, zuletzt
wohnhaft in Marpingen

Der Verstorbene war nicht verheiratet mit Katharina Rosina
Kunz geborene Dewes

Eingetragen auf mündliche schriftliche Anzeige des Arztes-Doktor der
Medizin Kremer in Auschwitz vom 23. Oktober 1942

Die Übereinstimmung mit dem
Erstbuch wird beglaubigt.
Auschwitz, den 31. 10. 1942

Der Standesbeamte
In Vertretung
Der Standesbeamte
In Vertretung
Quakernaak

Todesursache: Herzklappenfehler

Erschließung des Verstorbene am 17. 5. 1919 in Alweiler in St. Wendel
(Standesamt Alweiler in St. Wendel Nr. 43/1919)

Sterbeurkunde

Streit um die Ehrung eines Antifaschisten

Ortsrat Berschweiler lehnte Antrag der Grünen ab

Berschweiler (ehü). In der letzten Sitzung des Berschweiler Ortsrates stand ein Antrag von Bündnis 90/Die Grünen auf eine nachträgliche Ehrung von Marpinger Bürgern, die im Konzentrationslager ums Leben kamen, auf der Tagesordnung. Dabei ging es vor allem um den Marpinger Bürger Alois Kunz, der am 23. Oktober 1942 in Auschwitz umkam.

Der Antrag war eigentlich an den Marpinger Gemeinderat gestellt worden, konnte dort aber mündlich nicht weiter begründet werden, weil er von Bürgermeister Werner Laub (SPD) in den nichtöffentlichen Teil der Sitzung verlegt worden war. Von dort wurde der Antrag dann an die Ortsräte weitergeleitet.

Die Marpinger Bündnisgrünen begründeten ihren Antrag mit einem Verweis auf den fünfzigsten Jahrestag der Befreiung von der Nazi-Diktatur. Aus der Begründung, die Ortsvorsteher Günter Grob (SPD) vor der Beratung im Berschweiler Ortsrat verlas, ging hervor, daß in der Bürgermeisterei Alsweiler, zu der Marpingen damals gehörte, nur wenige Bürger den Mut hatten, sich 1935 offen gegen den Anschluß des Saargebietes an Deutschland zu stellen.

Einer von ihnen sei der Marpinger Bergmann und Sozialdemokrat Alois Kunz gewesen, der für seinen Einsatz schließlich, als einziger Bürger nichtjüdischen Glaubens im Kreis St. Wendel, sein Leben im KZ ließ. Eberhard Wagner von den Grünen gab zur weiteren Begründung an, Kunz sei noch nicht einmal ins „Ehrenbuch der Gefallenen und Vermißten“ der Gemeinde Marpingen aufgenommen worden. Hierin stünden aber 17 NSDAP-Mitglieder, darunter der ehemalige Ortsgruppenleiter von Marpingen, durch dessen Verrat Kunz inhaftiert worden sei. Dies sei kein Ruhmesblatt für Marpingen, so Wagner.

Alois Kunz war Teilnehmer des ersten Weltkrieges, trat 1919 der Bergarbeiterge-

werkschaft, dann der SPD bei. Er kämpfte als Gewerkschafter und Sozialdemokrat zunächst gegen den Anschluß des Saargebietes an Deutschland. Schon in dieser Zeit wurde er in Nazi-Zeitschriften, aus denen Eberhard Wagner in der Ortsratssitzung zitierte, beschimpft. Auch nach dem Krieg habe er sich mit seiner antifaschistischen Grundhaltung nie zurückgehalten, woraufhin ihn eine Denunziation schließlich ins KZ gebracht habe.

Wie Eberhard Wagner betonte, müsse es gerade für die Sozialdemokratie ein besonderes Anliegen sein, einem SPD-Mitglied die Ehre zu erweisen. Selbst Ministerpräsident Oskar Lafontaine (SPD) habe sich in einem Brief an Kunz' Sohn dafür eingesetzt, Kunz namentlich zu ehren. Andere Gemeinden seien hier durch die Ehrung ihrer Opfer mit gutem Beispiel vorangegangen. Auch Marpingen könne so sein Image verbessern.

**SPD: „Heute ist
nicht die Zeit,
um Mahnmale für
einzelne zu errichten“**

Anders sehen dies die Berschweiler Sozialdemokraten: Heute sei nicht die Zeit Mahnmale für Einzelpersonen zu errichten, sondern wachsam gegen heutige Rechtsradikale zu sein, so Ortsvorsteher Günter Grob (SPD). Aus diesem Grund sei nur ein allgemeines Mahnmal, ohne Nennung von Namen nötig. So faßte denn auch der Berschweiler Ortsrat mehrheitlich den Beschluß, dem Gemeinderat nahezu legen, seinerseits zu beschließen, einen Gedenkstein aufzustellen, der sich gegen den Faschismus richtet, ohne daß bestimmte Personen namentlich genannt werden.

Anmerkungen

- 1 Hans-Peter Klausch, *Braune Spuren im Saar-Landtag*, hrsg. von Die Linke, Fraktion im Landtag des Saarlandes, Saarbrücken 2013, S. 3.
- 2 Sitzung des Kulturausschusses des Gemeinderats Marpingen vom 27. 1. 2010.
- 3 Zu Dr. Franz-Josef Röder vgl. Hans-Peter Klausch, *Braune Spuren im Saar-Landtag*; Peter Wettmann-Jungblut, *Im Schatten der Geschichte*, in: *Saar-geschichten* 2013, Nr. 4, S. 4ff.; Erich Später, *Das Wort des Führers ist unser Befehl*, in: *Saarbrücker Hefte* 81, Frühjahr 2003, S. 95 ff.
- 4 Zu Alois Kunz vgl. Eberhard Wagner, *Marpingen und der Kreis St. Wendel unter dem Hakenkreuz – ein alternatives Heimatbuch*, St. Ingbert: Röhrig 2008, S. 680 ff., auch in: www.widerdasvergessen.de/index.php/marpingen/alois-kunz.
- 5 Roullier war 1934 »Sekretär« der Grube Maybach/Sulzbach.
- 6 In diesem Marpinger *Ehrenbuch der Gefallenen und Vermißten von Marpingen* werden 17 NSDAP-Mitglieder als Helden geehrt, unter ihnen der Ortsgruppenleiter Reinhold Hahn und der SS-Unterscharführer Reinhold Schmidt, der von 1941 bis 1945 Aufseher im KZ Auschwitz war.
- 7 Röntgenbuch des KZ Auschwitz, Blatt vom 21. 10. 1942, Archiv der Gedenkstätte Auschwitz (Oswiecim).
- 8 Dazu auch Ernst Klee, *Auschwitz – Täter, Gehilfen, Opfer und was aus ihnen wurde*, Frankfurt am Main: Fischer 2013, S. 236 und 326; ebenso Eberhard Wagner, *Marpingen und der Kreis St. Wendel unter dem Hakenkreuz*, S. 696 ff.
- 9 Franz-Josef Röder, *Marnix von St. Adelgonde vor dem Reichstag in Worms 1578. Ein Hilferuf der Niederlande an das Reich*, in: *Niederlande-buch*, Frankfurt am Main: Diesterweg 1942, S. 133–137.
- 10 Bescheid des Landesentschädigungsamtes vom 2. 1. 1962.
- 11 Vgl. Ingo Müller, *Furchtbare Juristen*, München: Kindler 1987, S. 285 ff.
- 12 Urteil des Landgerichtes Saarbrücken vom 25. 9. 1962.

Fast vergessen. Neu erinnert. Kaum gewürdigt

Der saarländische Spanienkämpfer Fritz Holderbaum

Von Max Hewer

Von 1936 bis 1939 nahmen rund 300 Saarländerinnen und Saarländer als Freiwillige am Spanischen Bürgerkrieg teil und kämpften gegen den Aufstand der rechten Generäle um Francisco Franco. Dieser Teil saarländischer Geschichte ist bisher kaum untersucht und der Einsatz für die Demokratie in Spanien selten gewürdigt worden. Einer dieser »Spanienkämpfer« war der Saarbrücker Metallarbeiter und Betriebsrat Fritz Holderbaum.

Aus den Ländern Südeuropas, die seit Jahren von der Wirtschaftskrise schwer getroffen sind, gibt es immer mehr Berichte vom Erstarken rechtsextremer Bewegungen. Im Falle Spaniens weckt dies unmittelbar Erinnerungen an die Franco-Diktatur, die durch den Putsch rechter Generäle vom 17. Juli 1936 gegen die legitime demokratische Republik eingeläutet wurde. In dem fast drei Jahre dauernden Bürgerkrieg wurden die Putschisten nicht nur von inländischen Vertretern der noch großflächig vorhandenen Feudalstruktur aus Finanzoligarchie, Großgrundbesitz und katholischer Amtskirche unterstützt, sondern auch vom nationalsozialistischen Deutschland und dem faschistischen Italien. Während sich die Großmächte Frankreich und Großbritannien für eine Nichteinmischungspolitik entschieden und damit die aufständischen Militärs begünstigten, fanden sich in Spanien insgesamt ca. 40 000 Antifaschisten aus aller Welt zusammen, um in den »Internationalen Brigaden« der Republik beizustehen.

Das Saarland ist die Region Deutschlands, die in Relation zur Bevölkerungszahl die meisten Interbrigadisten stellte. Insgesamt ist von ca. 300 Frauen und Männern von der Saar auszugehen, die den Weg in die Internationalen Brigaden fanden. Politisch kamen diese Menschen aus unterschiedlichen Richtungen. In erster Linie waren es Kommunisten, aber auch einige Sozialdemokraten sowie vereinzelt überzeugte Christen und parteilose Demokraten, deren gemeinsamer Nenner die Ablehnung

des Faschismus in all seinen Formen war. Während in den Studien der Historiker Klaus-Michael Mallmann und Gerhard Paul in den neunziger Jahren vor allem die Sozialdemokraten im Fokus des Forschungsinteresses standen, sollen in einem laufenden Projekt der Rosa-Luxemburg-Stiftung Saar die Biographien aller saarländischen Spanienkämpfer durch bisher unbearbeitetes Quellenmaterial rekonstruiert werden. Ein genauer Blick auf die einzelnen Schicksale läßt Rückschlüsse auf ganze Netzwerke und Gruppenbiographien zu.

Beinahe allen saarländischen Spanienkämpfern ist gemein, daß sie bereits in den Jahren 1933 bis 1935 in ihrer Heimat gegen den Anschluß an Hitler-Deutschland kämpften und nach der Abstimmungsniederlage am 13. Januar 1935 vor der drohenden Verfolgung in das französische Exil flüchten mußten. Dort hörten sie ein Jahr später von dem Militärputsch gegen die demokratische Volksfrontregierung in Madrid und viele folgten noch im selben Jahr dem Hilferuf der spanischen Republik zur Abwehr der aufständischen Truppen. Viele von ihnen sahen ihre Heimat nicht wieder, noch mehr wurden nach Ende des Frankreichfeldzugs interniert und nach der Besetzung durch die Wehrmacht in die Konzentrationslager Nazideutschlands verschleppt. Nicht wenige schlossen sich der französischen *Résistance* und vereinzelt auch der italienischen *Resistenza* an. Neben dem bekanntesten saarländischen Spanienkämpfer, dem Schriftsteller Gustav Regler aus Merzig, waren es vor allem einfache Menschen aus der Arbeiterschicht des Saargebietes, deren Einsatz gegen den Faschismus in einem fremden Land, der nicht zuletzt gegen den Faschismus in der eigenen Heimat gerichtet war, nie im gebührenden Maße aufgearbeitet, geschweige denn gewürdigt wurde. Im Folgenden soll exemplarisch die Lebensgeschichte des im Jahre 1901 in Jägersfreude geborenen Fritz Holderbaum vorgestellt werden, der glücklicherweise seine

Erinnerungen an den Bürgerkrieg in Spanien zum Teil schriftlich hinterließ.

Der Metalldreher, der in der Hauptwerkstatt der Grube Jägersfreude und im Stahlwerk Dingler, Karcher & Cie arbeitete, mußte schon früh Schicksalsschläge hinnehmen. Seine erste Frau starb bereits in jungem Alter. Kurz darauf, er selbst war gerade 26 Jahre alt geworden, trat er in die Kommunistische Partei ein und engagierte sich fortan auf kommunalpolitischer Ebene. Während viele Vertreter seiner Generation und sozialen Herkunft bereits seit Jugend-, wenn nicht sogar seit Kindertagen in einer der vielen Arbeitervereine organisiert waren, wurde Fritz Holderbaum vergleichsweise spät politisch aktiv.

Um so schneller wuchs seine Bedeutung innerhalb der Partei. Von 1929 bis 1935 war er Abgeordneter im Saarbrücker Stadtrat und setzte sich in dieser Funktion aktiv im Abstimmungskampf für den *status quo* ein. Wegen verschiedener »politischer Delikte«, wie bspw. Flugblattverteilungen, wurde er mehrmals verurteilt. Er engagierte sich insbesondere für das Einheitsfrontabkommen zwischen KPD und SPD, welches auch von einigen katholischen Hitler-Gegnern unterstützt wurde. Wichtiger Höhepunkt des Abstimmungskampfs war die Kundgebung am 26. August 1934 mit zehntausenden Teilnehmern in Sulzbach,

der größten Anti-Hitler-Demonstration auf deutschem Boden. Nach der verlorenen Volksabstimmung vom 13. Januar 1935 und in Anbetracht der drohenden Verfolgung verließ Holderbaum seine Heimat.

Erste Station war die Grenzstelle Forbach, wo sich das Gros der politischen Exilanten sammelte. Gemeinsam mit vielen anderen Saarländern kam er in den Süden Frankreichs, nach Montauban in der Region Midi-Pyrénées. Die französischen Behörden quartierten sie dort in leer stehenden Häusern und großen

Hallen ein und verbrachten sie kurz darauf in die verschiedenen Départements des Landsinneren. Fritz Holderbaum fand zusammen mit sieben weiteren Emigranten Beschäftigung im Straßenbau bei Bourges, wo sie von dem Wahlsieg der Volksfront in Spanien und fünf Monate später vom Putsch der Generäle gegen die Republik erfuhren. Nachdem durchsickerte, daß Mussolini und Hitler Waffenhilfe für die rechtsgerichteten Aufständischen leisteten und sich dadurch die militärische Überlegenheit der Putschisten immer mehr abzeichnete, wuchs die Unruhe unter den Emigranten. Die festgehaltenen Erinnerungen Fritz Holderbaums zeugen davon:



Fritz Holderbaum nach der Schlacht bei Guadalajara im März 1937

Es war dann Ende September oder Anfang Oktober, da kam die Nachricht, eine Zusammenkunft aller in Bourges und Umgebung lebenden Saarländer zu organisieren [...] zwei Repräsentanten der Einheitsfront des Saargebietes, Fritz Nickolai, KPD, und Max Braun, SPD, waren anwesend. Sie schilderten die Situation der Ereignisse in Spanien. Es sei jetzt an der Zeit, dem spanischen Volk Hilfe zu leisten. Wir acht Alleinstehenden meldeten uns sofort.¹

Die Freiwilligen trafen in Marseille ein, nicht nur etliche Saarländer, die sich dort nach dem verlorenen Abstimmungskampf erstmalig wiedersehen, vielmehr waren dort die verschiedensten Nationalitäten anzutreffen,

um auf Frachtdampfern nach Spanien zu gelangen. Ziel war die Hafenstadt Valencia, die wegen der bedrohten Lage Madrids zum Regierungssitz der republikanischen Zone gemacht worden war. Fritz Holderbaum schildert, übereinstimmend mit anderen Erinnerungsberichten, den überschwenglichen Empfang durch die spanische Bevölkerung:

Alle im Hafen liegenden großen und kleinen Schiffe ließen zur Begrüßung ihre Sirenen ertönen. Vom Land her kamen die Menschen zu Tausenden geströmt [...] Diese Begrüßungen, Händeschütteln



Oben: Fritz Holderbaum (1. v. r.) u. a. mit dem Interbrigadisten Josef Krollmann (sitzend) aus Dudweiler

Mitte: Saarländische Interbrigadisten in Albacete nach der republikanischen Offensive bei Brunete im Juli 1937. Von links nach rechts: Josef Krollmann aus Dudweiler, ein unbekannter Spanienkämpfer und eine Spanierin, Ludwig Prinz aus Herrensohr und Fritz Holderbaum.

und Umarmungen kann ich auch heute nicht vergessen [...] Es war der 20. Oktober 1936.²

Für ihn ging es nach kurzem Aufenthalt in der Stadt weiter mit der Eisenbahn Richtung Albacete, dem Hauptquartier der Internationalen Brigaden. Auf diesem Weg hielt die Bahn in jedem Ort, wo die Bevölkerung die Interbrigadisten ebenso mit Musik, Essen und Wein empfing. In Albacete registrierten sich die Internationalen und erhielten eine rudimentäre Ausrüstung. Einheitliche Kleidung, von Uniformen ganz zu schweigen, war in den ersten Monaten des Bürgerkriegs die Ausnahme. Das deutsche Bataillon wurde in aller Eile geformt und an die Front geschickt, ohne vorherige Übungen, Erläuterungen oder ausgiebige Informationen über die Lage an der Front. Fritz Holderbaum wurde jedoch als Wache im Hauptquartier zurückgelassen und konnte, im Gegensatz zu seinen Kameraden,

eine militärische Schulung im Gelände und an verschiedenen Waffen durchlaufen. Die zur Verfügung stehenden Waffen waren in viel zu geringer Stückzahl vorhanden und größtenteils veraltet. Passende Munition war keine Selbstverständlichkeit. Auch die militärischen Kommandostrukturen der zunächst als Milizen auftretenden Interbrigaden waren kaum ihren Namen wert.

Der Putsch Francos gelang zwar in den agrarisch geprägten Landstrichen, vor allem im Westen und Südwesten des Landes, jedoch scheiterte er in den bedeutenden Großstädten und industriell geprägten Regionen. Das entscheidende Moment war die Kontrolle über die Hauptstadt Madrid, deren Verteidigung den republikanischen und internationalen Kräften nur unter hohen Verlusten und dank der Unterstützung der Bevölkerung gelang. In dieser Gemengelage erfolgte der erste Fronteinsatz Fritz Holderbaums. Er wurde dem ersten Zug der zweiten Kompanie des Bataillons »Edgar André« zugeteilt, einem der ersten Truppenteile der XI. Internationalen Brigaden. In diesem Bataillon stellten die Saarländer zweifelsfrei den Stamm der Mannschaften und wurden auch als landsmannschaftliche Gruppe wahrgenommen.³

Nach schweren Kämpfen mit hohen Verlusten am sogenannten »Viehhof« vor Madrid wurde die Einheit Holderbaums abgelöst. Bei diesen Kämpfen erlitt die XI. Internationale Brigade so hohe Verluste, daß eine Reorganisation vor Ort nicht mehr möglich war. In Murcia, fernab der Front, ruhte die Brigade einige Tage aus und Fritz Holderbaum wurde zusammen mit vier weiteren saarländischen Interbrigadisten zu den neuen Zugführern gewählt. Sein Kommandeur Gustav Szinda bezeichnete ihn als ruhigen und umsichtigen Anführer, der nicht so leicht aus der Ruhe zu bringen gewesen sei. Der Verlauf des Kriegsgeschehens wiederholte sich von nun an. Der nächste Einsatz folgte direkt nach der kurzen Ruhepause, dieses Mal am Fluß Jarama, südöstlich von Madrid. Holderbaum führte ein Vorauskommando an, das Quartiere besorgen und die Lage an der Front sondieren sollte. Zwar mußten sie sich nach heftigen Gefechten – wiederum mit hohen Verlusten – in Ruhestellung zurückziehen, doch konnten sie diese nicht lange genießen.

Die Schlacht von Guadalajara kündigte sich im März 1937 an. Vier motorisierte

Divisionen der Truppen Mussolinis, die sogenannten *Corpo Truppe Volontarie*, sollten den Weg nach Madrid bahnen und den Kessel um die Hauptstadt endlich schließen. Zu Beginn standen nur 10 000 Republikaner und Internationale mit äußerst schlechter Ausrüstung einem scheinbar übermächtigen Gegner von 35 000 Mann, mit ausreichend Kanonen, Panzern, Fahrzeugen und Flugzeugen, entgegen. Auf der kastilischen Hochebene herrschten schlechte Wetterbedingungen. Schneeregen, Kälte und der aufgeweichte Boden machte den Soldaten auf beiden Seiten zu schaffen. Fritz Holderbaum beschreibt die Schlacht im Stil der Zeit:

Aber bald ging es los. Die Faschisten hatten unsere und der ersten Kompanie [sic!] links der Straße ausgemacht. Ein Artilleriefeuer, wie ich es bisher noch nicht erlebt hatte, prasselte auf uns nieder. Dem zahlenmäßig überlegenen und bestausrüsteten Gegner konnten wir bei seinem massierten Angriff [...] nicht standhalten und mußten uns, um der Umzingelung zu entgehen, auf Befehl zurückziehen. Inzwischen waren spanische Einheiten eingesetzt worden, sodaß die Faschisten nicht weiter vordringen konnten. Dann setzte die republika-



Saarländische Spanienkämpfern; in der Mitte sitzend: Fritz Holderbaum; erster stehend v. r. der aus Ottweiler stammende Arbeiter Heinrich Werner. Werner wurde am 15. Mai 1942 im KZ Dachau ermordet.

nische Armeeführung zumGegenangriff [sic!] an. Artillerie und die republikanische Luftwaffe unterstützten die spanischen Brigaden. Es hatte Regen mit Schnee eingesetzt. Die Italiener, die sich auf regelloser Flucht befanden, zogen, um schneller auf dem zähen aufgeweichten Ackerboden voranzukommen, die Schube aus. Zahlreiches Kriegsmaterial mußten sie zurücklassen.⁴

Die Schlacht von Guadalajara war der letzte größere republikanische Sieg. Die Moral verbesserte sich noch einmal leicht. Die Republikaner erbeuteten eine große Menge dringend benötigtes Material, während das *Corpo Truppe Volontarie* ca. 6000 Mann und eine große Anzahl Panzer und Flugzeuge verlor. Die Hoffnungen des nationalistischen Lagers, Madrid umschließen zu können, waren ein letztes Mal zerschlagen worden.

In der republikanischen Offensive bei Brunete im Juli desselben Jahres war Fritz Holderbaum im Bataillonsstab für die Munitionsversorgung der kämpfenden Einheiten zuständig. Der letzte Einsatz des Schlossers aus Saarbrücken erfolgte in den Rüstungsbetrieben bei Valencia, wo er seinen technischen Sachverstand einbringen konnte.

Ernsthafte Verwundungen erlitt Friedrich Holderbaum im gesamten Bürgerkrieg keine, obwohl er an den wichtigsten Schlachten teilnahm. Lediglich am Jarama verlor er durch eine Granatexplosion zwischenzeitlich das Gehör. Später erkrankte er jedoch und wurde im Oktober 1938 mit einem Krankentransport zurück nach Bourges gebracht, von wo er zwei Jahre zuvor nach Spanien aufgebrochen war. Nach der Genesung fand er dort Arbeit als Hilfsarbeiter bei einem Bauunternehmer. In den ersten Tagen des 2. Weltkrieges wurde Fritz Holderbaum mit weiteren Spanienkämpfern aus der Umgebung im Lager Le Vernet interniert:

Wir wurden wie Schwerverbrecher behandelt. Je zwei Mann wurden mit Handschellen aneinander gefesselt. Sechs Tage hatten wir noch im Gefängnis zubringen müssen. Keine Gelegenheit zum Rasieren. Alle waren in der beschmutzten Arbeitskleidung. Keine Gelegenheit gab man uns, unsere Zimmer aufzusuchen, um einige Sachen mitzunehmen. Für zwei Mann einer von der Garde Mobil [sic!]. Während der Fahrt, die eine Nacht und einen Tag dauerte, nichts zu essen und zu trinken, trotz unserer Proteste. Im Lager angekommen, nahm man uns Brieftasche, Geldbeutel, Uhr und Taschenmesser ab.⁵

Knapp zwei Jahre später verluden Kommandeure und Wachmannschaften des Lagers hunderte Spanienkämpfer, darunter auch Fritz Holderbaum, auf einen Zug und lieferten sie in Chalon-sur-Saône den deutschen Sicherheitsbehörden aus. Die Gestapo brachte Holderbaum auf einem Viehwagen über Karlsruhe in das Saarbrücker Gefängnis auf der Lerchesflur. »Sieben Monate Einzelhaft. Mehrere Vernehmungen bei der Gestapo auf dem Schloßplatz Saarbrücken. Mißhandlungen hatte ich nicht zu erleiden. Aber Versuche der Einschüchterung mit dem Revolver«,⁶ erinnert er sich genau. Im Dezember 1941 verurteilt ihn der 1. Strafsenat in Stuttgart wegen »Vorbereitung zum Hochverrat« zu 2 Jahren und 9 Monaten Zuchthaus.

Als Zwangsarbeiter in einer Arbeitskolonne des Zuchthauses Ludwigsburg mußte er zerschossene Fahrzeuge und Flugzeuge verwerten, wobei ihm seine Erfahrungen als Metallarbeiter wieder zugutekamen. Wehrmachtssoldaten, die selbst auf diesem Gebiet Fachleute waren, bewachten die Arbeiten. Ein Soldat suchte immer wieder das Gespräch mit ihm, obwohl es ihm eigentlich verboten war:

Eines Tages richtete er an mich die Frage: Bist du Spanienkämpfer? Was hatte ich zu verbergen? Bejahte seine Frage. Wober wußte er es? Fragte auch nicht danach. Vielleicht von dem Wachtmeister, der uns zu beaufsichtigen hatte, denn er wußte es ja. Kurz und gut. Den anderen Tag kam der Kumpel an meine Werkbank, zog die Schublade auf zur Kontrolle [sic!] der Werkzeuge und was sehe ich, ein Brötchen lag darin. Jeden Tag daßelbe. Weshalb er das tue, fragte ich ihn. Dabekannte [sic!] er sich als Sozialdemokrat. Nun ergab sich ein anderer Gesprächsstoff zwischen uns [...] Natürlich mußten

*wir aufpassen. Das ging einige Monate so. Er kam nicht wieder. Die Gruppe war aufgelöst worden.*⁷

Im Zuchthaus Ludwigsburg saß er bis zum sogenannten »Straferlaß für Spanienkämpfer« im Winter 1942. »Die von diesem Zeitpunkt an noch zu verbüßende Strafe war erlassen. Was mich dann erwarten würde, wußte ich, traf auch zu. Einlieferung in das Konzentrationslager Dachau.«⁸

Dort angekommen, konnte er zwar auf die Solidarität der ehemaligen Spanienkämpfer bauen, die in großer Zahl dorthin deportiert wurden, jedoch kam die Front ab 1945 näher und näher und machte die SS-Wachmannschaften immer nervöser. Im April 1945 gab Heinrich Himmler den Befehl zur Zerstörung des Lagers, womit für die rund 10 000 Häftlinge der Todesmarsch Richtung Alpen begann, bei dem sie vollständig vernichtet werden sollten:

*Drei Tage Dahinschleichen, Hunger und Kälte waren die Begleiter. Tausende blieben entkräftet an den Straßenrändern liegen. Auf beiden Seiten des Transportes waren wir von SS-Banditen begleitet. In den Nächten schossen sie wahllos in die lagernden Mengen.*⁹

Nach der Flucht der SS versorgten die amerikanischen Truppen in Bad Tölz die gerade einmal 3000 Überlebenden des Todesmarsches. Fritz Holderbaum trat nach kurzer Zeit die Heimfahrt mit weiteren Saarländern per Anhalter an. »So gelangten wir ohne besondere Schwierigkeiten ein jeder in seinem Heimatort an. Das letzte das [sic!] wir uns beim Abschiednehmen zuriefen, war: Auf ein Neues!«¹⁰

Das »Neue«, das sie zunächst in der Heimat erwartete, war die Zeit der französischen Besatzung und der darauffolgenden autonomen Saar. Wie die meisten zurückgekehrten Exilanten hatte Fritz Holderbaum seinen gesamten privaten Besitz verloren. Von der Saarregierung wurde er als Opfer



1974 an der Stelle des ehemaligen Internierungslager Le Vernet in Frankreich; in der Mitte: Fritz Holderbaum, rechts neben ihm im hellen Mantel: Max Friedemann, deutsch-jüdischer Widerstandskämpfer, Interbrigadist und späterer Handelsrat der DDR in China.

des Nationalsozialismus anerkannt und bekam eine geringe Entschädigung für die Entbehrenungen im Exil und im KZ zugesprochen, die im Vergleich zu den späteren Verfahren in der Bundesrepublik immerhin unbürokratischer und schneller gewährt wurde. Auf niedrigstem Niveau konnte er so seine Existenz in der alten Heimat vorerst sichern. Er konnte auch seine Arbeit in der Hauptwerkstatt der Grube Jägersfreude wiederaufnehmen und zum Betriebsrat aufsteigen.

Trotzdem hatte der engagierte Kommunist weder in der Bevölkerung noch bei der Saarregierung einen einfachen Stand. Wie viele andere Interbrigadisten sah auch er sich in der Heimat, die sich nicht selbst vom Faschismus hatte befreien können, oftmals den Diffamierungen als »Rotspanienkämpfer« und »Volksverräter« ausgesetzt.¹¹

Das System der Gewährung von Opferrenten änderte sich grundlegend mit der Angliederung des Saarlandes an die Bundesrepublik im Jahre 1957. Das ein Jahr zuvor erlassene KPD-Verbot erstreckte sich nun auch auf die Kommunistische Partei an der Saar. Holderbaums Mitgliedschaft in der KP genügte den Behörden, in denen ein grundlegender personeller Wechsel erfolgte, um ihm eine Anerkennung als Opfer des Nationalsozialismus zu verweigern und damit die Entschädigungsrente zu kassieren. Dies wog um so schwerer, da mehrere ärztliche Gutachten aus dieser Zeit bezeugen, daß die Gesundheit Holderbaums im zunehmenden Maße durch die Folgen der Lagerhaft litt.

Zudem geriet er in das Visier des Verfassungsschutzes, weil er sich in einem offenen Brief als Betriebsrat kritisch zur Adenauerpolitik in der Kohlekrise äußerte und diese Krisenerscheinungen in Zusammenhang mit dem kapitalistischen Wirtschaftssystem brachte. Schließlich sahen ihn die Gerichte jedoch stets im Recht. Eine Opferrente wurde ihm nach einigen Jahren wieder zuerkannt, jedoch wogen die kleinen Beträge die zunehmende Last nicht im geringsten auf, so daß sich Fritz Holderbaum auch dagegen juristisch wehrte. Das juristische Tauziehen um Anerkennung und Entschädigung zog sich bis zu seinem Tod im Jahre 1978 hin.

Anmerkungen

- 1 Fritz Holderbaum, *Erlebnisbericht*, undatiert, S. 3.
- 2 Ebd., S. 4.
- 3 Vgl. Klaus-Michael Mallmann und Ralph Schock: »Unsere Heimat ist heute vor Madrid ...«. *Saarländer im Spanischen Bürgerkrieg*, in: *Richtig dabei waren wir nie. Entdeckungsreisen ins Saarrevier 1815–1955*, hrsg. von Klaus-Michael Mallmann u. a., Berlin – Bonn: Dietz, 1987, S. 178.
- 4 Fritz Holderbaum, *Erlebnisbericht*, undatiert, S. 7, in: Nachlass Dr. Luitwin Bies.
- 5 Ebd., S. 9.
- 6 Ebd.
- 7 Ebd., S. 10.
- 8 Ebd., S. 9.
- 9 Ebd., S. 11.
- 10 Ebd., S. 12.
- 11 Siehe dazu auch Klaus-Michael Mallmann und Ralph Schock: »Unsere Heimat ist heute vor Madrid ...«, S. 183.

Quellen und Literatur

Archiv Dr. Luitwin Bies:

Fragebogen der Kommunistischen Partei Saar an alle ehemaligen Spanienkämpfer, undatiert.

Fritz Holderbaum, *Erlebnisbericht*, undatiert. (Teilweise veröffentlicht in: *Spanien 1936 bis 1939. Erinnerungen von Interbrigadisten aus der BRD*, hrsg. von Max Schäfer, Frankfurt am Main: Marxistische Blätter 1976, S.127–130, S. 255–258.

Liste der Spanienkämpfer, KP Personalabteilung Saarbrücken, 15. 3. 1948.

Landesarchiv des Saarlandes, Bestand Landesentschädigungsamt: LAS, LEA 12032.

Albert Kühn, *Jarama*, in: *Spanien 1936 bis 1939. Erinnerungen von Interbrigadisten aus der BRD*, hrsg. von Max Schäfer, Frankfurt am Main: Marxistische Blätter 1976, S. 180 und S. 194.

Horst Bernard, *Das Geheimnis des alten Schlosses, Stengel oder Knipper?? Darum geht es hier nicht!! Eine Dokumentation der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN)-Bund der Antifaschisten Saar über jahrelange Bemühungen zur Erhaltung der Gestapozelle und zur Gestaltung des Gestapokellers als antifaschistische Gedenkstätte*. Saarbrücken: VVN 1982, S. 20f.

Klaus-Michael Mallmann und Ralph Schock, »Unsere Heimat ist heute vor Madrid ...«. *Saarländer im Spanischen Bürgerkrieg*, in: *Richtig dabei waren wir nie. Entdeckungsreisen ins Saarrevier 1815–1955*, hrsg. von Klaus-Michael Mallmann u. a., Berlin – Bonn: Dietz 1987, S. 178–183.

Das Verschweigen gebrochen

Zur Gedenkfeier für Marie Catherine und Albert Kneup in Saarbrücken

Von Monika Sommer-Hasenstein

Die *Saarbrücker Hefte* geben die Rede von Monika Sommer-Hasenstein anlässlich der Gedenkfeier auf dem Alten Friedhof St. Johann und der Errichtung einer Stele zur Erinnerung an Marie und Albert Kneup, gehalten am 8. Oktober 2013, mit sehr geringen Kürzungen wieder. An dieser Stelle ist auf den Roman *Spatzenkirschen* von Ellen Widmaier aus dem Jahr 2004 hinzuweisen. Die Autorin hat darin ihren Verwandten Marie und Albert Kneup ein literarisches Denkmal gesetzt. In ihrem etwa dreißig Seiten langen Nachwort klärt Ellen Widmaier die Ereignisse auf, die im Roman mit ihrer eigenen Spurensuche verwoben sind, soweit es ihr damals möglich war. Einige Dokumente sind erst Jahre nach dem Erscheinen des Romans zugänglich geworden. Auf diese wird in den Anmerkungen besonders hingewiesen.

Marie Catherine Kneup, geb. Krémer, wurde am 4. Oktober 1938 in Berlin-Plötzensee hingerichtet. Ihr Mann, Albert Kneup, starb am 7. August 1974 in Kleinblittersdorf. Sein Todestag jährt sich im Jahr 2014 zum 40. Mal. Beide wurden vom Volksgerichtshof Berlin wegen »Landesverrats« angeklagt. Am 19. Juli 1938 fiel das Urteil: Marie Catherine wurde zum Tode verurteilt, Albert zu 15 Jahren Zuchthaus mit 10 Jahren Ehrverlust. Im Jahre 2013, dem 50. Jahr der Unterzeichnung des Elysée-Vertrages, kommt es nun zu der überfälligen Würdigung der beiden als Widerstandskämpfer gegen das Naziregime. Das war ein langer Weg! Werfen wir einen Blick zurück.

Marie Catherine Krémer wird am 7. Juli 1899 in Grosbliederstroff geboren. Sie ist eine gute Schülerin, doch, wie zur damaligen Zeit üblich, erhält sie keine Berufsausbildung. Gefördert von katholischen Kirchenkreisen in Lothringen, nimmt sie an Weiterbildungskursen in Hauswirtschaft teil. Als junge Frau geht sie nach Paris und arbeitet dort als Hausangestellte. 1922 wird ihr einziger Sohn Charles Krémer geboren. Der Vater des Kindes verläßt sie. Jahre später lernt sie den Saarländer Albert Kneup kennen. Sie verlieben sich ineinander und heiraten 1926. Der Sohn bleibt in der Familie und wächst zweisprachig auf. Marie bekommt durch die Heirat mit Albert die deutsche Staatsangehörigkeit.

Albert Kneup wird am 2. Januar 1902 in Kleinblittersdorf geboren. Er schließt eine Schlosserlehre ab und qualifiziert sich auch

in anderen handwerklichen Berufen. Schon früh tritt er der Sozialdemokratischen Partei bei, schließt sich der Status-quo-Bewegung an und votiert im Abstimmungskampf 1935 gegen den Anschluß des Saarlandes an Nazi-Deutschland. Wegen seiner antifaschistischen Haltung bekommt er nach 1935 lange keine Arbeit. Marie teilt seine politische Gesinnung – und findet Arbeit. Mit Unterstützung ihres Mannes arbeitet sie als antifaschistische Agentin für die französische Spionageabwehr unter Colonel Joseph Doudot (Metz).

1934 läßt sie sich beim deutschen Spionagechef der Grenzregion in Kleinblittersdorf, N.H. (im Roman benutzt Ellen Widmaier die Pseudonyme Nikolaus Hackmann oder auch Nickel H.) als Haushaltshilfe einstellen und erklärt sich zum Schein bereit, für ihn zu arbeiten. Sie gewinnt sein Vertrauen. Eigentlich soll sie in Lothringen französische Soldaten als Spione anwerben und französische Abwehr- und Waffensysteme ausspionieren – statt dessen liefert sie Scheininformationen, die von der französischen Gegenspionage gefiltert werden. Ende des Jahres 1937 gelingt es mit ihrer Hilfe, das bedeutendste Nazi-Spionagenetz in Ostfrankreich zu enttarnen. Sie gerät in Verdacht. Sie und ihr Mann werden von der Gestapo verhaftet und in das Saarbrücker Gefängnis Lerchesflur eingewiesen. Sie schreiben sich heimlich Briefe, von denen einige herausgeschmuggelt werden können. (Ellen Widmaier vermutet, daß die Briefe von der Gestapo gelesen werden) Später werden sie nach Berlin verlegt. Albert kommt in das

Untersuchungsgefängnis Moabit, Marie Catherine in das Frauengefängnis Barnimstraße.

Alle Versuche ihres Sohnes und hochrangiger französischer Diplomaten, sie zu retten, scheitern. Am 3. Oktober 1938 wird sie in Berlin-Plötzensee eingeliefert und einen Tag später, am 4. Oktober 1938, in aller Frühe, mit dem Fallbeil enthauptet. In der Gedenkstätte Deutscher Widerstand liegt das Protokoll der Hinrichtung vor. Dort heißt es: »... nach drei Minuten war alles vorbei ... Die Verurteilte kam gefasst zur Hinrichtungsstätte«. Dann wird der Name des Henkers genannt ... Und das Perfideste: Die Haft- und Hinrichtungskosten samt Briefporto werden der Familie in Rechnung gestellt!

Albert Kneup verbüßt seine Haftstrafe im Zuchthaus Siegburg und kehrt am 31. Mai 1945 als kranker, mittelloser Witwer nach Kleinblittersdorf zurück. In seinem Heimatort findet er kaum Anschluß – mit »Landesverrättern« und »Spionen« will man hier nichts zu tun haben. Das ist in gewissen Kreisen auch heute noch so. 1948 beantragt er eine Entschädigung nach dem Saarländischen Wiedergutmachungsgesetz. Am 21. Oktober 1949 wird Albert vom Verwaltungsgerichtshof des Saarlandes in Saarbrücken als Opfer des Nationalsozialismus anerkannt. Nach dem Beitritt des Saarlandes zur Bundesrepublik Deutschland wendet sich das Blatt für ihn. 1962 klagt er nach dem Bundesentschädigungsgesetz eine Rente und eine Kapitalentschädigung ein. Ein Jahr später wird die Klage abgewiesen. Kneup geht in Berufung. 1966 wird die Berufung abgewiesen – eine Revision wird nicht zugelassen. Unterzeichnet ist das Urteil von einem gewissen Dr. Kammer,¹ der seit 1933 Mitglied der NSDAP und leitender Staatsanwalt am Sondergericht im besetzten Metz war. Wie es der Zufall so will, wird er 1962 zum Senatspräsidenten beim Oberlandesgericht in Saarbrücken ernannt. 1970 geht er in den Ruhestand. Eine typische braune Juristenkarriere in dieser Zeit. Albert Kneup stirbt 1974. Gerechtigkeit ist ihm nicht widerfahren.

Ellen Widmaier wird am 11. November 1945 in Kleinblittersdorf geboren. Sie ist die Großnichte von Marie Catherine, der Schwägerin ihrer Großmutter Maria Kneup. Maria und Albert Kneup waren Geschwister. Bis zu ihrem Abitur im Jahre 1965 wohnt sie im elterlichen Haus in der Saarbrücker Straße 90. Nach Verbüßung seiner Haftstrafe kehrt ihr

Groß- und Patenonkel Albert Kneup zunächst in die alte eheliche Wohnung in der Gartenstraße 8 zurück. Wenig später zieht er in das elterliche Haus von Ellen Widmaier und lebt dort bis zu seinem Tod. Sie selbst erlebt einen liebevollen, hilfsbereiten Großonkel, der ihr und ihrem Bruder stets zur Seite steht – eine Art Vaterersatz –, aber auch einen völlig in sich gekehrten Mann, der mit seinem Hund und mit seinen Vögeln spricht, jedoch nicht mit ihr, wenn sie ihn nach dem Verbleib ihrer Großtante fragt. Sie kommt nicht an ihn heran. Die Familie schweigt – warum auch immer.

Das läßt Ellen Widmaier nicht los. 30 Jahre später, etwa 1998 – inzwischen ist sie eine erfolgreiche Schriftstellerin geworden – beginnt sie mit der Recherche über das Schicksal ihrer Großtante und ihres Großonkels. Sie begibt sich auf Spurensuche, die sie über Berlin und Paris ins deutsch-französische Grenzgebiet führt. Sie sammelt Daten und Erinnerungen an ihre enthauptete Tante und forscht in den Archiven. Hier im grenznahen Raum trifft sie Renée Dany. Renée ist die Nichte von Marie Catherine – die Tochter von Marie Catherines Bruder Jean Jacques Krémer, eines bekannten Journalisten aus Sarreguemines und Metz, der schon früh als Fluchthelfer für die Résistance tätig war.

Von Anfang an arbeitet Ellen Widmaier mit der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin zusammen. Dort ist man seit Jahren damit beschäftigt, die Schicksale der zwischen 1933 bis 1945 in Plötzensee ermordeten Frauen und Männer zu rekonstruieren und ihnen eine späte Würdigung zukommen zu lassen. Mit den neuen Forschungsergebnissen gelingt es, gemeinsam eine Datei der beiden Kneups aufzubauen, die heute im Bendlerblock und in der Gedenkstätte Plötzensee von den Besuchern im »Informationssystem Widerstand« in Schrift und Bild abgerufen werden kann.

Im Jahre 2004 erscheint Ellen Widmaiers Roman *Spatzenkirschen* im damaligen Gollenstein Verlag. Es gelingt ihr, Marias Schicksal zu rekonstruieren, die Motive zu ergründen, die sie zur Agentin gegen das Naziregime werden ließen. Sie ergänzt den Roman um einen umfassenden Materialenteil. Es geht ihr nicht nur um die literarische Aufarbeitung und Darstellung, sondern auch um die Anerkennung von Marie Catherine und Albert Kneup als Widerstandskämpfer. Es geht ihr um Gerech-

tigkeit, um den Kampf gegen rechte Gesinnung, um die Pflege von Erinnerungskultur.

Am 21. November 2008 fand auf Einladung der Bürgermeister der Gemeinden Kleinblitterdorf und Grosbliederstroff zum 70. Todestag der Widerstandskämpferin Marie Catherine Kneup eine deutsch-französische Veranstaltung in Grosbliederstroff statt. In ihrem Brief an die beiden Bürgermeister schrieb Ellen Widmaier damals:

Es ist mein Anliegen, daß der Einsatz der beiden für die Verteidigung der demokratischen Freiheitsrechte und den Frieden auch vor Ort gewürdigt wird. [...] Das 40-jährige Jubiläum des Partnerschaftsvertrages zwischen Kleinblittersdorf und Grosbliederstroff im Jahr 2008 scheint mir ein angemessener Rahmen für eine solche Würdigung zu sein.

Vor fünf Jahren konnte ihr Wunsch noch nicht verwirklicht werden. Hier auf dem geschichtsträchtigen Hauptfriedhof Saarbrücken, an der Grenze zwischen Deutschland und Frankreich, geht ihr Wunsch in Erfüllung.

Vor ganz kurzer Zeit hat Ellen Widmaier erfahren, daß Marie Catherine Kneup an fünfter Stelle auf Dr. Stieves Liste steht. Dr. Stieve² war jener Arzt und Anatom an der Berliner Charité, der in den Jahren 1933 bis 1945 Leichen von 174 hingerichteten Frauen³ seziiert und ihnen die Geschlechtsorgane entfernt hat, um die Wirkung von Stress vor ihrer Hinrichtung zu untersuchen. Alle Opfer auf Hermann Stieves Liste wurden nach der Sektion verbrannt. Die Asche von etlichen der in Plötzensee Hingerichteten soll auf dem Berliner Friedhof Alt-Glienecke vergraben worden sein. Für die heutige Gedenkfeier hat Ellen Widmaier von dort ein wenig Erde mitgebracht.

Mögen ihre Seelen Frieden finden.

Anmerkungen

1 Auf den zweiten Prozeß von Albert Kneup geht Ellen Widmaier in ihrem Roman *Spatzenkirschen* mit folgenden Worten ein: »Die Rente wurde 1966 in letzter Instanz – dieses Mal mit skandalösen politischen Begründungen – abgelehnt. Eine detaillierte Schilderung und Bewertung dieser Vorgänge würde den Rahmen dieser Darstellung sprengen.« (S. 331) Auch im Feature des SR *Die verschwiegene Geschichte von Marie Catherine*

und Albert Kneup aus dem Jahr 2010 und in Dieter Gräbners umfassendem Artikel *Wenn die Gegenwart die Vergangenheit zurückholt* vom 8. Februar 2014 in der *Saarbrücker Zeitung* wird der volle Name des Vorsitzenden Richters nicht genannt. Es handelt sich bei dem Vorsitzenden des Prozesses nach Auskunft von Ellen Widmaier um Dr. Erich Kammer, Senatspräsident beim Oberlandesgericht (OLG) in Saarbrücken. Kammer war nachweislich seiner erst im Jahr 2009 zugänglich gewordenen Personalakte auch Staatsanwalt beim Sondergericht für Lothringen, das nach der Zerstörung des Gerichtsgebäudes in Saarbrücken nach Sulzbach umziehen mußte. War es 2004 noch nicht möglich, die Identität zwischen dem Staatsanwalt des Sondergerichtes und dem Senatspräsidenten beim OLG eindeutig zu belegen, so ist dies seit dem Jahr 2009 zweifelsfrei möglich.

2 Dr. Hermann Stieve (1886–1952) war von 1935 bis 1952 Leiter des Anatomischen und Anatomisch-biologischen Instituts an der Friedrich-Wilhelm-Universität in Berlin. Eine ausführliche Beschreibung seiner Vita findet sich in: Ernst Klee, *Auschwitz, die NS-Medizin und ihre Opfer*, Frankfurt am Main: Fischer 1997, S. 97–111. Marie Kneup findet sich als »Kneup Katharina« auf der Liste mit Geburts- und Todesdatum wieder.

Zu Stieves Liste siehe: Sabine Hildebrandt, *The women on Stieve's List*, in: *Clinical Anatomy* 26 (2013), S. 3–21, auch in: http://www.lecturasdelholocausto.com/uploads/1/0/9/6/10969104/22195_ftp.pdf (24. 2. 2014)

Im Jahr 1942 veröffentlicht Hermann Stieve die Arbeiten *Der Einfluß von Angst und psychischer Erregung auf Bau und Funktion der weiblichen Geschlechtsorgane* und *Die Wirkung von Gefangenschaft und Angst auf den Bau und die Funktion der weiblichen Geschlechtsorgane im Zentralblatt für Gynäkologie*. Diese Arbeiten sind Ausfluß seiner Forschungen an den von ihm seziierten Frauen.

3) Die sogenannte Stieve-Liste enthält laut Hildebrandt 182 Namen von ermordeten und anschließend seziierten Frauen und Männern. Die Gedenkstätte Plötzensee weist für die Jahre 1933–1937 83 Hinrichtungen aus, 55 für das Jahr 1938. Mit Kriegsbeginn steigen die Hinrichtungszahlen schnell an. Marie Kneup ist als fünfte auf der Liste von Hermann Stieve eines seiner frühen Opfer.

Spatzenkirschen

Eine Textprobe

Von Ellen Widmaier, ins Französische übertragen von Michèle Schreyer

Teil 1: Spatzenkirschen S. 15–22

J'aurais aimé faire la connaissance de Marie, parce qu'elle était drôle.

Mais l'était-elle vraiment ?

Oui, drôle, c'est bien ce qui est écrit dans la lettre que j'ai reçue dernièrement. Le mot m'a étonné, je l'ai relu plusieurs fois à haute voix. Il me surprend encore, donne une impression de démodé, évoque un anniversaire d'enfants et ses jeux turbulents. Drôle. Pourquoi pas ? Parce que cela ne cadre pas avec l'idée que je me suis faite de Marie ? Peut-être ai-je tendance à faire tomber sur sa vie l'ombre de sa mort. L'information vient de Clara qui était proche d'elle, je n'ai aucune raison de la mettre en doute.

Dire d'un homme qu'il était « drôle » n'était pas courant chez nous. Je ne me rappelle pas non plus que quelqu'un l'ait été délibérément dans notre famille ; bon, c'est une exagération polémique, j'en conviens ; l'expression d'un ressentiment précoce contre l'utilisation excessive du terme « coup du sort ». Jusqu'à ce que j'éclate un jour : Mais vous êtes tous dépressifs ! J'avais quinze ans alors et je venais de faire la connaissance d'Uwe qui était en première année de psychologie. Une colère mêlée de défi m'envahissait – j'en voulais à l'adversité, au fait d'être malheureuse, à la notion de « coup du sort » ...

Drôle ! Qu'est-ce qui était drôle ? J'entends encore la voix de ma mère, c'est dimanche matin, elle raccommode mes bonnes chaussettes blanches : quand les bombardiers sont arrivés, il a fallu camoufler les lumières. Ce n'était pas drôle. Malheur à toi si une fente était encore éclairée. Une fois Ludwig, le nazi en chef est venu contrôler... Ma mère enfilait une nouvelle aiguillée et piquait. (Pourquoi est-ce que le camouflage des lumières me vient à l'esprit ?)

Peut-être que Marie aurait rompu le charme chez nous, qu'elle aurait donné un contenu au mot étranger. Elle connaissait probablement des tas d'histoires drôles que j'ai toutes ratées.

Ma grand-mère racontait des histoires bien différentes quand elle rapprochait ma chaise d'enfant de la table et m'invitait à l'aider. Je tirais les fils des haricots verts pendant qu'elle épluchait des oignons, profitant de l'occasion pour laisser couler ses larmes. Elle aurait aimé pleurer plus souvent mais se trouvait trop sentimentale, les rudes railleries de mon grand-père l'empêchaient de se laisser aller, comme elle disait. Je la perçais à jour, grimpais quelquefois sur sa chaise et caressais son visage. J'avais découvert qu'elle était jolie quand ses traits se détendaient et que les commissures de ses lèvres remontaient.

La tarte aux oignons et la soupe aux haricots accompagnaient les tragédies des adieux et les évacuations ; les boulettes de pâte et les poires cuites les batailles de la

Saale et les figures des SS – Habituee à ce genre de menus, j'avais fini par me dire que les histoires de cette époque avaient toutes été racontées.

Jusqu'à ce que je découvre cette histoire que personne ne voulait ou ne pouvait raconter. Pourquoi Marie avait-elle disparu ? Pourquoi avait-elle dû mourir ? Ici, la mémoire de la famille flanchait, ressemblait à une cave blindée dont personne n'avait la clé. Enfin si, quelqu'un avait la clé, mais il ne voulait rien dire, avait perdu l'habitude de parler.

Un moment j'ai rêvé de la tête sanglante de Marie et me souviens d'allusions vite réprimées par l'avertissement à mi-voix « mais pas devant les enfants... ». Et je me souviens que je voulais voir la tombe de Marie. Où était-elle ? Je ne me souviens plus de la réponse, je sais seulement que nous ne sommes jamais allés la voir et que je pensais qu'elle se trouvait dans un cimetière au-delà de la frontière, quelque part en France.

Mes tentatives répétées pour en savoir davantage sur Marie et ce qui lui était arrivé restèrent vaines, la réponse était toujours la même : c'est une triste histoire. Personne ne sait exactement ce qui s'est passé et on ne pourra jamais le tirer au clair. Il faut laisser reposer les morts en paix. Reposer ? Où ? Pourquoi est-ce que je n'insistais pas, pourquoi est-ce que je me contentais de ces réponses évasives ? Je n'ai qu'une explication : je me soumettais à un tabou, dont j'ignorais qu'il s'agissait d'un tabou. Ne dit-on pas que le silence se déploie plus puissamment que le son ?

Oui, je veux savoir, après tant d'années, après tant d'essais condamnés à l'échec, maintenant plus que jamais. Il n'y aura bientôt plus personne à qui je pourrais demander.

Il faut laisser reposer les morts en paix. C'est ce que rappelle aussi – à moins qu'il ne s'agisse d'un avertissement –, à la fin de sa lettre, une femme qui veut rester anonyme et qui, obéissant à une impulsion tardive et ambivalente, a décidé de partager son savoir, ou sa version de la vérité, avec moi. Cette lettre m'a mise sur la voie, elle parle de la rivière, du pont, du poste de douane des gardes frontière, de la disparition de Marie, de la façon dont elle est morte. Elle a été écrite au stylo bleu sur du papier ligné, des mots entre des lignes de démarcation visibles, des mots qui veulent à la fois révéler le secret de Marie et le protéger de la curiosité importune. Y avait-il là quelque chose à cacher, s'agissait-il d'une affaire louche ?

J'éprouve vraiment de la gratitude pour l'auteur de cette lettre. Et en même temps je ne lui ai aucun gré. Comment suivre son avertissement ? C'en est fini de la paix, et plus les nuits passent, moins je suis disposée à me justifier, à avoir honte de mon désir de savoir. Juste avant de partir, j'ai eu ce rêve pour la première fois. J'ai rencontré Marie en secret. Nous sommes allées ensemble sur sa tombe. Depuis que j'ai sa photo, elle me rend visite la nuit. Nous traversons le pont, tournons dans un chemin qui passe à travers champs ; elle est à côté de moi dans son tailleur en laine cintré qui arrive à mimollet, ses cheveux bruns et bouclés sont visibles sous le bord de son chapeau. Elle a les yeux fixés sur le sol comme si elle devait faire attention où elle pose le pied. La nuit dernière, elle a regardé pour la première fois devant elle. Légendes, mensonges, dissimulation – elle n'en a pas besoin. Marie est fatiguée de la paix mensongère.

J'en demande pardon à l'auteur de la lettre mais je ne peux m'empêcher de poser la question : Avez-vous osé porter le deuil ? Avez-vous fait dire une messe pour Marie ? *Voiler de deuil* : enfouir dans le noir, vêtements de deuil. Dissimuler aussi. *Le black-out* : l'obscurité totale comme mesure de défense antiaérienne. Mais aussi savoir blindé.

Je sais aujourd'hui qu'on a noirci beaucoup de papier après l'arrestation de Marie. Tout a disparu dans des classeurs portant le tampon « Geheime Reichssache » (Secret du Reich). Il était généralement interdit aux parents des victimes, sous peine de sanctions, de mettre un avis de décès. Tante Klara écrit : Nous avons peur. La Gestapo est venue à la maison. Grand-papa Jupp a été envoyé en Saxe. C'était l'époque de la coresponsabilité familiale.

Mais cette époque, cette époque sombre comme on l'appelle, prit fin, le Reich de mille ans n'a duré que douze ans. Et après, qu'avez-vous fait pour donner à Marie une place parmi vous ? Marie qui venait de France, qui n'était pas des nôtres ? Vous l'avez oubliée, reniée, trahie...

Je me dispute ainsi avec eux la nuit, quand je ne trouve pas le sommeil, je les accuse, ceux qui ont accompagné mon enfance, de nous avoir privées de quelque chose d'essentiel Marie et moi, je me sens encore à la merci de leur toute-puissance silencieuse. Et puis je me lève, vais et viens dans la pièce, m'arrête devant la commode en cerisier de Mémé Ria et comprend laborieusement que mes socquettes blanches d'enfant ne s'y trouvent plus ; que j'appartiens moi aussi depuis longtemps à l'espèce des adultes, entraînée à oublier pour survivre, par trop souvent obligée de me contenter d'un demi-savoir discutable. Oui je comprends, je n'ai pas seulement hérité de ce meuble mais aussi des vieilles questions. Et personne ne frappe à la porte et dit qu'il nous apporte enfin la réponse. Les reproches sont vains et tombent dans le vide.

Secret du Reich: les dossiers appartenant à cette catégorie ont été délibérément détruits à l'approche de l'ennemi durant les dernières semaines de la guerre. Ou ils ont brûlé au cours des bombardements nocturnes. D'autres ont disparu pendant des dizaines d'années dans les archives des Alliés. Et il n'y a pas plus d'ordre dans les caves où sont conservées certaines archives que chez nous à l'époque. Dernièrement on m'a annoncé qu'il me faudrait attendre quarante ans avant d'examiner un dossier si je ne pouvais pas déterminer exactement une date de décès. Protection des données, protection des personnes. Les archives de la police et des services secrets étrangères découragent avec des délais de non-communicabilité de cent ans. Sécurité nationale ? Dissimulation ?

Qui sait ? Peut-être fêterai-je mes cent ans. Peut-être peut-on comprendre sans consulter les dossiers ? Pas question de capituler si rapidement. J'ai toujours été impatiente quand ma décision était enfin prise. Alors je consacre mon temps à lire des registres de détention et des fiches d'enregistrement, à remplir consciencieusement des formulaires de demande de consultation d'archives et de visite des centres de documentation, à feindre avec volubilité la préparation d'un projet important sur le plan historique, à miser sur les recherches de contacts, guignant les archivistes sympathiques et sans préjugés, les juristes bien informés. Je suis experte dans l'art de briguer adroitement un accord et de rassembler sans exception toutes les signatures de parents éloignés. Tout cela dans le but ambitieux de raccourcir les files d'attente, de lever les délais, de trouver enfin la réponse à de vieilles questions.

Et les premiers succès se manifestent. Un « document secondaire » de l'information judiciaire contre Marie fait son apparition, une chemise contenant des messages clandestins écrits à la maison d'arrêt. Des lettres au crayon. L'écriture a pâli, elle appuyait peu, elles devaient ménager les mines, officiellement il n'y avait pas de taille-crayon,

et de couteau encore moins. Impossibles à copier mais encore bien lisibles ainsi que me l'a assuré l'archiviste au téléphone, de sa voix de jeune homme. Il a aussi trouvé des demandes en grâce. Mais attention m'explique-t-il, une demande en grâce, et qui plus est dans une affaire d'espionnage, ne doit pas être prise au pied de la lettre. La plupart du temps l'accusé l'a écrite après l'énoncé du verdict, alors qu'il était l'objet d'une pression extrême et que son état d'esprit était inhabituel.

Je l'embrasserais. Je ne le lui dis pas évidemment (évidemment ?), ce serait manquer de réserve, de professionnalisme. Dans ce genre d'institutions on apprécie davantage une sobre objectivité que des explosions affectives, on douterait du sérieux de ma démarche.

– C'est bien que vous ayez trouvé ça, merci de vous être donné ce mal ... Avec qui Marie correspondait-elle en secret ?

– Avec son mari incarcéré, dit l'archiviste.

– Avec Paul ? Et les lettres existent encore ? Pas possible !

– Si.

– Où étaient-elles ?

– Dans les archives de la Stasi. Depuis la réunification on y trouve bien des choses...

– Quand puis-je venir ?

– Quand vous voulez. Inscription quatre semaines à l'avance. Carte d'identité, formulaires de demande de consultation, instructions pour les utilisateurs, réservation de place, consignes de sécurité ... (je n'écoute plus.)

Que se sont-ils écrit ?

Je vais me rendre à Berlin et connaître enfin un peu des pensées et des sentiments de Marie, découvrir son écriture, son style, le ton de ses lettres. Non pas ce ton là. Tristesse soudain en écrivant ces mots. Jamais je n'entendrai sa voix qui était paraît-il chaude et grave, un peu timide. Mais ce ne sont pas non plus ces « preuves » présentées par la Gestapo au procureur suprême du Reich qui m'apprendront la vérité. Ils ne pouvaient pas révéler par ce procédé la vérité sur ce qu'on leur reprochait. Peut-être y-a-t'il des indications déguisées. Encore faut-il les interpréter correctement.

– Et le dossier de la procédure principale ? Disparu définitivement ?

– Très vraisemblablement, dit l'archiviste. Mais nous continuons à chercher.

Je l'emb... (la pulsion est tenace.)

Bruderzwist und Modernisierung

Ein Gespräch über die Geschichte der Sozialdemokratie an der Saar zwischen 1945 und 1968

Die *Saarbrücker Hefte* führten ein Gespräch mit dem Sozialhistoriker Wilfried Busemann über sein neues Buch *Den eigenen Weg gehen. Die Selbstfindung der Sozialdemokratie an der Saar 1945 bis 1968*, erschienen als dritter von fünf Bänden in der Reihe *Geschichte der sozialdemokratischen Bewegung an der Saar von den Anfängen bis ins 21. Jahrhundert* im Röhrig-Universitätsverlag, St. Ingbert 2013.

Ihr Buch führt im Untertitel den Begriff Selbstfindung auf. Was verstehen Sie unter dem Begriff mit Blick auf die Sozialdemokratie an der Saar nach 1945?

Selbstfindung bezieht sich auf beide Strömungen der Sozialdemokratie, der autonom orientierten Sozialdemokratischen Partei des Saarlands SPS, und der prodeutschen Deutschen Sozialdemokratischen Partei, seit Ende 1955 SPD Saar, und dem Phänomen, daß beide heftig zerstrittenen Parteien sich dem vorherrschenden erkonservativen Zeitgeist, den berühmt-berüchtigten »restaurativen Tendenzen« des Wiederaufbaus anscheinend ohne Widerspruch unterordnen, sich zeitweise der sozialdemokratischen Interessen fundamental widersprechenden gesellschaftlichen Reaktion anpassen. Beide Parteien betreiben eine Geschichtspolitik, die das eigene antifaschistisch-demokratische Erbe verleugnet; die Frauenpolitik beider Parteien stabilisiert das vorherrschende katholisch-patriarchalische Frauenbild und ignoriert damit die reale, prekäre Lebenslage von Kriegerwitwen oder alleinerziehenden Müttern. Von der Parteijugend erwarten die ansonsten zutiefst verfeindeten Parteiführer wie Richard Kirn und Heinz Braun oder Kurt Conrad und Friedel Regitz Unterordnung, Gehorsam, Disziplin, aber keine Eigeninitiative.

In den sechziger Jahren ändert sich die Einstellung der verbleibenden Conrad-Partei im Zusammenhang mit Modernisierungen, Werteverstärkungen, der Auflösung vor allem katholischer Milieus. Und erst in den

siebziger Jahren gelingt der Durchbruch zur frauenpolitischen Offensive. »Den eigenen Weg gehen« heißt: Sich frei machen von der politisch-kulturellen Hegemonie des spezifisch saarländischen Konservativismus.

Ihr Buch beginnt mit dem Kriegsende und führt zum Jahr 1968. Welche Zäsur verbinden Sie für die Saar-SPD mit diesem Jahr?

Nun, auf jeden Fall keine Studentenrevolte. Obwohl die jungen Genossen, damals nur wenige Genossinnen, die treibende Kraft sind eines langen, auf dem Parteitag 1968 zum Ausbruch kommenden Unmuts, der irgendwann zwischen 1960 und 1964 beginnt. Am Anfang steht der Ärger über Kommunal- und Landtagskandidaten, die die Jungsozialisten ausnutzen, ohne sich selbst aktiv an den Wahlkampagnen zu beteiligen. Der hautnah erlebte Algerien-Krieg, der auch im Saarland 15 bis 25 Tote fordert, sowie die bei den JUSOS geführten Diskussionen um die NS-Vergangenheit bewirken eine Neubewertung der beim Partei-Establishment negativ besetzten Begriffe Widerstand und Emigration. Irgendwann ab 1965 etwa entwickelt ein Teil der Landtagsfraktion ein »Eigenleben«, welches den Grundsätzen der innerparteilichen Demokratie und Teilhabe an Entscheidungen völlig entgegenläuft; vor allem wird der Fraktion vorgeworfen, keine echte Opposition zu betreiben, sondern mental in der Anfang 1961 beendeten Großen Koalition zu verharren, zu erstarren. 1968 rebellieren nicht nur jüngere Teile der Basis-Eliten, 1970 wird Friedel Läßle zum SPD-Landesvorsitzenden gewählt. »1968« steht in der SPD Saar nicht als Metapher für ein Jahr, vielmehr für ein ganzes Jahrzehnt sich allmählich vollziehender Umwälzungen auf der Suche nach dem »eigenen Weg«.

Ihr Buch folgt nicht ausschließlich der Chronologie, sondern setzt thematische Schwerpunkte. Warum haben Sie diesen Aufbau gewählt?

Der Aufbau resultiert aus der aktuellen Parteistruktur, der Quellenlage und einer notwendigen inhaltlichen Eingrenzung eines an sich ausufernden Themas. Zur Analyse der SPD-Arbeit im Landtag ist eine eigene, überwiegend politologische Arbeit erforderlich; sozialdemokratische Kommunalpolitik ist historiographisch nur sinnvoll als Einzelfall-Studie »vor Ort«. Die historische Aufarbeitung beider Themenkomplexe dürfte aufgrund großer Quellenlücken recht schwierig werden. Als eine der Hauptquellen für den *Eigenen Weg* dienen die als sozialdemokratische Tageszeitungen erschienenen *Volksstimme* und die *Saarbrücker Allgemeine Zeitung*, deren Auswertung völlig neue Perspektiven eröffnet, zum Beispiel »Amerikanisierung« und Geschichtspolitik, die in den bisherigen Parteigeschichten eher vernachlässigt wurden. Notwendigerweise beginnt das Buch mit einer Art politischem Bericht über den Aufbau der SPS ab 1945, den leidenschaftlich geführten Streit über die »Deutsche Frage«, der Abspaltung der DSP, der verhinderten Wiederherstellung der sozialistischen Einheit an der Saar seit 1956. Im zweiten Teil des Buches orientiert sich dann die Darstellung an der zweiten Säule der Parteiorganisation neben den Ortsvereinen, den großen Arbeitsgemeinschaften. Das Frauenkapitel zur Vorgeschichte der Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Frauen, das Gewerkschaftskapitel zum besseren Verständnis der Arbeitsgemeinschaft für Arbeitnehmerfragen, AfA, das Jugendkapitel für die Jungsozialisten und die bereits erwähnte *Geschichtspolitik* in Anlehnung an die nicht mehr bestehende AVS, Arbeitsgemeinschaft Verfolgter Sozialdemokraten. Hinzu kommt ein Kapitel über die Bemühungen zur notwendigen, aber nicht vollständig leistbaren programmatischen Neuorientierung und zur »Amerikanisierung« der SPD Saar als Rahmenbedingungen zur Veränderung des politischen Denkens und der Selbstmodernisierung der Partei. Übrigens sind diese Kapitel so geschrieben, daß sie unabhängig voneinander gelesen werden können. Man muß nicht die ganze Schwarte von vorne bis hinten durchackern.

»Amerikanisierung« als Rahmenbedingung – was verstehen Sie darunter?

»Amerikanisierung« bezeichnet das Aufkommen eines sich bewußt oder unbewußt vom katholisch-konservativen Lebensstil ab-

hebenden Lifestyles. Dieser Lebensstil ist nicht immer freiwillig gewählt, sondern zum Teil aufgezwungen, wenn man zum Beispiel an die meist prekären Lebensverhältnisse alleinstehender Frauen oder alleinerziehender Mütter ab 1945 denkt. Amerikanisierung meint hier den langsamen Rollenwandel von der züchtigen Hausfrau und liebenden Mutti zur omnipräsenten Regenerations- und Kommunikationsmanagerin und hochkompetenten Sozialpädagogin. In den Betrieben steht der Begriff für modernisierte Produktionstechnologien, verändertes Managementverhalten, zivilisierte Umgangsformen usw. Nicht zuletzt ist an die Phänomene neuer Massenkultur, zum Beispiel Fernsehen, zu denken.

Ausgehend von eigenen, auf Studienreisen in die USA gemachten Erfahrungen, aber auch aufgrund von Einflüssen aus der Bundespartei und dem Wirken des sehr regen Amerikanischen Instituts in Saarbrücken verändern Sozialdemokraten wie Friedel Regitz ihr Verständnis von Politik weg vom dogmatischen Klassenantagonismus zur pragmatischen Sozialtechnologie, zu Konsenskapitalismus nach vermeintlichem US-Vorbild und konfliktfreier Sozialpartnerschaft. Höhepunkt dieser Entwicklung ist zweifellos die vom damaligen Bundeswirtschaftsminister Karl Schiller 1967 initiierte »konzertierte Aktion«. Ihr rasches Scheitern entlarvt Konsenskapitalismus und Sozialpartnerschaft als klassenversöhnlerische Illusion. Dennoch bietet bis zur Eskalation des Vietnam-Krieges ab 1967 die intensive Beschäftigung mit »Amerika« als atlantischem Modernisierungsdenken der SPD Saar Möglichkeiten, sich abzuheben von den Konservativen, die im Kampf gegen den Untergang des christlichen Abendlandes sich schwer tun mit der verpönten »Neger-Musik« und alledem.

Sie haben eben erwähnt, daß Sie die Themen Landtagsfraktion oder Kommunalpolitik nicht bearbeiten. Ist Ihr Buch dennoch eine aussagekräftige SPD-Geschichte?

Auf jeden Fall. Unter der Voraussetzung, daß man die Geschichte der SPD nicht einfach versteht als Geschichte einer politischen Partei, sondern auch als einer sozialen Bewegung oder als Teil einer sozialen Bewegung! Mit dem Verständnis der SPD in der doppelten Funktion als Partei und sozialer Bewegung erschließen sich erweiterte Zugänge auf die

Veränderung respektive Modernisierung des politischen Denkens, der Leitbilder und Mentalitäten. Dabei orientiere ich mich keineswegs an Parteivorstand oder Presseerklärungen – das wäre gewissermaßen eine »Geschichte von oben«, sehr herkömmlich. Die Annäherung an die Parteigeschichte über Frauen, Jungsozialisten, Gewerkschaftsflügel, »Amerikanisierung« und Geschichtspolitik rückt die Basiseliten stärker in den Vordergrund. Das ist für mich fast eine »Geschichte von unten«. Dieser Zugang, gerade im Zusammenhang mit der systematischen Auswertung der sozialdemokratischen Tagespresse, eröffnet bislang nicht beachtete Sichtweisen auf regionale Mentalitätsgeschichte oder Wertewandel-Forschung. Damit sind wir bei der Frage, was eine »aussagekräftige SPD-Geschichte« ist. Eine reine Organisationsgeschichte, also die Frage, wer wann, wo und wie lange in irgendeinem Ortsverein Schriftführer oder Bleistift-Anspitzer war, ist nicht nur langweilig, sie hat auch keine Forschungsrelevanz. Prosopographie (historische Personallisten) ist etwas für ziemlich schräge Mittelalter-Freaks.

Über das Mit-Verständnis der SPD als sozialer Bewegung, die Beschreibung, wie sich dort politisches Denken, Leitbilder, Identitäten verändern, wird deutlich, wie sehr die Partei Teil gesamtgesellschaftlicher Veränderungen ist, wie sie von diesen beeinflusst wird oder selbst beeinflusst. Obwohl ich im *Eigenen Weg* hierzu sehr viel geschrieben habe, sage ich nachdrücklich, daß das alles nur sehr vorläufig ist, kaum mehr als Andeutungen. Man kann die Geschichte der SPD Saar nur dann vollständiger erfassen, wenn man ziemlich genau die Geschichte des christlichen Lagers kennt, zum Beispiel Genaueres weiß über die Erosion der katholischen Milieus an der Saar.

Wie beurteilen Sie das Verhältnis von Politischem Katholizismus und saarländischer Sozialdemokratie?

Nun, eine Einschätzung dieses außerordentlich komplexen Verhältnisses von zeitweiser Kooperation und fundamentaler Opposition sollte zwei Ebenen berücksichtigen. Da ist zunächst das kollektive Gedächtnis, verstärkt um politische Selbstdarstellungen und Propaganda(lügen) sowie zeitgenössischen, angeblich politikwissenschaftlichen »Studien«, welches die beiden Großen Koalitionen, CVP-SPS (1947 bis 1951 und 1952 bis 1954) und

CDU-SPD (1957 bis 1961) als mehr oder weniger harmonische Zusammenarbeit erinnert. Das ist falsch, denn zum Beispiel waren die Beziehungen zwischen CVP und SPS von Anfang an gekennzeichnet von meist sehr hitzigen Auseinandersetzungen. Viele Sozialdemokraten lehnten das Regierungsbündnis mit den Christlichen prinzipiell ab – und zwar nicht nur wegen der »großen Politik«. Zeitzeugen beklagen heute den Machtmißbrauch der Katholischen Kirche im Rahmen der Milieukontrolle, zum Beispiel die fachfremde massive Einflußnahme in der Frage, welches Kind nach der vierten Volksschulklasse eine weiterführende Schule besuchen durfte. Ein anderes Beispiel: Die Startbedingungen von CVP und SPS unterschieden sich erheblich. Während das Parteivermögen der Sozialdemokraten, auch die Parteihäuser, beschlagnahmt waren und die Sozialdemokraten 1945/46 (und später) größte Probleme hatten, für ihre Versammlungen geeignete Räumlichkeiten zu finden, standen den Christen die Pfarrgemeindesäle in allen Dörfern weit offen. Der Mißbrauch der Kanzeln an Wahlsonntagen ist allseits in schlechter Erinnerung.

Auf einer zweiten Ebene zielen Konkurrenz und Kooperation der beiden politischen Lager auf die fundamentale Kontroverse der deutschen Zeitgeschichtsschreibung: Der Bedeutung der Nachkriegszeit im Spannungsbogen von restaurativen Tendenzen und gesellschaftlicher Modernisierung. Obwohl zum Beispiel die Volksabstimmung vom 23. Oktober 1955 als der größte regionale Triumph der politischen Restauration gelten muß, ist das Gesamtphänomen in der Landesgeschichte noch nie problematisiert worden; es fehlen jegliche Vorarbeiten, Quellenerschließungen und methodologische Vorüberlegungen. Im *Eigenen Weg* berühre ich einige Aspekte, namentlich im Kapitel *Geschichtspolitik*, das aber nur sehr oberflächlich und beiläufig. Inzwischen überlege ich, ob ich zum Thema Restauration versus Modernisierung, Wertewandel, Demokratisierung eine eigene Studie erarbeite. Das ist überwiegend abhängig von der Finanzierung.

Anläßlich der offiziellen Buchvorstellung im Dezember 2013 sprachen Sie davon, Ihr Buch solle auch für die politische Arbeit innerhalb der SPD genutzt werden. Was erwarten Sie da?

Das Buch ist nicht für den Wissenschaftsbetrieb geschrieben. Es soll die Mitglieder

und Wähler der SPD Saar ansprechen. Der Text beschreibt die Entwicklung der saarländischen Sozialdemokratie hin zu einem Gesamtzustand, welcher um 1970 eine große Anziehungskraft auf Menschen ausübt, die gleichsam sofort als »Willy-Wähler« bezeichnet wurden. Diese Gruppe ist auch heute noch in der Partei stark präsent. Wenn man annähernd weiß, was diese Menschen damals bewogen hat, Sozialdemokraten zu werden, kann man in etwa erahnen, welche Anpassungsleistungen ihnen im Laufe der Jahrzehnte abverlangt wurden. Das betrifft auch seit langem vorfindbare Stimmungen wie Irritation, Enttäuschung, Resignation und Entfremdung. Seit 1976 hat die Partei auf Bundesebene 60 Prozent, auf Landesebene seit 1990 50 Prozent ihrer früheren Mitglieder verloren. Als Erklärung reichen müde Verweise auf die verheerende Agenda-Politik oder Schröders rüdes Basta!-Gedröhne nicht aus. Über die tiefgreifenden Ursachen der seit langer Zeit anhaltenden Partei-Krise muß endlich gesprochen werden.

Die Reihe der SPD-Geschichte ist auf fünf Bände angelegt. Noch für dieses Jahr ist der chronologisch gesehen erste Band angekündigt. Wie geht es für Sie weiter?

Ich bin als Herausgeber an allen Bänden beteiligt, inhaltlich werde ich wieder am fünften Band mitarbeiten, der eine Gemeinschaftsproduktion wird. Vorgesehen ist eine Sammlung mehr oder weniger langer biographischer Skizzen über die handelnden Personen der Sozialdemokratie seit 1848/72. Die Herausgeber, Joachim Heinz, Rudi Strumm, Bernd Rauls, Reinhard Klimmt und ich haben bei anderen Veröffentlichungen die Beobachtung gemacht, wie nützlich und hilfreich diese Informationen sein können. Wir erwarten vor allem eine weitere Belebung der Laienforschung, zum Beispiel für die Fortsetzung der vielen Ortsvereins-Chroniken, für Partei-Jubiläen vor Ort. Die Vorarbeiten für diesen Band, der voraussichtlich die Reihe im Jahre 2017 abschließen soll, laufen bereits seit einiger Zeit. Wir müssen unter anderem überlegen, wen wir kürzer oder länger darstellen und in welcher Form; teilweise ist dies auch abhängig von der Quellenlage. Für viele sozialdemokratische Persönlichkeiten, zum Beispiel Hedi Paffrath, die die Frauenpolitik der SPD in den sechziger Jahren maßgeblich mitgestaltet hat, liegt

kaum Quellenmaterial vor. Es gibt viel zu tun, wir haben schon angefangen.

Für die Saarbrücker Hefte: Herbert Temmes



Ist das Kunst oder kann das weg?

Die Saarbrücker Hefte führten ein Gespräch mit dem Performancekünstler Ulrich Ludat und dem Fotografen André Mailänder über die Frage, was beide unter Kunst verstehen.

Ulrich Ludat: Ich habe ein ganz nettes Porzellanservice, und beim Auspacken – batsch! – fällt mir der Deckel von einem Döschen runter. Ich klebe das nicht mehr, das sollte so sein und ist jetzt Bestandteil des Kunstwerks, die Scherbenteile spielen eine Rolle in der Installation.

Ist das so, daß wenn man Künstler ist, man in seiner Wohnung überall Installationen findet?

Beide: Ja.

André Mailänder: Man probiert. Man hängt ganz schön drin in den Sachen, mit denen man sich beschäftigt.

Und ist das der Unterschied zu Leuten wie mir, die da ein Bild an der Wand hängen haben und denken: Nein, drei Zentimeter weiter nach rechts ... perfekt. Das ist doch auch eine Installation, oder nicht?

Ludat: Der einzige Unterschied ist der, daß Du nicht so tickst wie wir. Das ist das, was ich meine, wenn ich sage, daß das, was ich zu Kunst erkläre, letztendlich Kunst ist. Das ist für viele ziemlich revolutionär, ist es aber gar nicht.

Das heißt, wenn ich mein Bild an der Wand um drei Zentimeter nach rechts verschiebe und sage, das ist Kunst, dann ist das Kunst?

Beide: Ja.

Mailänder: Meine Meinung ist das nicht, aber nach dieser Definition ist es so. Das ist die ganz klassische Definition von Kunst in der Postmoderne: Ich sage, es ist Kunst und es ward Kunst. Für mich, der ich zeitlich gesehen eher ein Kind der klassischen Moderne bin, ist das nicht schwer zu verstehen. Ich verstehe es, aber ich teile es nicht immer.

Und was ist Kunst dann für Dich?

Mailänder: Natürlich ist auch postmoderne Kunst Kunst. Ich mag Dan Graham ganz gerne, der ist für mich eine Künstlerikone dieser Kunstrichtung, der macht Spiegel- und Rauminstallationen, Present Continuous Past als Stichwort, Spielräume ... hochspannend. Unter diesem Kunstbegriff kann vieles zu Kunst werden. Also mein private Definition ist eher die der klassischen Moderne. Ich habe Vorbilder, und die will ich fortführen und auch in meiner Arbeit transportieren.

Ludat: Das ist bei mir nicht anders. Die Tatsache, daß ich von einem Kunstbegriff spreche und anerkenne, daß es Kunst gibt, zeigt, daß ich vollkommen traditionsbehaftet bin.

Mailänder: Ich kenne mich nicht so richtig mit den Begriffen aus, aber das ist eine Stilrichtung, die Kunst der Postmoderne ist einfach etwas wie Pop Art oder das, was dann später Dekonstruktivismus genannt wurde, das gehört in eine gewisse Zeit.

Ludat: Das hat keine Bezeichnung, ich würde das nicht als Postmoderne bezeichnen, weil das überhaupt nicht paßt, das ist überhaupt nicht »post«, sondern ein Kunstbegriff der Gegenwart. Und mir hilft er, den Blick enorm zu weiten. Ich kann Dinge unter meinen Kunstbegriff subsumieren, die andere einfach als Alltagsarrangement abtun würden. In Buenos Aires habe ich zum Beispiel gesehen, wie jemand neben einem Stromkasten Müllsäcke stapelte. Zu erkennen, daß das Kunst ist, das ermöglicht mir mein Kunstbegriff, und deswegen ist mein Leben ein sehr reiches, weil ich ständig überall Kunstwerke sehe und diese mit traditionellen Dokumentationsmethoden festhalten kann.

Mailänder: Ich wollte dich nicht unter Postmoderne unterordnen, der Begriff bezeichnet nur die Zeit nach der klassischen Moderne. Was du machst, das ist eine ganz eigene Definition, und wahrscheinlich ist es so bei jedem Künstler. Jeder hat seine eigene Interpretation von Kunst bzw. Wirklichkeit.

Ludat: Genau, unterschiedliche Sicht auf Wirklichkeit, und dann extrahiere ich das und schaffe Verknüpfungen zwischen den Gegenständen und erkläre das zu einem Ensemble, und das nach Kriterien eines ganz traditionellen Kunstverständnisses, insofern ist das nichts Neues.

Mailänder: Das ist wie Duchamp mit seinem Flaschenständer. Man nimmt irgendeinen Alltagsgegenstand, stellt ihn ins Museum und sagt: Das ist Kunst. Wenn du etwas sinnlich erfaßt, wenn dich etwas sehnsüchtig macht, dich interessiert oder mental berührt, dann hast du ein Motiv, das zu tun. Und dann kannst du damit irgendetwas machen. Du kannst es »inkorporieren«, wie du es genannt hast.

Ludat: Das, was ich gerade beschrieben habe, ist eine andere Geschichte als die Inkorporationsgeschichte. Hier geht es nur um die Betrachtung der Welt. Bei der Inkorporationsgeschichte bringe ich mich als Künstler noch stärker ein.

Mailänder: Die Sache mit den Müllsäcken ist wie eine Performance oder ein Happening, wo du ganz kurz etwas tust oder getan hast, und das, was bleibt, ist nicht Kunst, sondern die Dokumentation des künstlerischen Ereignisses.

Ludat: Hätte ich mitbekommen, wie es entsteht, dann würde ich dem tatsächlich Performancecharakter zubilligen. Also ich muß nicht ins Theater gehen, um Kunst zu sehen, sondern das findet im öffentlichen Raum statt. Und gerade in so einer großen Stadt wie Buenos Aires stolpert man an jeder Ecke über Kunst, und man muß fast aufpassen, daß man vor lauter Begeisterung nicht platzt.

Mailänder: Wo kommt die Begeisterung her? Das ist für mich immer der zentrale Punkt. Wo nimmst du deine Handlungsintention her? Bei mir sind das Bilder, entweder Denkbilder oder Bilder, die Fotografen schon gemacht haben, und ich versuche daraufhin, neu zu formulieren. Ich mache also aus inneren Vorbildern ein neues Konstrukt.

Ludat: Das kann es bei mir auch sein. Ich lasse mich auch auf Situatives ein, das möglicherweise keinerlei Verbindung dieser Art enthält. Das sind dann Gänge, die natürlich andere sind als die zum chinesischen Supermarkt in Buenos Aires, wobei das dabei auch passieren kann. Einmal zum Beispiel habe ich auf einem solchen Weg einen Mann gesehen,

der an seinem Haus bauliche Maßnahmen vornahm und den von der Stadt gepflanzten Baum vor seiner Haustür einfach abgesäbelt hat. Um die Frage zu beantworten, ich bin dann meistens in einem Modus, der auch stimmungsabhängig ist. Wenn ich müde bin oder das Wetter zu grau ist, geht es nicht.

Mailänder: Das ist bei mir das Gleiche. Ich habe privat nie eine Kamera dabei. Im Studium gab es Studenten, die mußten ihre Kamera immer dabei haben. Eine Anweisung des Professors, der Folge geleistet werden mußte. Die wurden später zu Bildjournalisten. Aber wenn ich mit der Kamera losgehe, dann will ich meine Ruhe haben. Ich will nicht sagen, das hat mythische Züge, aber man geht dann seinen sehr eigenen Weg in den Urwald.

Ulrich, du hast eben von traditionellen Kriterien gesprochen. Was sind das für Kriterien?

Ludat: Ich muß die Begriffe erst einmal anerkennen, bevor ich sie verwende. Also beispielsweise Performance, ich muß diesen Begriff wahrgenommen und in seiner Bedeutung anerkannt haben, und dann operiere ich damit. Also ordne ich die Dinge, die ich wahrnehme, gewissen Sparten zu. Deswegen habe ich eben so vehement widersprochen, denn wir knüpfen alle an etwas an.

Mailänder: Da ist es egal, ob es Kunst ist oder die Produktion von irgendetwas anderem. Man produziert immer auf der Grundlage von etwas, alles hat eine Geschichte, eine Vorlage.

Wenn da nun aber jemand ist, der gar keine Kunstbegriffe hat, nicht weiß, was Performance oder Installation ist, der durch die Stadt geht und keine Vorbilder hat und Bilder sieht, die er nicht auf diese beziehen kann ...

Mailänder: Die Frage ist, wo entsteht die Kunst? Wir sagen, sie entsteht im Kopf, und dann kann sie bei ihm schnell und intuitiv gelingen, und er hat einen Zugang zu den Dingen, aber nur in den Kategorien, die ihn daran interessieren. Für sich muß er eine Erkenntnis daraus gewinnen.

Also es ist nicht wie nach Beuys: Jeder ist ein Künstler.

Mailänder: Das ist eine andere Geschichte, das stimmt auch.

Ludat: Also dieser Satz für sich ist Kunst. Er wurde von vielen immer wieder herunterbetet, die ihn überhaupt nicht verstanden

haben, nur um der Kunst ans Bein zu pinkeln. Deswegen ist der Satz mit Vorsicht zu genießen. Nicht in Jedermanns Kopf ist er gut aufgehoben.

Wobei dieser Satz in dieselbe Kategorie von Provokation gehören könnte wie das, was Duchamp gemacht hat. Ist das nicht Ironie, etwas ins Museum zu stellen und dann zu behaupten, es sei Kunst?

Ludat: Das ist ein doppelter Akt, den du gerade geschildert hast. Der erste ist, daß du etwas zu Kunst erklärt hast – im Falle der genannten Person waren das Dinge, bei denen die Leute nicht so schnell bereit gewesen wären, das als Kunst anzuerkennen. Und der zweite Akt ist, daß das in eine bürgerliche Sphäre getragen wird, die der Darbietung von anerkannten Kunstwerken diene. Also zwei Akte, die beide Widerspruch ausdrücken wollten.

Mailänder: Bei Beuys war das meiner Meinung nach politisch, bei Duchamp eher gesellschaftlich, für die Ästhetik oder für das System Kunst, nicht für die gesellschaftliche Umwälzung. Beuys wollte, daß die Leute den Mut fassen und sagen: Ich bin Künstler, ich kann das auch. Und ich bin dabei nicht abhängig von Politik und Institutionen.

Und vor allem, sich von dem zu lösen, was Bourdieu als die feinen Unterschiede bezeichnet hat? In diesem Buch hat er auch sehr viel über Fotografie geschrieben.

Mailänder: Ja, über die Gebrauchsweisen der Fotografie.

Genau, und über die Frage, wo Fotografie einzuordnen ist. Ist sie ein Unterscheidungsmerkmal zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Schichten oder ist sie etwas, das jeder kann?

Mailänder: Ich glaube, das ist wie beim Fußball: Fußball spielen kann jeder, soll jeder, aber es gibt dann eben die, die es besser können bzw. auch Erfahrungen daraus ziehen.

Beziehungsweise gibt es auch die, die ein Geschäft daraus machen.

Mailänder: Ja, aber dann muß ich da einen Begriff freischälen, Fotografie in Anführungszeichen vielleicht. Nicht jeder, der Fotografie macht, meint diese auch. Mache ich Photo-shop- oder Gebrauchs fotografie, mache ich diese häßliche Flittchen-Fotografie, wo ein Model aufgebaut wird wie bei den Saarbrück-



ker Fototagen. Der Begriff Fotografie wird ganz unterschiedlich verwendet. Wenn ich Fotografie sage, meine ich die Fotografie, die aus den alten Traditionen kommt, die Kunstgeschichte, die Fotografiegeschichte – ich will Fotografie gar nicht mit Kunst verbinden, sie ist ein Instrument. Und das will ich mit dieser anderen Art der Fotografie nicht in Zusammenhang gebracht wissen, nicht aus elitärem Dünkel, sondern um klarzumachen, worüber man spricht.

Also Kunst und Fotografie sind für dich erst einmal getrennte Dinge?

Mailänder: Kunst ist ein Medium. Nach Luhmann ist Kunst ein funktionales System wie Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Religion usw. Und Fotografie gehört da als Teilbereich für mich nicht hinein. Das ist für mich immer nur ein Mittel, ist nur ein Apparat, ein Werkzeug.

So gesehen ist ja alles Medium.

Ludat: Jetzt haben wir, glaube ich, eine leichte Unschärfe der Begriffe. Denn wenn du Fotografie sagst, dann meinst du vielleicht den Akt des Fotografierens oder die Technik, die dahintersteht, und nicht das Endprodukt auf Papier, das man sich vielleicht in einem kostbaren Rahmen an die Wand hängt.

Mailänder: Da muß man jeden Einzelfall betrachten. Für die Korrespondenz heute ist das meine Definition von Fotografie. Und morgen, bei einem anderen Einzelfall, kann Fotografie sogar Kunst sein, wenn es die Kriterien erfüllt.

Was würdest du denn zu dem sagen, was Ulrich in Buenos Aires gemacht hat? Hast du die Fotos gesehen?

Mailänder: Ein Containerfoto und eins mit einer Straße.

Ludat: Das waren keine Container, das war eine *villa*, ein Armenviertel. Das ist ein bißchen wie Container, die Häuser werden auch übereinandergestapelt. Die soziale Komponente von dem, was ich in Buenos Aires gemacht habe, spielte eine ganz große Rolle. Ich habe dort das Projekt *Orte* gemacht, in dem Fotografie wichtig ist. Das ist in Tiflis losgetreten worden. In dieser Stadt, die sehr ohrfällig ist, gibt es tatsächlich auch mal Ruhezeiten. Da stand ich dann sonntagsmorgens auf Plätzen, wo ich sonst niemals hätte lebendig stehen können, weil mich garantiert irgendein wilder Georgier plattgefahren hätte, und konnte in Ruhe fotografieren. Ich wußte: Das hat Seltenheitswert, diesen Moment, den gibt es eigentlich gar nicht. Und dann hatte ich eine andere Idee: Ich habe gedacht, ich gehe da wieder hin und nehme den Sound auf, der da normalerweise herrscht, und konfrontiere beides miteinander. Das ist mein Projekt. Und das habe ich dann meinen Gastgebern vorgestellt, dem *Projecto ACE* in Buenos Aires. Das beinhaltet drei Fotos von drei Orten, einem sich bewegenden Ort, einem unterirdischen und einem ebenerdigen. Also ganz formal durchstrukturiert, und am Ende wurde das präsentiert.

Mailänder: Und dann ist das pro Foto ein Sound?

Ludat: Ja, 30 Minuten jeweils, das ist eine andere Vorgabe. 30 Minuten stelle ich mich dahin und nehme auf, egal, was passiert. Aber ich gehe jetzt noch mal zurück zu diesem Spontanprojekt mit dem Baum. Da wußte ich noch nicht, daß das ein Projekt werden würde, da war ich nämlich, wie gesagt, im Alltagsmodus. Und eine Woche später komme ich noch mal an diesen Ort, und da hatte sich der Baum wohl gesagt, das lasse ich nicht mit mir machen. So heißt das Kunstwerk, das ich daraus gemacht habe. Ich komme wieder dorthin, und ein neuer Trieb sprießt, und das in der knallheißen Mittagssonne. Das habe ich fotografiert. Das als Kunst zu erkennen: Ich könnte mir vorstellen, daraus Unterrichtseinheiten zu machen. Ich glaube, daß ich vermitteln kann, daß Menschen die Welt so betrachten und dann sehr viel mehr Freude im Leben haben. Weil man plötzlich Situationen sieht, die einen enorm bereichern.

Mailänder: Ich nehme mal ein ganz konkretes Beispiel aus meiner Historie: Ich stand im Guggenheim-Museum in New York vor Alfred Renger-Patzschs *Das Bäumchen*. Ein

herzallerliebstes Bild, schwarz-weiß, deutsche Landschaft im Frühjahr, die Sonne scheint auf dieses Bäumchen, es war noch kein Blatt dran – und ich gucke das an und heule. Das ist meine eigene Geschichte. An dem Bäumchen hat keiner dran rumgehackt, ich brauche diese Hintergrundgeschichte nicht. Ich sehe diese Landschaft, die ist mit mir, mit meiner Heimat verbunden, das habe ich als Kind schon immer gesehen, ich mag das, das ist so typisch deutsch. Es zeigt die ganze tragische Geschichte, weil es so klein ist und so kahl und so verkrüppelt, da verbinde ich mich mit meinem Gefühl. Deswegen mache ich diese komischen Gestrüppbilder, diese kahlen, krüppeligen Bäume, weil das den Inhalt der Geschichte für mich trägt, und dann fange ich manchmal auch an zu heulen.

Aber ist das so unterschiedlich? Bei dir läuft eine Geschichte ab, wenn du das Bäumchen siebst, und bei Ulrich ebenso, er kennt die Vorgeschichte.

Mailänder: Ich hätte diese Geschichte auch gesehen, aber in meiner zwanzigjährigen Geschichte als Fotograf habe ich dieses Klischeebild schon zu häufig gesehen, als daß ich es noch benutzen könnte.

Ludat: Ich kann es grob beschreiben: Das Bäumchen steht vor einem Fastfood-Restaurant, und es ist Samstagmittag, alles ist geschlossen. Und da steht eben vor diesem vergammelten Laden in der superprallen Mittagssonne, diesem lebensfeindlichen Licht, dieses verkrüppelte Bäumchen mit dem Trieb als einzigem Zeichen von Leben.

Ist das eigentlich Dekonstruktion, was der Mann da mit dem Bäumchen gemacht hat?

Ludat: Das kann eine Performance gewesen sein. Ich war nur nicht in entsprechendem Modus, ich habe das in dem Moment nicht für eine Performance erklärt. Aber ich hätte es machen können.

Ist es so, daß Kunst amoralisch macht? In dem Sinne, daß nicht mehr in Gut- oder Schlecht-Kategorien gedacht wird, sondern nur noch in Kunst- und Nicht-Kunst-Kategorien?

Mailänder: Du kannst auch ein künstlerisches moralisches Statement abgeben. Indem man das, was geschehen ist, zeigt. Und in dem Punkt ist Fotografie dann Medium, da es ja mehrere Menschen erreichen soll.

Es gibt aber erschreckend viele Menschen, die sich mit Kunst befassen, die würden, wenn der Louvre brennt, die Mona Lisa retten und nicht die Menschen. Und das andere ist der alte Vorwurf auch an den Journalismus: Man fotografiert moralische Ungerechtigkeiten, schreitet aber nicht ein.

Mailänder: Für mich ist das auch hochfraglich. Wir hatten Leute im Studium, die wollten Kriegsphotograf werden, und da stellt sich die Frage, ob du die Hand ausstreckst, um jemanden im letzten Moment zu retten, oder die Kamera und draufschießt. Aber die Argumentation dieser Leute ist immer wieder, daß es ihre Aufgabe sei. Für sie gilt, der Kriegsphotograf mischt sich nicht ein. Journalismus mischt sich auch nicht ein, weil er das Gesehene vermeintlich objektiv transportieren muß.

Ludat: Zumindest, wenn er ›embedded‹ ist. Wenn er nicht ›embedded‹ ist, kann er machen, was er will.

Mailänder: Moralisch ist er frei zu tun, was er will, und jeder wird dann in der Situation für sich entscheiden, aber berufsbedingt vorausgesetzt ist, besser nicht einzugreifen. Kürzlich kam eine Sendung im Fernsehen. Zwanzig Menschen wurden gebeten, im Rahmen eines Experiments per Befehl anderen Schmerzen zuzufügen. Drei Viertel tun das. Ist es noch eine Frage der Moral oder eine Frage der situativen Lenkung?

Ludat: Bei der Frage nach Kunst und Moral kann ich auch meinen Buenos-Aires-Aufenthalt anbringen. Du läufst da durch eine Stadt und weißt, 70 Prozent der Leute wissen nicht, was sie am nächsten Tag essen werden und 30 Prozent wissen nicht, ob sie überhaupt essen werden. Ständig herzerreißende Szenen. Mich hat das eine zeitlang fast arbeitsunfähig gemacht. Ich habe eine Fotoserie gemacht, in der es ein Foto vom Retiro-Bahnhof gibt. Da war ein Typ, der jeden Tag da war und auf Kartons schlief. Eines Tages lag er unterm Karton und nur ein Arm guckte noch raus. Und die Frage war natürlich, ob er noch lebte? Ich habe ihn fotografiert und das ins Internet gestellt mit dem Satz: »Ich bin gut angekommen, mir geht's gut.« Und das hat es auch genau beschrieben. Innerhalb von zwei, drei Tagen war ich erschüttert davon, wie die Schere auseinandergeht.

Mailänder: Auf der anderen Seite finde ich solche Fotos, wie sagt man so schön, inflationär. Man läßt sich davon nicht mehr ergreifen. Das hat jetzt damit nichts zu tun,

aber der ganze Stern-Journalismus, der hat das irgendwie glattgebügelt. Solche Bilder sind so sehr in unserem Alltag, daß wir gar nicht mehr reagieren. Die Frage ist, wie erreicht das jemanden überhaupt noch?

Ludat: Ich bin gerade bei Kunst.

Mailänder: Ich bin bei Bild.

Ludat: Ja genau, Bildkunst. Also, das einzelne Foto spielt eine völlig untergeordnete Rolle, sondern diese Serie ist das Entscheidende und drückt meine Haltung zu dem aus, was mich umgibt. Und das Kunstwerk im traditionellen Sinne ist diese Serie mit den Texten.

Mailänder: Ist das nicht amoralisch?

Ludat: Nein, ich habe auch andere Sachen, wenn Du die Serie durchguckst, da ist auch ein betuchtes Mädchen, das mit Kopfhörern an der Ampel steht. Die Serie umfaßt also alles.

Mailänder: Da ist die Frage, was man in der Stadt so betrachtet. Ich fühlte mich in Deiner Schilderung an New York erinnert, wo so etwas natürlich auch an jeder Straßenecke zu sehen ist und ich mich bewußt dazu entschieden habe, das nicht zu fotografieren. Es gibt da eine Geh-Serie, in der es um die Situation des Bewußtwerdens des Betrachters geht; er kommt mir entgegen, und ich fordere ihn heraus zur Reaktion, ich stehe mit der Kamera da, ganz provokativ. Teilweise reagieren sie, teilweise nicht. Das sind die unprägnanteren Fotos, aber es ist für mich fotografisch hochinteressant, von der Geste des Fotografierens, der Geste des Gehens und des Treffens in der Bewußtwerdung.

Ist für Dich die Interaktion wichtig, also würdest du es nicht machen, ohne daß dein Gegenüber es merkt?

Mailänder: Ich habe sehr viele Bilder gemacht, 500 insgesamt, und es ist nicht immer gelungen. Viele haben verweigert, viele haben sich dem aber auch gestellt. Sartre sagt ja: »Du bist nichts, wenn Du nicht betrachtet wirst.« Es gibt ganz viele Gründe, warum ich diese Reaktion gefordert habe.

Ist das nicht eine Art Mißbrauch des Fotografierens? Die Kamera als Waffe ...

Ludat: Die Verletzung seiner Persönlichkeitsrechte.

Mailänder: Aber ich habe es begründet.

Ludat: Und in diesem Moment fängt es an, künstlerisch zu werden. Du kannst dann auf

die Freiheit der Kunst plädieren und sagen, das gehörte zu meinem Konzept.

Mailänder: Im Grunde möchte ich mich im Nachhinein bei allen entschuldigen, obwohl ich das nicht kann. Für mich rechtfertigt der Prozeß der Arbeit, daß ich die Persönlichkeitsrechte verletze. Außerdem gab es für jeden die Möglichkeit, mir auf die Mappe zu hauen. Und ich habe noch nie eine Stadt gesehen, die so souverän, integer und herzallerliebste mit mir umgegangen ist.

Macht ihr so etwas ohne schlechtes Gewissen? Oder ist gibt es manchmal ein mulmiges Gefühl?

Mailänder: Das variiert von Tag zu Tag. Man muß sich abschließen in einer Hülle und sich sagen, daß man jetzt nicht erreichbar ist für diese Welt. Und man muß sich eigentlich so bewegen, als wäre man nicht da. Und dann funktioniert das, weil die Menschen vielleicht merken, es passiert mit Respekt. Wie gesagt, niemand hat etwas gesagt. Und das war wirklich eine Erfahrung. Das sind fast belanglose Bilder, aber auch fast historische.

Ludat: Diese Arbeitsweise ist eine, die sich ganz bewußt einmischt. Also du bist mit offenem Visier aufgetreten und hast die Alltagssituation manipuliert. Und der Eingriff ist ganz schön groß, also du bist da mit der Waffe auf die Passanten los ...

Mailänder: Mit meinem Apparat. Die Waffe war die Geste des Fotografierens, mit der ich auf die Leute losgegangen bin, um zu gucken, wie die handeln. Es gibt Gesten, die zurückkommen, aber das wollte ich vermeiden. Ich wollte sie also wirklich in diesem ersten Augenblick erwischen, in dem sie nicht wissen, wie und was ihnen geschieht.

Ludat: Ich sage das nicht, um Kritik zu äußern, sondern ich will nämlich wieder zu mir. Bei mir ist der Ansatz immer ein gegenteiliger gewesen, diese Fotoserie war zum Beispiel für mich das erste Mal, daß ich auf Menschen angelegt habe. Ich habe das vorher immer respektiert, aber in dem Moment war mir klar, das geht hier nicht. Dieser Mensch kann sich selbst gar nicht mehr adäquat ausdrücken, das heißt, ich mußte ihm helfen, sich auszudrücken, indem ich ihn fotografiert habe. Ich habe so gearbeitet, daß der Eingriff in die Situation möglichst gegen Null geht. Mein Wunsch ist, ich und mein Arbeitsgerät wären transparent. Nicht so wie die traditionelle

Kunst, die immer einen schweren Eingriff vornimmt.

Mailänder: Tut sie das?

Ludat: Absolut. Wenn man schon für ein harmloses Gemälde ein Museum in die Stadt knallen muß – da haben wir hier in Saarbrücken ein tolles Beispiel für ...

Mailänder: Du meinst die Institution. Also nicht van Gogh, der da in der Landschaft steht und sein Bild malt.

Ludat: Auch den. Weil der ja verkaufen wollte.

Mailänder: Van Gogh hat aber nie verkauft.

Ludat: Wollte er aber immer.

Mailänder: Eins hat er verkauft. Der war hochgradig schizoid, dem ging es nicht ums Verkaufen.

Ludat: Der hat gerade, wie viele kranke Künstler, im System mitgespielt. Wir haben ja hier in der Stadt auch einen ... Das sind oft Leute, die geradezu übererfüllend den herrschenden traditionellen Kunstbegriff aufsaugen und ihn versuchen zu leben, aber ständig daran scheitern.

Mailänder: War das so bei van Gogh? Ich habe das in der Schule alles gelernt, der war doch ein Ausbrecher, ein Revolutionär, keiner wollte sehen, was er da gemacht hat.

Ludat: Aber er hat nichts Revolutionäres gemacht, mit seinem Pinsel und seiner Ölfarbe und seiner Stafette, das war komplett in Übereinstimmung mit dem, was sowieso gemacht wurde. Wie er die Dinge dargestellt hat, das hat die Welt sehr überrascht. Psychisch Kranke haben ganz häufig – ich weiß das, weil ich mich sehr für das Thema interessiere – ein unglaubliches künstlerisches Talent. Der Witz ist, daß wir als vermeintlich Gesunde selbstzensurmäßig unseren Kunstbegriff ständig einschränken.

Mailänder: Das ist keine Selbstzensur, sondern eine Kanalisierung von Begriffen, damit man überhaupt mal von etwas reden kann. Das ist die Frage nach der Kommunikationsfähigkeit.

Ludat: Es ist so, daß die Beschränkung, die beim Kranken krankheitsbedingt eintritt – er kann sich das nicht aussuchen –, wir uns aus nicht nachvollziehbarer Freiwilligkeit selbst auferlegen, und das kennzeichnet für mich den ganzen bürgerlichen Kulturbetrieb. Und ich habe in Auseinandersetzung mit dieser Frage der krankheitsbedingten oder selbst auferlegten Beschränkung zu meinem freien Kunst-



HINTERGRUND, HÖRKUNST, KLANGWELTEN, ORIENTIERUNG.
SIEBEN TAGE DIE WOCHE. HÖRSTOFF. RUND UM DIE UHR.



TÄGLICH 1.440 MINUTEN
HÖRSTOFF
FREI HAUS!

SR2

KULTURRADIO

... gut zu hören.

www.SR2.de · UKW 91,3



begriff gefunden, der seine äußerste Freiheit in Buenos Aires gefunden hat, mit dem, was ich ‚Inkorporieren‘ genannt habe. Mir ist es völlig egal, ob meine Kunstwerke Kunst sind oder nicht.

Ein Amerikaner fragte mich nach der Präsentation meiner Arbeit in Buenos Aires: Ist das denn Kunst? Totenstille im Raum. Die Frage fand ich prima. Ich habe das Spiel meiner Gastgeber mitgespielt und gesagt: Ja klar ist das Kunst. Das war zum Beispiel auch putzig bei der Metro, da hat sich der Saarländische Rundfunk geweigert, sich mit dem Ding als Kunstwerk im Rahmen des *Kulturspiegels* zu befassen, und hat mir das auch schriftlich mitgeteilt. Weil es ihnen so schlecht erschien. Die Dame hat sich dafür entschuldigt, daß sie inkognito gekommen ist. Das nächste Mal würde sie sich zu erkennen geben. Da habe ich gesagt: Schade, daß Sie nicht gekommen sind. Sie haben die Sache auf den Punkt gebracht! Weil Sie glauben, sich außerhalb des Kunstwerks zu befinden, obwohl Sie mittendrin waren. Es gab Leute, die haben das für ein verkehrspolitisches Statement gehalten. Ich bin ständig in eine andere Rolle geschlüpft, je nach Gesprächspartner. Und das ist mein Kunstbegriff. Daß ich da auch ein bißchen nicht faßbar bin, weil ich ja am liebsten auch unsichtbar wäre.

Mailänder: Ein bißchen ein agent provocateur?

Ludat: Nein, denn es provoziert ja nur die, die sich provozieren lassen wollen, die fest auf Ihrem Kunstkonzept beharren.

Aber willst Du denn nicht gerade das, das Provocieren, erreichen?

Ludat: Nicht einmal das.

Mailänder: Das heißt, mit jedem D'accord wärest Du einverstanden?

Ludat: Das ist sogar schon Wesen meiner eigenen Arbeit, daß man sagen kann, das ist Kunst, genauso gut wie man sagen kann, das ist keine Kunst.

André, wenn du in Buenos Aires bei der Vorstellung von Ulrichs Projekt gewesen wärest und dieser Amerikaner hätte dich gefragt, ob das Kunst ist, was hättest du geantwortet?

Mailänder: Ich hätte wahrscheinlich gesagt, was mir mal einer geschrieben hat: Für den Künstler ist es ein Kunstwerk. Oder meint ihr, ob das für mich ein Kunstwerk ist?

Ja.

Mailänder: Dann hätte ich erklären müssen, wo das Kunstwerk stattfindet. Für mich ist es eine Dokumentation; teilweise ein Sample aus Video und Bild. Es referiert auf die Aktion, die du da vor Ort erlebt hast, insofern kann ich das als Kunstwerk akzeptieren, wobei es mir vom Optischen her zu eingängig ist, weil ich zu viel davon schon kenne.

Muß Kunst originell sein?

Mailänder: Nein. Kunst passiert im Kopf des Betrachters, das muß nicht originell sein.

Das bedeutet, für mich kann es Kunst sein, weil es das erste Mal ist, daß ich das sehe, und für dich?

Mailänder: Was ich jetzt sage, das sage ich heute und morgen bin ich ein anderer. Und morgen kann mir ein Licht aufgehen und ich kann das ganz toll finden. Aber heute ist es so für mich, daß ich schon zu viel gesehen habe davon, an der HBK, in Dortmund, an den ganzen Medienhochschulen, in Köln, Bielefeld, Rotterdam, überall dort, wo ich schon mal war. Es ist für jeden eine Wahnsinns Erfahrung, das einfach zu machen, und ich finde, da liegt das Kunstwerk.

Der Punkt ist doch, daß nicht das, was da hängt, die Kunst ist.

Mailänder: Sein Prinzip ist die Kunst, seine Theorie.

Ludat: Ich finde gut, wie ihr da grad am Schwimmen seid. Das ist ein schöner Zustand, den ich mir gewünscht habe zu erzeugen. Ich habe einen Kunstbegriff, mit dem laufe ich durch die Welt, der geht die Leute nichts an. Wenn sie es wissen wollen, gebe ich eine Antwort, die gilt für diese Sekunde, in der nächsten kann das schon ein ganz anderer sein. Und das billige ich auch dem Betrachter zu. Ich bin mir ganz sicher, daß es niemals einen Moment gibt, in dem der Kunstbegriff des Betrachters und meiner identisch sein werden.

Mailänder: Wie soll es möglich sein, daß zwei Begriffe übereinstimmen, da ja nur ich ich bin. Vielleicht reden wir hier in der Retorte und sind gar nicht da ...

Ludat: Du bist grad herrlich verunsichert. Weil du einen Kunstbegriff hast, der ist festgefügt als meiner. Du bist in einem Koordinatensystem und ich bin koordinatensystemfrei.

Mailänder: Ich finde, es existiert kein Kunstbegriff, es kann keiner existieren, wenn man ihn auf den Punkt bringt.

Ludat: Genau das ist es, und darauf will ich hinaus. Denn was ist ein Begriff? Eine Konvention.

Mailänder: Genau. Und da Kunst immer nur eine eigene Erfahrung sein kann, kann es keinen Begriff davon geben.

Ludat: Ich habe begriffen, daß ich darin vollkommen frei bin.

Mailänder: Wie urteilst du über andere Kunstwerke? Beurteilst du sie nach deinen eigenen Kategorien?

Ludat: Immer. Das macht jeder.

Mailänder: Ich habe meine Kategorien, aber ich versuche, auch andere anzuerkennen. Aber was ich wissen wollte, ist, wann ist Kunst für dich Kunst?

Ludat: Wenn ich weiß, daß der Schaffende das als Kunst ansieht.

Mailänder: Aber wenn du nichts dabei fühlst?

Ludat: Das ist nicht schlimm, ich will nicht unbedingt etwas erfahren. Kunst ist meiner Meinung nach die freieste Existenzform des Menschen, und die bedarf solcher Dinge nicht.

Das bedeutet also, daß für dich, André, Kunst Kunst ist, wenn du dabei etwas fühlst.

Mailänder: Kunst ist für mich in dem Sinne so etwas wie Wahrheit: sehr abstrakt. Ich

sehe das ein bißchen wie eine gesellschaftliche Norm, das ist nicht absolut.

Aber das ist doch wieder der Kunstbegriff?

Mailänder: Eine Voraussetzung ist die geschichtliche, daß es irgendwo herkommt oder daß es wie der Begriff Wahrheit etwas ganz Universelles ist, und das muß ich spüren, das kann ich nur spüren, nicht wissen. Das ist im kollektiven Unterbewußtsein irgendwo verankert bei mir, und dann muß es in meiner eigenen Geschichte irgendwo auf ein Gefühl stoßen, muß mich berühren. Es hat fast etwas Mythisches. Ulrich ist sehr weit mit seiner Kunst, er arbeitet mit dem Unverständnis der Menschen.

Ludat: Ich bin gar nicht weit, sondern sehr zurück, vor irgendwelchen Begriffen. Illegitim wird es in dem Moment, in dem einer sagt: So wie ich über Kunst denke, haben alle zu denken. Das ist das einzige, was ich mit aller Vehemenz bekämpfe, da gehe ich sogar mit Pussy Riot ins Arbeitslager für.

Mailänder: Das fängt aber beim ersten Verkauf des ersten Bildes an.

Wieso fängt es damit an?

Mailänder: Weil es damit schon Instrument ist für etwas anderes; der Markt versucht, etwas zu kanalisieren.

Aber du hast doch keinen Einfluß darauf, was nachher damit passiert.

Mailänder: Doch, weil ich damit schon das Statement abgebe, daß ich es für Kunst halte. Für mich fängt die Kunst im Rahmen des Marktes schon fast an, illegitim zu werden.

Ludat: Das sehe ich nicht so. Das interessiert mich gar nicht, weil das eine ganz andere Geschichte ist. Daß alles merkantil sein kann, ist etwas, das völlig unabhängig von meinem Kunstbegriff so ist. Du meinst, daß man möglicherweise Selbstzensur übt oder anpasserische Maßnahmen vornimmt, um verkäuflich zu sein.

Mailänder: Das ist aber der Schritt für die erste Kunstaktion, die ich mache. Das heißt, das, was ich heute verkaufe, hat einen Einfluß darauf, was ich morgen mache, auf meinen eigenen Kunstbegriff. Das willst du für dich vielleicht nicht wahrhaben.

Ludat: Wenn etwas total geil läuft, um das mal ein bißchen lax zu sagen, wer weiß, für

welchen temporären Kunstbegriff ich mich dann entscheide.

Instrumentalisiert du in dem Moment die Kunst?

Ludat: Nur für mich, weil ich merke, ich kann davon überleben.

Mailänder: Ich kann das nicht trennen, weil mein Medium so sehr Freiwild ist für jegliche Spielart an Dummheit und an Flachheit.

Ludat: Ich grenze mich nicht ab von irgendwelchen Hobbykünstlern, das habe ich gar nicht nötig.

Mailänder: Vom Kunstbegriff her habe ich das auch nicht nötig, von meinem Instrument her schon.

Ludat: Dann hat das gar nichts mit einem Kunstbegriff zu tun, sondern mit anderen Abgrenzungszwängen. Ich rede übrigens die ganze Zeit hier über Kunstbegriff.

Mailänder: Was hängt denn an deiner Wand? Ist das deine Kunst oder dein Begriff?

Ludat: Der Kunstbegriff hängt bei mir nicht mit an der Wand. Den Kunstbegriff, den konstruierst du ja. Deine Kunst auch. Das was du da abgelichtet hast, das hat ja teilweise schon den Charakter von vollendeten Kunstwerken. Du erinnerst dich an meine Müllsäcke in Buenos Aires. Ob du das abgelichtet hättest oder nicht – perfekte Kunstwerke.

Mailänder: Für mich war das das perfekte Motiv, nicht im Sinne von Kunst, sondern im Sinne einer sensitiven Wahrnehmung meiner eigenen Geschichte.

Was du eben als Definition deiner Kunst bezeichnet hast.

Mailänder: Genau, für mich Kunst.

Ludat: Die liegt an drei Stellen. Die liegt in dem Objekt, das du abgelichtet hast, das ist für mich schon fertig, es bedarf gar nicht der Ablichtung durch die Fotografie ...

Und das ist der Unterschied zu Duchamp?

Ludat: Das ist der Unterschied. Und dann hast du das Endprodukt, die Fotografie, die du an die Wand hängst, aber die Fotografie an sich – ich weiß nicht, ob du mit Digitalkamera gearbeitet hast, dann wären es die digitalen Daten – die kann man schon als Kunst bezeichnen.

Mailänder: Wenn es nach mir ginge, dann würde ich das sogar an dem Analogen vollführen: Es gibt die historischen Indikationen, man hat eine Kamera entwickelt, hat Labors

gebaut, und diese Sachen sind mir gegeben und ich benutze sie in einer Absicht, um das zu sehen, was ich sehe. Ich befinde mich nicht in der Kunst in dem Sinne, daß man sie gebraucht, um Apparategrenzen zu sprengen, sondern ich arbeite innerhalb der Grenzen der Apparate und will gar keine Konventionen brechen, sondern schauen, wie weit ich damit komme.

Ludat: Das ist möglicherweise das, was dich an mir verunsichert.

Mailänder: Nein, verunsichern tut mich das nicht.

Ludat: Ich benutze eigentlich dein dir angestammtes Rudimentarium, den Fotoapparat, knips damit in der Gegend herum, es kommt ein Bild heraus, und ich behaupte, das sei ein Kunstwerk. Und nicht nur das, ich habe in dem Moment schon eine unendliche Zahl an Kunstwerken geschaffen. Und das ist der große Unterschied zu deiner Denk- und Arbeitsweise.

Mailänder: Woher die unendliche Zahl?

Ludat: Die Schritte zwischen dem Objekt, dessen Wahrnehmung und dessen Interpretation – sei es durch mich als denkendem Wesen, sei es durch den Apparat. Es gibt viele verfälschende oder – besser gesagt – verändernde Einflüsse. Für mich ist jeder Zustand, den ich herausgreife, kunstwerkfähig. Ich entreiße das Kunstwerk, in dem Moment, in dem ich es wahrnehme, malerisch oder fotografisch, seinem sozialen Kontext. Und das ist eine Komponente, die bei mir sehr stark hineinspielt. Dahingehend, daß zum Beispiel mehrere Menschen zusammenwirkend und, ohne es zu wissen, ein Kunstwerk schaffen. Ich denke da zum Beispiel an eine Mauer in Buenos Aires mit Glasscherben darauf. Das ist nicht mein Kunstwerk – und jetzt komme ich auf den Punkt –, sondern das ist eigentlich von anderen Künstlern geschaffen worden. Und daß ich da etwas wahrnehme, was gar nicht mein Kunstwerk ist, das ist, glaube ich, ein radikaler Schritt. Ich habe noch nie in meinem Leben wirklich behauptet, daß irgend-etwas, das ich getan hätte, Kunst wäre.

Mailänder: Das ist aber ein entscheidender Satz. Du hast Recht, da war ich verunsichert.

Ludat: Ich könnte noch anfügen, daß Kunst eine Entscheidung ist.

Für die Saarbrücker Hefte: Mirka Borchardt.



Orchestre
Philharmonique
Luxembourg

PHILHARMONIE

switch the light on

rainy days 2014

Festival de musique nouvelle

Philharmonie Luxembourg

26.–30.11.2014

www.rainydays.lu

Joachim Fleischer: light, performance & robot choreography (photo: Kathrin Schwab)

26.11.2014 Cinémathèque
«Ouverture du festival»

27.11.2014 Philharmonie & Théâtre National
«Dating: Scriabine»
Orchestre Philharmonique du Luxembourg / Emilio Pomàrico
Percussions de Strasbourg
Scriabine, Dufourt*
Light: Enrico Bagnoli*, Fabiana Piccioli*

28.11.2014 Philharmonie
Orchestre Philharmonique du Luxembourg / Emilio Pomàrico
Manos Tsangaris, Pi-hsien Chen, Elisabeth Flunger
Schönberg, Cerha, Tsangaris**, Scriabine
Light: Fabiana Piccioli*

29.11.2014 Philharmonie & Grand Théâtre
«Music & Light art» / ensemble recherche
«Sonosphère» / Noise Watchers Unlimited
«iTMOi» / Akram Khan Company
Ammann, Andre, Dusapin, Feldman, Fujikura, Haas, Murail, Prokofiev, Sciarrino, Steen-Andersen, Stockhausen, Winkelman, Winther Christensen, Wozny / Nitin Sawhney, Ben Frost, Jocelyn Pook
Light: Dan Flavin, Brigitte Kowanz, Kriz Olbricht, Fabiana Piccioli, Paul Schwer, Michel Verjux

30.11.2014 Philharmonie & Studio Lucilin
United Instruments of Lucilin
Solistenensemble Kaleidoskop / Titus Engel
Małgorzata Walentynowicz piano
Chœur INECC & Musiciens du Conservatoire de la Ville de Luxembourg / Roland Dahinden
Patrick Frank*, Martin Schüttler, Michael Reudenbach**, Sebastian Claren**, Pierre Jodlowski*, Maximilian Maintz, Yves Klein
Light: Joachim Fleischer*, Patrick Frank*, Pierre Jodlowski*, Karl Kliem*, Maximilian Maintz, Eric Michel*

27.–30.11.2014 Philharmonie
«Light art from the Eye Art Foundation collection»
Light: Dan Flavin, Brigitte Kowanz, Kriz Olbricht*, Paul Schwer, Michel Verjux

* world premiere, commission Philharmonie Luxembourg / ** world premiere, commission Philharmonie Luxembourg, supported by Ernst von Siemens Musikstiftung

Armin Rohr

Malerei

Warum sind Sie Künstler geworden?

Ich habe immer gemalt und gezeichnet. Und nie damit aufgehört. Allerdings war mir lange Zeit nicht klar, was ich damit anfangen kann. Also begann ich ein Studium – Grafikdesign –, ohne zu wissen, auf was ich mich da wirklich einlasse. Das war die falsche Entscheidung. Nach einigen Semestern merkte ich, daß mein Herz für die Freie Malerei schlug. Einen Abschluß machte ich trotzdem, mit viel Widerwillen, um dann einige Jahre später an der HBK in Saarbrücken Malerei zu studieren. Das war die richtige Entscheidung.



1

Gibt es ein Kunstwerk, das für Sie von besonderer Bedeutung ist?

Spontan denke ich an den *Isenheimer Altar* von Matthias Grünewald in Colmar. Eine Abbildung dieses Werkes habe ich zum ersten Mal gesehen, als ich bei Oskar Holweck in der Grundlehre war. Allein dieses Foto fand ich damals schon unglaublich beeindruckend, geradezu aufwühlend und ergreifend. Aber es sind eher einzelne Künstler, die für mich von Bedeutung sind, als einzelne Werke. So zum Beispiel Vermeer, Dürer, Velázquez, Goya, Munch. Unter den lebenden Zeitgenossen fällt mir da Hockney ein. Mit Kandinsky konnte ich noch nie was anfangen.

Denken Sie viel über Ihre eigene Kunst nach? Verändert das Ihre Arbeit?

Eigentlich denke ich ständig über meine Arbeit nach. Sobald ich die Augen aufschlage und sehe. Irgendetwas regt mich an, eine Farbe, ein Schatten, eine Linie, Licht. Aber auch, wenn ich die Augen schließe und träume. Vor Ausstellungen male ich nachts träumend an angefangenen oder geplanten Bildern weiter. Seit Jahren trage ich eine Kamera und einen Skizzenblock mit mir. Dinge, Menschen oder Situationen, die ich fotografiere oder skizziere, vieles was ich wahrnehme, hat mit meiner Arbeit zunächst nichts zu tun, fließt aber irgendwann in meine Bilder ein. Oder auch nicht. Es kann eine Einstellung aus einem banalen Action-Film sein. Oder auch nur ein Satz aus einem Buch.



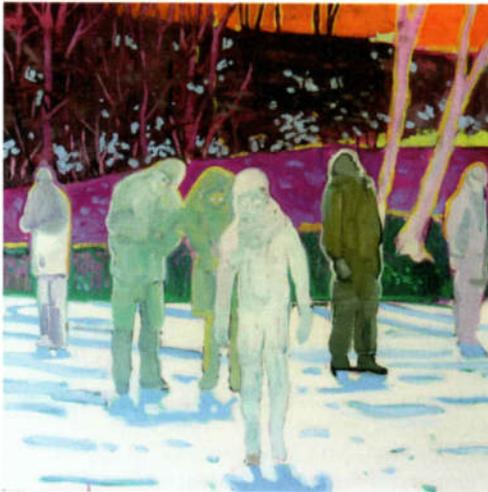
2

Im Ergebnis zeigt die Malerei meine Haltung zur »Welt«; möglicherweise ist sie eine Methode, die »Welt« zu verstehen. Oder auch ein Werkzeug, die Welt zu beobachten, ohne sie zunächst einmal in Gut und Böse oder schwarz und weiß zu werten. Ich versuche zumindest, mich einer Wertung zu enthalten. Was treibt mich an, in Bildern zu denken und diese zu malen? Ich habe keine andere Sprache, in der ich mich ausdrücken kann. Ich weiß nicht, über was ich schreiben könnte und ein

Musikinstrument spiele ich auch nicht. Ich denke über die Welt in Bildern nach. Ich beobachte die Welt, ich bin ein Teil dieser Welt. In meiner Malerei transformiere ich diese Beobachtungen und Erfahrungen. Ein Bild ist für mich keine wiedergebende, sondern eine gestaltende, Gestalt gebende Instanz. Möglicherweise dokumentiere ich in meinen Bildern einen fortwährenden »Selbstvergewisserungsprozeß«. Das macht die Sache natürlich ein bißchen schwierig. Ich verfolge kein klar umrissenes Konzept. Ich gehe auch nicht nach einem geheimen Plan vor. Vieles entwickelt sich spontan. Eine Reise ohne Kompaß, ein Weg mit vielen Abzweigungen. Möglicherweise springe ich deswegen auch immer mal wieder zwischen Abstraktion und Figuration. Nicht alles läßt sich immer auf eine bestimmte Weise sagen.

Hat Kunst einen gesellschaftlichen, politischen Auftrag? Wenn ja, welchen?

Mit Zuordnungen dieser Art tue ich mich schwer. Ich weiß nicht, welche Aufträge die Kunst im allgemeinen oder auch im besonderen hat. Darüber habe ich, ehrlich gesagt, auch nie nachgedacht. Und wenn ja, gibt es dann so viele Aufträge, wie es Künstler gibt? Ich gebe meiner Kunst keinen Auftrag. Ich tue meine Arbeit. Male, zeichne, von Bild zu Bild. Das ist mein Auftrag.



3

Natürlich möchte ich nicht nur wahrgenommen werden, als jemand, der schöne Bilder mit schönen Farben malt. Das wäre zu wenig. (Aber was sind schon schöne Farben?) Es gab Phasen, da hatten meine Bilder einen

stärkeren, gesellschaftskritischen Impetus. Zumindest war das mein Fokus. Es hatte viel mit meiner damaligen persönlichen und privaten Situation zu tun. Daraus allgemein gültige Bilder zu malen, war eine Herausforderung. Ich glaube, das wurde hier und da auch manchmal so wahrgenommen. Das waren dann sehr schöne Momente.



4

In aller Regel wird man ja eher mißverstanden, was aber nicht weiter schlimm ist.

Die Menschen bringen ihre unterschiedlichen Erfahrungshorizonte in die Betrachtung von Bildern ein. Ich möchte niemandem etwas vorschreiben oder gar ein Rezept in die Hand drücken.

Ai Weiwei ist ja zur Zeit der »Vorzeigepolitkünstler«. Ich habe die Ausstellung in Berlin nicht gesehen, aber ich bin mir sicher, daß seine Person bekannter ist als sein Werk. Das Werk verschwindet hinter der politischen Figur. Er bedient möglicherweise unsere Vorstellungen und Klischees von politischer Kunst, vom politischen Künstler. Aber eigentlich ist es egal, was er macht. Niemand interessiert sich für die Qualität seiner Arbeit. (Was ist überhaupt Qualität in diesem Zusammenhang?) Ist es wirklich politische Kunst? Er selbst nennt sich ja einen Aktivisten. Was würden die Installationen

und Objekte erzählen, wüßte man weder etwas über den Urheber noch über die Umstände ihrer Produktion?

Bildende Kunst sollte im besten Fall zur Bildung beitragen. Eine Anleitung zum Sehen oder auch eine Möglichkeit, über uns und die Welt nachzudenken in Form von Bildern.

Was ist für Sie gute Kunst?

Gute Kunst haut mich um. Raubt mir die Sprache. Verschlägt mir den Atem.

Anfang des Jahres war ich im Frankfurter Städel in der großen Dürer-Ausstellung. Ein paar Tage lang war ich wie paralysiert. Was soll man nach solchen Bildern noch malen? Diese unfaßbare handwerkliche Qualität, diese wahnsinnige Kreativität, dieser Erfindungsreichtum. Und das vor 500 Jahren!

Letztes Jahr in Köln: David Hockney! Stundenlang bin ich um die Bilder geschlichen und habe versucht, sie förmlich über die Augen in mein Hirn zu saugen! Ein Genuß! Und auch hier

diese schier unendliche Menge an Ideen und Einfällen, diese Kraft! Immer noch, in diesem Alter! Und diese Leichtigkeit!

Vergessen Sie manchmal die Kunst?

Die Kunst vergessen? Die Malerei? Das Zeichnen? Der Geruch von Ölfarbe? Geht das überhaupt? Ich war mein Leben lang bildergeil. Ich denke in Bildern, ich träume von Bildern. Ich kann mich berauschen an Bildern. Nicht nur an meinen eigenen, im Gegenteil, meistens sind es die Bilder von anderen, die meine Welt bereichern. Und auch nicht immer Malerei. Fotografie, Film oder eine Skulptur, eine Plastik. Gerne auch ein guter Comic. So etwas kann man nicht vergessen.

Was wären Sie geworden, wenn Sie kein Künstler wären?

Ich kann mir nichts anderes vorstellen.

Für die Saarbrücker Hefte: Bernd Nixdorf.

Armin Rohr, geboren in Hemsbach über Weinheim. 1983–1988 Designstudium an der Fachhochschule, Saarbrücken, Grundlehre bei Prof. O. Holweck, Abschluß als Diplom-Designer; 1994–1998 Studium der Freien Malerei an der HBK Saar bei Prof. Bodo Baumgarten; 1998 Ernennung zum Meisterschüler; 1996 Förderstipendium der Landeshauptstadt Saarbrücken; 1997 Saar-Lor-Lux-Kunstpreis der Stadt Ottweiler; 2002 Arbeitsstipendium an der Cité Internationale des Arts in Paris, Kulturpreis des Stadtverbandes Saarbrücken; 2012 Arbeitsstipendium in Schloß Wiepersdorf, Brandenburg; seit 2003 Lehrauftrag an der HBK-Saar, Saarbrücken; lebt und arbeitet in Saarbrücken.

www.arminrohr.de

<http://arminrohr.blogspot.com>

1. Ohne Titel (*Line im Garten*), 2010, Öl auf Leinwand, 180 x 220 cm, Privatbesitz
2. Ohne Titel (*Scary people*), 2012, Aquarell auf Aquarellpapier, 46 x 61 cm
3. Ohne Titel, 2012, Acryl, Öl auf Leinwand, 85 x 85 cm
4. Ohne Titel (*Emilie*), 2010, Öl auf Leinwand, 100 x 70 cm
5. Ohne Titel, 2011, Öl auf Papier, 29,7 x 42 cm, Privatbesitz
6. Ohne Titel (*Pfälzer Spaziergänge*), 2012, Öl auf Leinwand, 150 x 190 cm, Privatbesitz
7. Ohne Titel, 2013, Wandmalerei, unterschiedliche Medien, (Arbeiten auf geschnittenem Papier, gesägtem Aludibond & Aluminium; Sprühlack, Alkydharz, Öl), gesamt ca. 325 x 470 cm, Ateliersituation
8. Ohne Titel, 2013, Wandmalerei, Aludibond, Kassenärztliche Vereinigung Saarland, Saarbrücken, gesamt ca. 500 x 500 cm
9. Ohne Titel (*Tahrir*), 2014, Wandmalerei, Saarländische Galerie, Berlin, gesamt ca. 3,70 x 14 m (Ausschnitt)



5

6







8



9





Kein Markt. Nirgends?

Private Kunstgalerien im Saarland nach 1945

Von Sabine Graf

»Immer wieder ist die Klage laut geworden, die Hauptstadt unseres Landes verfüge nicht im erforderlichen Maße über genügend Ausstellungsräume. Projekte tauchen auf und wieder unter.« Eine Aussage, die im Kern aktuell bleibt, obwohl sie die Kunstsituation in Saarbrücken des Jahres 1954 beschreibt. Wichtig zu wissen ist, wer diese Feststellung trifft. Es sind am Anfang ihres Weges stehende junge Künstler, die beklagen, daß das Saarland eine »Galerienwüste« sei. Das Saarland wurde als eine Region beschrieben, in der es zu wenig Galerien gebe, die ihre Arbeiten vertreten und ihnen damit Aufmerksamkeit verschaffen würden. Gleichzeitig klagten Galeristen, die nach Jahren ihre Räume aufgaben, daß an zu vielen Stellen Kunst zum Verkauf gezeigt werde. Das Geschäft für einen Galeristen wurde aufgrund der in Bistros, Hotelfoyers, Wirtschaftsunternehmen oder Arztpraxen stattfindenden Ausstellungen zunehmend schwieriger. Die Medien stellten fest – etwa Michael Beckert 1979 in einem Beitrag über Kunstgalerien in der *Saarbrücker Zeitung* – daß es in Saarbrücken eine »Vielzahl von privaten Galerien« gebe, über deren Arbeit man berichten könne.

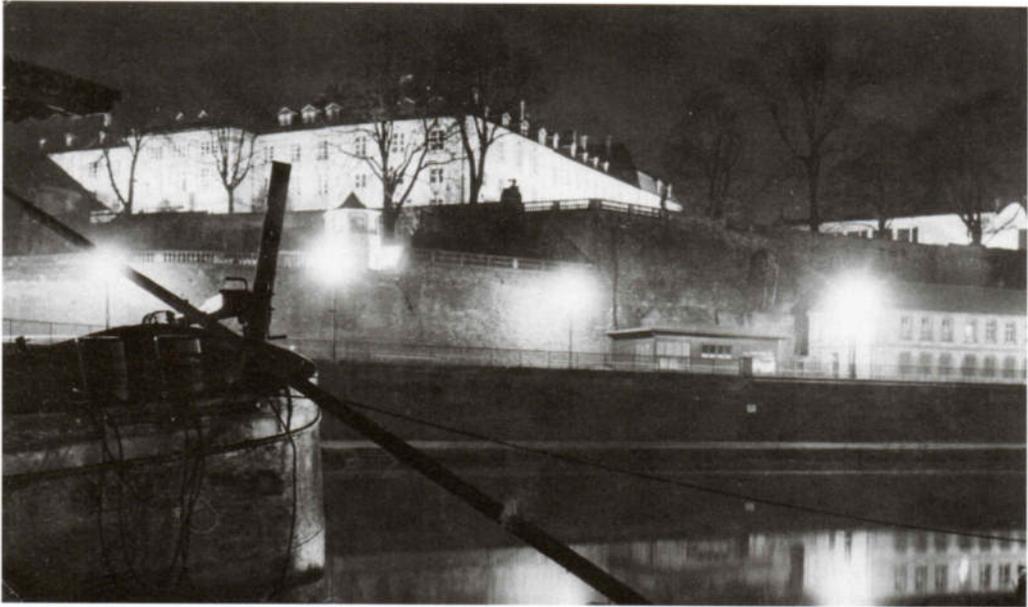
Festzuhalten ist, daß private Kunstgalerien relevant für die Kunstsituation im Saarland waren und sind. An ihnen zeigt sich die Struktur einer Kunstszene sehr deutlich. In der Geschichte der privaten Kunstgalerien im Saarland nach 1945 spiegelt sich die Entwicklung und Veränderung der hiesigen Kunstszene. Die Frage, warum Galerien entstanden, und warum sie oft nach kurzer Zeit wieder schlossen, gibt Auskunft über die Beschaffenheit der saarländischen Kunstszene. Sie führt zu deren Struktur und den damit verbundenen Problemen. Diese kommen prägnant in dem bereits zitierten Artikel aus der »Saarbrücker Zeitung« vom 13. November 1954 zur Sprache. Die dort getroffene Feststellung gilt bis heute unvermindert. Denn seither ist der stetige Wechsel, das Auftauchen und Verschwin-

den von Projekten konstant geblieben. Sie ist sogar hochaktuell, weil die saarländische Galerienszene derzeit wieder in Bewegung ist. Von zurzeit acht Galerien im Land, existieren zwei – die galerieampavillon und die Galerie Besch – ohne feste Räume, die k4-Galerie in Saarbrücken verfügt über Räume, aber pausiert mit Ausstellungen, zwei Galerien – die Galerie Walzinger in Saarlouis und die Galerie St. Johann – schließen demnächst. Die Galerie Marlies Hanstein schloß bereits Ende 2012. Bleiben zwei: die Galerie Neuheisel, ebenfalls in Saarbrücken, und die Galerie Beck in Homburg-Schwarzenacker. In beiden vollzog sich gerade ein Generationswechsel in der Galerieleitung, so daß nun jüngere Kräfte die Geschäfte der etablierten Galerien weiterführen und deren jeweiliges Programm fortschreiben.

Es stellt sich die Frage, wie im Saarland Galeriearbeit auf Dauer funktionieren kann. Angesichts des aktuell festzustellenden Niedergangs vieler Galerien im Land scheint es, als ob die privaten Galerien der Kunst im Land einen Dienst erwiesen haben, jedoch sich selbst keinen, der ihr wirtschaftliches Überleben gesichert hätte.

1945 ff.: Dem Mangel abhelfen

Die Situation der saarländischen Künstler läßt sich in den unmittelbaren Nachkriegsjahren bis weit in die fünfziger Jahre hinein auf eine Gleichung bringen: Ausstellen ist gleich verkaufen. Nach Kriegsende fehlten die Voraussetzungen. Es gab keinen Ort, der für Kunstausstellungen geeignet war. Das damals noch am St. Johanner Markt 24, im Haus der heutigen Stadtgalerie Saarbrücken, bestehende Saarländisches Museum war unmittelbar nach Kriegsende der einzige Ort, der sich dafür anbot. Die erste Nachkriegsausstellung wurde für hiesige Künstler am 9. Dezember 1945 vom Presse- und Kulturamt der Stadt Saarbrücken im Saarländischen Museum veranstaltet,



Kunstpavillon Elitzer an der Schloßmauer in den fünfziger Jahren. Dort war von 1948 bis 1961 die Kunsthandlung Galerie Elitzer untergebracht.

wobei die *Saarbrücker Zeitung* in einer Ankündigung vom Vortrag ausdrücklich vermerkte: »Es ist den Kunstfreunden die Möglichkeit geboten, Werke in Malerei und Graphik zu erwerben.« Daß dies auch tatsächlich geschah, berichtete die *Saarbrücker Zeitung* in ihrer Ausgabe vom 12. Dezember 1945, und zwar, »daß fast jeder Künstler einige seiner Werke gleich bei der ersten Eröffnungsausstellung verkauft hatte. Unter den Käufern befanden sich auch viele Franzosen.«

Weitere Gelegenheiten zum Ausstellen und Verkaufen fehlten. Diesem Mangel halfen Saarbrücker Kunsthandlungen ab, die, obzwar als Galerie firmierend, auf den ersten Blick nicht dem entsprachen, was heute als Galerie gilt.

Ein wichtiger Repräsentant dieser Jahre war die Galerie Elitzer. In deren »Kunstpavillon«, einer behelfsmäßig an der Schloßmauer errichteten Holzbaracke mit Fenster in der heutigen Franz-Josef-Röder-Straße (damals noch Alleestraße), fanden zwischen 1948 und 1961 regelmäßig Ausstellungen statt, bevor die Galerie an ihren bis heute angestammten Platz in einem Neubau in der Fürstenstraße wechselte. Das war zum einen eine Gefälligkeit gegenüber Kunden der hauseigenen Rahmenhandlung, seien es Künstler oder nebenbei malende Zeitgenossen, die auf diesem Weg ihre Arbeiten vorstellten. Zum anderen, und

weitaus verdienstvoller für die Kunstszene des Landes, konnte sich in der Pavillon-Baracke eine damals junge Künstlergeneration, die gerade die Staatliche Schule für Kunst und Handwerk abgeschlossen hatte, der Öffentlichkeit vorstellen. Gerade diese Altersgruppe litt unter der Gleichung »Ausstellung ist gleich verkaufen«. Denn die Jahresausstellungen des mittlerweile als Neugründung aus dem Bund Bildender Künstler hervorgegangenen Saarländischen Künstlerbundes waren nur dessen Mitgliedern vorbehalten. Da man jedoch sehr zurückhaltend war, wenn es darum ging, eine jüngere Generation aufzunehmen, hatte diese das Nachsehen.

Der Kunstpavillon war eine Art Ersatzatelier für die Künstler, die, was ihre Arbeitsorte betraf, auch von der Raumnot der Nachkriegsjahre stark betroffen waren. Provisorien blieben die privaten Kunstgalerien jedoch nicht. Die 1909, dem Jahr, als Saarbrücken Großstadt wurde, in deren Zentrum St. Johann gegründete Galerie Seekatz in der Bahnhofstraße hatte hierfür Vorkehrungen getroffen. An die Stelle des im Krieg beschädigten Vorgängerbaus trat 1954 der Neubau eines Geschäftshauses mit einem zur Galerie eingerichteten Ladenlokal mit großem Schaufenster, in dem die erste Ausstellung mit Arbeiten des Bildhauers Paul Schneider stattfand. Auch die 1911 gegründete und bis heute bestehende

Galerie van Hees in der Kaiserstraße, damals noch Rathausstraße, verfügte über mehrere Etagen, wie aus der damaligen Berichterstattung hervorgeht.

Doch vorerst, in den unmittelbaren Nachkriegsjahren, kamen die privaten Kunstgalerien unter räumlich weitaus weniger günstigen Verhältnissen ihrer Aufgabe nach. Sie bestand darin, Kunst zu verkaufen, worauf eine Notiz in der *Saarbrücker Zeitung* vom 11. Mai 1946 hinweist. Eine Gruppe saarländischer Maler, darunter Fritz Zolnhofer, Helmut Collmann, Hans-Joachim Müller und Walter Bernstein, stellten in der Kunsthandlung Otto Mayer in Oberstein, heute Idar-Oberstein, aus. Die Zeitung vermeldete den großen Zuspruch des Publikums und vermerkte: »Innerhalb der ersten drei Tage ist die Hälfte aller ausgestellten Bilder verkauft worden.«

Die Galerie Reidhaar in der Bleichstraße 22 in Saarbrücken bot in diesen Jahren eine Spezialität, die nicht selbstverständlich war, worauf eine Besprechung einer Ausstellung der St. Wendeler Malerin und Grafikerin Mia Münster ausdrücklich verweist: einen geheizten Raum. So hieß es, »wenn man in den schönen hellen Räumen der Galerie Reidhaar in milder Wärme ein wenig auf die Bilder schaut...«

Die Eigeninitiative der Künstler, sich weitere Ausstellungsmöglichkeiten zu verschaffen, kam hinzu. Die 1949 von dem Maler Albert Bohn gegründete Saarländische Sezession versammelte vor allem Künstler mit restaurativen Positionen. Dabei verstand es Bohn, der in den Jahren nach 1933 als Kunstfunktionär ein Anhänger der NSDAP und als solcher Vorsitzender der Bezirksgruppe Saar des Reichsverbandes Bildender Künstler gewesen war, sich von seiner Vergangenheit reinzuwaschen und sich gar als Gegner des Nazi-Regimes darzustellen. In eigener Sache wurde er in einem Gebäude in der ehemaligen Markthallenstraße, nahe dem Neumarkt, aktiv, in dem er mehrere Räume für Ausstellungen herrichten ließ. Beim »Graphischen Kabinett« der »Saarländischen Sezession« handelte es sich um eine Vereinigung, die in Konkurrenz zum 1950 aus Teilen des »Bundes Bildender Künstler« hervorgegangenen Saarländischen Künstlerbundes auftrat.

Raumnot der Nachkriegszeit

Von der Raumnot war auch das Saarländemuseum betroffen, das entgegen den damals einem Museum zugestandenen Aufgaben aus kulturpolitischer Rason vermehrt Wechselausstellungen zeigte und dafür Teile seiner Sammlung abhängen mußte. Ein Umstand, auf den Wilhelm Weber in seinem Beitrag über die Neueröffnung des »Graphischen Kabinetts« vom 17. Oktober 1953 Bezug nahm und dem Pragmatismus gegenüber der Vergangenheitsbewältigung den Vorzug gab:

»Saarbrücken hat eine Ausstellungsmöglichkeit mehr: das neue graphische Kabinett der 1951 gegründeten Saarländischen Sezession. Wir wissen, wie es um geeignete Räume für Zeichnungen, Malerei und Plastiken in unserer Landeshauptstadt bestellt ist. Immer noch dient das Saarland-Museum zu Ausstellungszwecken. Auf die Dauer gesehen, wird dieser Zustand unhaltbar sein, da durch die Betreuung der laufenden Ausstellungen in der Tat eine Zweckentfremdung des Museums eintritt. Privatgalerien – allen voran der Kunstpavillon Elitzer an der Schloßmauer – haben unseren einheimischen Künstlern die Gelegenheit geboten, kostenlos Ausstellungen im kleineren Rahmen durchzuführen. Im Ganzen gesehen, muß jedoch gesagt werden, daß mit allen diesen Lösungen unsere Landeshauptstadt hinter den Ausstellungsmöglichkeiten zurückbleibt, über die andere Städte gleicher Größe verfügen.

Die Galerien hingegen blieben eine Art Platzhalter, fast schon ein notwendiges Übel, bis eine Kunsthalle errichtet war.

Daß die Existenz einer Galerie vom Kunstverkauf lebt, ist im Grunde eine Selbstverständlichkeit. Selbst Künstler, die letztlich vom Verkauf ihrer Arbeit leben, mißtrauen dieser Institution, worauf eine Aussage der Bildhauerin und Malerin Isabelle Federkeil als Vorstandsmitglied des von Künstlern getragenen Vereins »Galerie im Zwinger« in St. Wendel in der *Saarbrücker Zeitung* vom 24. Juni 1994 über dessen Ausrichtung verweist: »Man wird nicht durch eine kommerzielle Galerie geschleust, in der Kunst auf Dekoration reduziert ist, die man kaufen und übers grüne Sofa hängen soll, sondern hier wird auch noch über Kunst geredet.« Dahinter steht ein naives Schwarz-Weiß-Denken, was die Galeriearbeit betrifft und bis heute ein Verständnis von künstlerischer Arbeit, die vom Markt zum Schlechten beeinflusst werde. Zugleich wird immer wieder angesichts nachlassender Unter-



Galerie Elitzer heute in der Fürstenstraße

stützung durch die öffentliche Hand darüber geklagt, daß es hierzulande keine Galerien, keine Sammler und erst recht keine Verbindung an die nationale wie internationale Galerienszene gibt. Die Weichen dafür wurden in den Nachkriegsjahren gestellt. Die Museen und vor allem die hiesige Kulturverwaltung empfanden dies als Selbstverpflichtung, nicht zuletzt im Hinblick auf die Abstimmung des Jahres 1955, wie der ehemalige Oberregierungsrat im Kultusministerium Hans Groh, verantwortlich für die Ausrichtung der saarländischen Kulturpolitik der Nachkriegsjahre, in einem Offenen Brief in der *Saarbrücker Zeitung* vom 28. November 1956 betont:

Das Saarland ist in der Vergangenheit häufig so etwas wie ein kulturelles Abstellgleis gewesen. [...] Von staatswegen wurde nichts unternommen, weil das Land im Wesentlichen als Industriepotential, allenfalls als Festungsglacié gesehen wurde. Die in anderen Industriegebieten so zahlreichen Mäzene fehlten hier. Ich vertrat nach dem Desaster von 1945 den Standpunkt, daß der Staat als einziger praktisch in Frage kommender Mäzen die Sünden der Vergangenheit wiedergutmachen und auf die Schaffung kultureller Zentren im Saarland hinarbeiten müsse.

Für den Beitrag der Galerien zur Entwicklung der Kunstsituation schien kein Platz zu sein, da ihnen die Ernsthaftigkeit des Kunstvollens gerade wegen ihrer merkantilen Seite abgesprochen wurde. Galerie versus Kunsthandlung, diese Frontstellung bildete sich in den Nachkriegsjahren und vollzog sich idealtypisch an zwei privaten Initiativen dieser Jahre. In Homburg führte der Gemischtwarenhändler Hermann Hellmann einen Laden, den der Homburger Maler Hermann Theophil Juncker als »exotischen Basar« beschreibt, mit Tabakwaren, Asiatika, Madonnen, Münzen aus aller Welt, aber auch mit Gemälden und Graphiken von Fritz Zolnhöfer, Richard Becker, Richard Wenzel oder Franz Juncker, die er zum Verkauf bot. Dabei lag der Schwerpunkt auf der Malerei des 20. Jahrhunderts, jedoch nicht auf der damals aktuellen, ungegenständlichen, sondern auf der figurativen. »Manchem Homburger Künstler war er ein guter Freund und Makler«, sagt Hermann Juncker. Denn er hatte den Künstlern einen Dienst erwiesen und ihre Bilder verkauft, was wichtiger war als der gelehrte Diskurs, der in diesen Jahren nicht satt machte. Damit war eine Konstellation beschrieben, die

bis heute die Galerieszene im Land bestimmt: Einerseits gibt es die Kunsthandlung ohne den Anspruch, ein Profil zu bilden oder einem Programm zu folgen. Andererseits die Kunstgalerie, deren Anspruch es ist, in ihrem Programm eine Kunstrichtung vorzustellen und zu deren Verständnis beizutragen sowie die Kunstszene des Landes zu bereichern.

Ein Stück Galeriegeschichte

Die Zimmergalerie Ursula Rietschel steht für letzteres. Zugleich ist sie ein vergessenes Stück saarländischer Kunst- und Galeriegeschichte. Ihre Gründerin war als Ehefrau eines Juristen aus Düsseldorf um das Jahr 1955 nach Neunkirchen/Saar gekommen. Ihr Mann war offenkundig für das Neunkircher Eisenwerk tätig, denn das Paar lebte in einer Villa in der Goethestraße 39, einer Wohnstraße, die den Direktoren der Hütte vorbehalten war. Im Juni 1955 begann eine vier Jahre währende Ausstellungstätigkeit in den Privaträumen des Ehepaares. Diese Episode ist inzwischen weitgehend vergessen, aber sie sucht bis heute ihresgleichen. Die Premiere mit der amerikanischen Malerin Helen Ashbee wie auch die Ausstellung des für seine beiden Teppiche im Foyer des Kultusministeriums bekannten französischen Künstlers François Arnal war eine Kooperation mit der Wuppertaler Galerie Parnass, wie die Recherche im Internetkatalog des Zentralarchivs des Internationalen Kunsthandels (ZADIK) ergibt. Das war bemerkenswert, denn die von 1949 bis 1965 bestehende Galerie Parnass war in den fünfziger Jahren eine der bedeutendsten Galerien im Nachkriegsdeutschland. Diese Galerie, zu der Ursula Rietschel offenbar in Kontakt stand, hatte die wichtigsten Künstler dieser Jahre im Programm. Ob Wols, Heinz Kreutz, Mies van der Rohe, Le Corbusier oder Emil Schumacher, hier war zu Gast, wer in diesen Jahren die Szene bestimmte. Die Kunst des Informel mit seinem Seitenstrang Tachismus wie auch die École de Paris gehörten zu den bevorzugten Kunstrichtungen der Galerie. In den sechziger Jahren setzte sich diese Reihe fort und verband sich mit Namen, wie Beuys, Nam June Paik, Gerhard Richter oder Bazon Brock. Kurzum: So eine Kooperation war außerordentlich und versorgte das Land von der Bundesrepublik aus mit aktueller Kunst. Das war bereits den

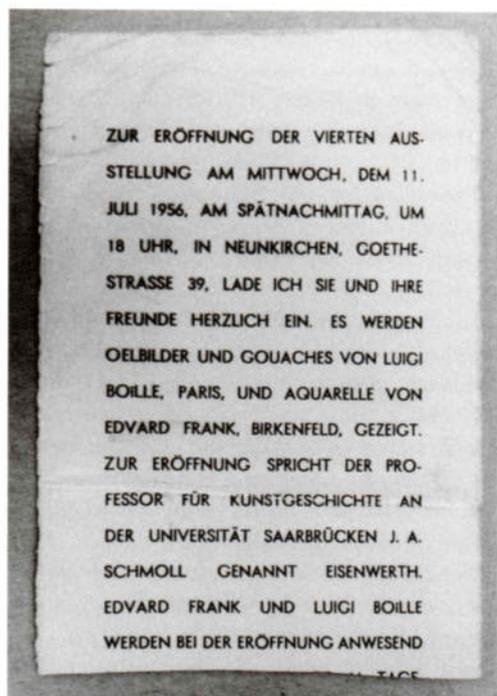
Zeitgenossen bewußt, wie sich in der Ankündigung in der *Saarbrücker Zeitung* von Wilhelm Weber am 8. Dezember 1955 aus Anlaß der zweiten Ausstellung in der Galerie Rietschel zeigte:

Viele Galerien und Museen (München, Ulm, Konstanz, Frankfurt, Hamburg, Bremen, Braunschweig, Athen, Sao Paulo u. a.) haben Kollektivausstellungen von Westpfabl durchgeführt. Mit der Ausstellung in Neunkirchen kommt Conrad Westpfabl zum ersten Male in das Saarland. [...] Daß eine solche Begegnung mit einem hochgeschätzten Künstler in einer saarländischen Industriestadt möglich ist, spricht – wie schon so mancher Vortrag von bedeutenden Künstlern und Kunstwissenschaftlern im Saarland – für ein positives Bemühen um kulturelle Werte innerhalb unseres Landes. Jeder aktive Beitrag verdient hier Anerkennung und ist von bleibendem Wert gegenüber einer konjunkturbedingten Unsachlichkeit.

Mit Edvard Frank, Sonderborg und dem Klee-Schüler Theo Kérg oder Willi Müller-Hufschmid, documenta-Teilnehmer des Jahres 1959, zeigte die Galerie Gespür für aktuelle Kunst und gab damit der Galerieszene dieser Jahre Profil. Dabei lobte man gerade in Verknüpfung der auch in diesen Jahren schon auf einen Kunstmarkt ausgerichteten Galeristenarbeit in der Bundesrepublik den antikommerziellen Charakter des Ausstellungsprogramms. Ihr Angebot schloß eine Lücke in einer Industriestadt, der es an Kunstorten mangelte: »Ihrer Initiative ist es zu verdanken, daß eine bedauerliche Lücke im kulturellen Leben der Stadt Neunkirchen, nämlich das Fehlen sowohl einer Galerie, als auch eines geeigneten Ausstellungsraumes, in etwa geschlossen wird«, schrieb Annemarie Buschmann in ihrer Rezension der fünften Ausstellung bei Rietschel mit Arbeiten von Carl Rabus und Theo Kérg in der *Saarbrücker Zeitung* vom 20. November 1956.

Diese Einschränkung in etwa, gilt nicht ihrem Bemühen und ebensowenig der Qualität der von ihr der saarländischen Öffentlichkeit zugänglich gemachten Arbeiten zeitgenössischer Künstler, sondern lediglich dem Umstand, daß der Besucherkreis in einer Privatwohnung notgedrungen kleiner sein muß als in einer Kunsthandlung oder einem öffentlichen Raum. Dagegen vermag aber Ursula Rietschel, unbeeinflusst von kommerziellen oder lokalpolitischen Rücksichten, ihre Wahl zu treffen ...«

Der Kunstverkauf gehört zwar dazu, ist aber nicht das Hauptmotiv für die Gründung



Einladungskarte der Zimmergalerie Ursula Rietschel, Neunkirchen. Abbildung: Nachlaß Edvard Frank, Landesarchiv Saarland

einer Galerie. Es ist »die Liebe zur Kunst«, wie es die Juristin Waltraud Kulas in der *Saarbrücker Zeitung* vom 23. August 1994 formulierte, nachdem sie die Galerie Fritzen in Saarlouis übernommen hatte, was jedoch »keine Suche nach einem neuen Job« bedeutete. Was bedeutet, daß mit dem Galeristenberuf keine wirtschaftliche Existenz möglich ist. Dementsprechend waren die meisten Galeristen oder eine Hälfte eines Galeristenpaares in einem anderen Beruf tätig, mit dessen Ertrag sie ihre Galeriearbeit stützten. Anderen ermöglichte das Einkommen des Partners, eine Galerie zu gründen, oder sie wandten sich im Rentenalter der Galeriearbeit zu bzw. nachdem ein erfolgreiches Berufsleben die Voraussetzung geschaffen hatte, nun das zu machen, was man immer schon wollte. Derlei Entscheidungen zeigen eins: Von der Galeriearbeit kann man nicht leben. Galerist ist man im Saarland meist im Nebenberuf. »Vermittlung von Kunst, in einer Atmosphäre, in der es nicht ums Verkaufen geht«, wollte Julius Schwarz gegenüber der *Saarbrücker Zeitung* in der Ausgabe vom 29. Juni 1995 seine Tätigkeit verstanden wissen. Schwarz eröffnete zusammen mit seiner Frau Angela LaVerde Mitte der neunziger Jahre

in St. Ingbert eine Galerie. Für Agi Wegener galt, wie sie der *Saarbrücker Zeitung* gegenüber 1994 sagte, daß sie als Galeristin »die Menschen zusammenführen [will], denen Kunst was zu sagen hat«. Wegener eröffnete in den neunziger Jahren in seinem Wohnhaus die Kleine Galerie am Hügel in Bliesmengen-Bolchen. Parallel zum Künstler, dem es genügt auszustellen, weil er sich beruflich anderweitig arrangiert hat, entwickelte sich ein Typus des Galeristen, dem es genügt, Kunst zu zeigen und damit fast ehrenamtlich seinen Beitrag zur Kunstszene Saar zu leisten.

Galerist als Nebenberuf

Die von Gisela Koch 1984 in Lebach gegründete Galeria, die verdienstvoll auf dem Gebiet der visuellen Poesie agierte, ist hier ebenso anzuführen wie die weitaus länger, von 1977 bis 1995 bestehende und auch kommerziell erfolgreiche Galerie Weinand-Bessoth in Saarbrücken. Sie bereicherte nicht nur die von der Konkreten Kunst dominierte Szene mit fantastischer, surrealistischer Malerei und als eine der ersten im Land auch mit den »Jungen Wilden«, sie bot auch einer jungen saarländischen Kunst der achtziger Jahre ein Forum. Bettina van Haaren, Volker Lehnert, Annelore Leiner, Horst Hübsch und viele andere Protagonisten hatten hier ihre ersten Ausstellungen. Damit übernahm die Galerie eine seit den Nachkriegsjahren unausgesprochene Verantwortung und stellte diejenigen aus, die weder in Museen noch in öffentlichen Galerien ihren Platz hatten. Das war eine Aufgabe, der sich in den neunziger und zweitausender Jahren, als die Hochschule der Bildenden Künste Saar neue Künstlergenerationen hervorbrachte, auch andere Galerien stellten wie die nur kurzzeitig bestehende Galerie wasserundbrotmaschine in der Dudweilerstraße in Saarbrücken, die Galerie 48 in St. Arnual oder die k4 Galerie, wobei letztgenannte durch Messeauftritte eigene, auch national bedeutsame Akzente zu setzen wußte.

Während die einen sich für die noch nicht etablierten Künstler einsetzten, vertraten andere Galerien Künstler, die, obwohl etabliert, nicht mehr ihren früheren Stellenwert besaßen. Namen wie Hans Dahlem, Otto Lackenmacher, Volkmar Gross oder Otto Rupp tauchen in den sechziger bis in die achtziger Jahre

in verschiedenen Galerien oft gleichzeitig und in Jahresabständen immer wieder auf. Das war für eine ältere Künstlergeneration die einzige Möglichkeit, in der Öffentlichkeit präsent zu sein, wenn auch um den Preis, durch ein Überangebot den eigenen Wert zu verringern. Für die einen war der Markt übersättigt, für die anderen noch keiner vorhanden.

Geschäftstüchtigkeit scheint für Künstler und Galeristen hierzulande verpönt, da eine solche Haltung beide in die Nähe von Kunsthändlern und Warenproduzenten rückt, was, obzwar eine Tatsache, wie ein Frevel scheint.

Jeder Generation ihr Forum

Die Kunstgalerie blieb bis gegen Ende der 1980er Jahre das Forum, auf dem sich jeweils eine neue Künstlergeneration vorstellte. Die Zimmergalerie Rietschel verschwand, auch die Galerie Reidhaar gab es nicht mehr. Seekatz, van Hees oder Herburger bestanden weiterhin, doch verloren sie an Bedeutung als Ausstellungsorte. Elitzer war in den sechziger Jahren eine Anlaufstelle für saarländische Künstler. Gegen Ende des Jahrzehnts entwickelte sich aus den Aktivitäten der neuen Gruppe Saar die Galerie St. Johann am St. Johanner Markt, die mit Ausstellungen, Aktionen und Publikationen die Arbeit eines Kunstvereins übernahm, wenn auch beschränkt auf das Feld der Konkreten Kunst. Da sich die Galerie als GmbH mit damals zwei Dutzend Gesellschaftern gegründet hatte, stand sie auch finanziell auf einem soliden Fundament, das nach vier Jahrzehnten jedoch abgeschmolzen ist. Am Ende war die Zahl der Gesellschafter auch aus Altersgründen dezimiert. Zudem beschloß deren künstlerischer Leiter seit Anbeginn, Jo Enzweiler, sich aus dem Geschäft aus Anlaß seines 80. Geburtstags in diesem Jahr zurückzuziehen. Nachfolger gibt es nicht, wie es bei der 1970 gegründeten Galerie Beck oder der 1982 gegründeten Galerie Neuheisel der Fall ist, woraus eine Perspektive mit neuen Themen entsteht, etwa Urban Art oder hyperreale Malerei bei Neuheisel.

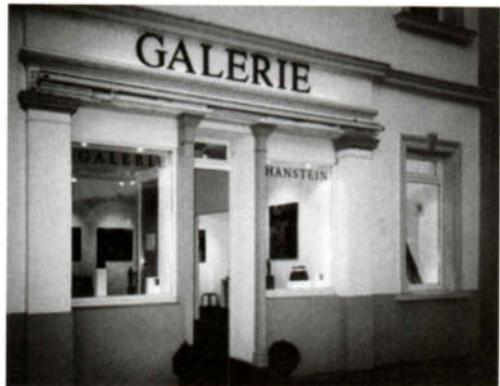
Als dritter Weg zwischen Galerie und Kunsthandlung kam die Produzenten- oder Künstlergalerie dazu, mit der sich Künstler selbst ein Forum verschafften. Dazu gehörte die Galerie h des Künstlers Hans Husel in der Karcherstraße wie auch die Galerie a. r. t von

Norbert Simon. Dazu zählt auch die Fotogalerie *objektiv*, die von der Fotografin Monika Zorn 1984 in einem Hinterhaus in der Rotenbergstraße eröffnet wurde. Zuletzt fanden sich Absolventinnen und Absolventen der Hochschule der Bildenden Künste Saar 1997 in der ProduzentInnengalerie o. T., dem zur selben Zeit für ein Jahr bestehenden *Kunstraum* in der Großherzog-Friedrich-Straße oder dem in jüngerer Zeit gegründeten Einheit Eins am gleichen Ort, der jedoch im Jahr 2012 aufgegeben wurde. Es blieben Zwischenspiele, die auf Dauer nicht zu finanzieren waren und einen Anteil der Zeit für die eigene künstlerische Arbeit beanspruchten.

Der öffentliche Sektor der Museen und Kunstgalerien der Landkreise wurde seit den achtziger Jahren verstärkt ausgebaut. Bistros, Cafés, Foyers von Banken und Energieversorgern zogen nach, so daß das Angebot unüberschaubar schien. Die Galerie als Notbehelf in Zeiten der Raumnot war nun endgültig um ihre Aufgabe gebracht.

Als Forum für die Studierenden und Absolventen der Kunsthochschule übernahm sie eine neue Aufgabe. Die 1993 gegründete Galerie 48 in St. Arnual nahm sich dieser Klientel an und konnte mit den aus dem Saarland kommenden und national reüssierenden Malern Max Neumann und Galli zudem mit bekannten Namen aufwarten. Auch diese Galerie gibt es nicht mehr. Im Umfeld der Kunsthochschule konnte sich die 2002 gegründete k4 Galerie etablieren und darüber hinaus mit Schwerpunkten wie der Fotografie mit der camera obscura oder junger Malerei

Galerie Marlies Hanstein, die von 1991 bis 2012 bestand. Die Aufnahme zeigt den Standort Bismarckstraße 6, an dem die Galerie seit 1999 ihren Sitz hatte.



aus Berlin Profil gewinnen. Doch derzeit liegt deren Arbeit brach. Die 2006 gegründete Galerie Besch stand dem mit einem anspruchsvollen Programm aus regionalen und internationalen Kräften nicht nach, verlegte sich aber nach Aufgabe der Galerieräume im Jahr 2012 auf das Ausstellungsmachen an wechselnden Orten.

Kein Markt. Nirgends?

Kunst zeigen ist gleich Kunst verkaufen, diese Gleichung der Nachkriegsjahre gilt heute nicht mehr. Die Raumnot ist dank Museen und öffentlichen Galerien behoben. Die Galerien haben ihre Vermittlerposition für eine junge Generation eingebüßt. Sie organisiert sich in Kunsträumen und Atelieregemeinschaften selbst, in die sie zu Aktionen, Performances und Ausstellungen einlädt.

Das Saarländische Künstlerhaus und das KuBa – Kulturzentrum am EuroBahnhof sind weitere Orte, die Künstler ein Forum bieten, um sich vorzustellen. Dazu kommt die in den fünfziger Jahren begründete Förderpolitik des Landes, die beim Künstler, nicht bei dem ihm ausstellenden Galeristen Kunst erwirbt. Es rechnet sich nicht, daß ein Galerist unter den gegebenen Bedingungen Künstler aus dem Saarland ausstellt.

Heute wird an die Galerien im Land ein anderer Anspruch herangetragen. Sie sollen die hiesigen Künstler über das Saarland hinaus bekannt machen. Der Galerist wird zum Agenten, der sein Geschäft auf Kunstmessen machen muß. Den meisten fehlt jedoch das

Geld, um einen Messeauftritt zu bestreiten. Dort regelt eine Jury den Zugang, der sich nach Angebot und Nachfrage richtet. Wer dabei sein will, muß Künstler vertreten, die einen nationalen, wenn nicht internationalen Marktwert haben. Dazu zählen die saarländischen Künstler nicht. Das gilt auch umgekehrt. Wer als Galerist im Land für sein Unternehmen eine Perspektive entwickeln will, darf nicht dem Irrglauben folgen, daß der günstige Preis eines jungen Malers den Verkauf garantiert. »Keine Experimente mit unbekanntem Newcomern«, hatte sich daher die Saarbrücker Galerie Lahcen & Rabe bei ihrer Gründung im Jahr 1994 als Maxime aufgestellt. Auch diese Galerie besteht nicht mehr. Die beiden Galeristen sind nach Köln verzogen und führen dort ein Büro für Kunsthandel. Auch der Galerienmarkt wird durch Angebot und Nachfrage bestimmt. Und nachgefragt wird, was bekannt ist.

Es sind die Namen aus der nationalen wie internationalen Szene. Das gilt im Kleinen für das Saarland, wo bekannte Namen der vergangenen Jahrzehnte, sei es Clüßerath, Holweck oder Edvard Frank nachgefragt sind – solange es für sie noch eine Käufergeneration gibt.

Kunsthandlung und Galerie, die seit den Nachkriegsjahren so strikt getrennt und als Antipoden betrachtet wurden, müssen zueinander finden. Die Liebe zur Kunst allein macht nicht satt. Nicht den Künstler und nicht den Galeristen.



Aktuelle Aufnahme Galerie Seekatz, die 2014 schloß und seit 1911 bestand



Über »Frauenzimmer« und Lieblingsautoren

Vier Jahrzehnte »der buchladen« im Nauwieser Viertel

Die Letzten ihrer Art titelte das Magazin *Viertelvor* über die buchladen-Buchhändler aus dem Nauwieser Viertel in Saarbrücken. Sie führen die Buchhandlung als Kollektiv und das seit einundvierzig Jahren. Über die Anfänge des buchladen und wie sich der Buchhandel in den letzten Jahren verändert hat, sprachen die *Saarbrücker Hefte* mit drei von Fünfen des Kollektivs: Anette Mantwill, Frank Peters und Paul Philippi.

Beginnen wir mit der Frage, warum es eines Tages die Veränderung gab weg vom »Politischen Buchladen« hin zum »buchladen«?

Anette: Der Anlaß war der Umzug von der Dudweiler Straße in die Johannisstraße. Damals ist das Politische weggefallen. Dann hieß es nur noch »Der Buchladen«. Vorher gab es eher ökonomiekritische und philosophische Literatur und fast gar keine Belletristik. Als ich anfang, das war 1979, da gab es schon Belletristik.

Wie kamen Sie zum buchladen?

Frank: Wir sind alle ausgebildete Buchhändlerinnen und Buchhändler und waren alle auf der Frankfurter Buchhändlerschule, so weit so klassisch. Den Anfang hat die VWL-Basisgruppe der Uni gemacht.

Paul: Also ich stamme aus dem Umland. Und Saarbrücken war für mich eine Anlaufstelle, weil ich mein Studium geschmissen und eine Umschulung gemacht habe. Und da stand mir der Buchladen am nächsten von den Buchhandlungen, die hier zur Verfügung gestanden hätten, und ich habe nachgefragt und – es war für mich ein Vorstellungsgespräch vor »Fremden«, die ich nicht kannte.

Warum der Name »buchladen«, wo kommt er her?

Frank: Ich vermute mal, der stammt aus der Zeit, als Regisseure Filmemacher hießen und Liedermacher Liedermacher. Zu der Zeit gab es ja auch den Fahrradladen oder Kinderladen.

Das war damals diese Vermeidung von Vorgegebenem, von Zwängen und Definitionen.

Seit wann gibt es den »buchladen« in der Försterstraße?

Anette: Seit 1982.

War mit dem Umzug in die Försterstraße eine Vergrößerung verbunden?

Anette: Nein, es war eher eine Verkleinerung. Der Raum in der Johannisstraße war viel größer. Wir konnten dort nicht bleiben, weil der Vermieter unseren Mietvertrag nicht verlängern wollte. Wir wollten auf jeden Fall im Viertel bleiben. Es war damals noch viel mehr Studentenviertel als es das heute ist. Mit vielen Läden und Geschäften und Projekten.

Ist der Standort heute auch noch sinnvoll?

Frank: Würde ich so sehen. Ich wüßte in Saarbrücken aber auch nicht, wohin sonst. Es hat zwar nicht in erster Linie damit zu tun, aber es muß auch bezahlbar sein. Und was die Strukturen und die Atmosphäre angeht, finde ich es immer noch sehr gemischt und sehr angenehm im Viertel.

Wann kam das Antiquariat zum »buchladen« dazu?

Anette: 1984 haben wir dafür einen extra Laden aufgemacht.

Kommen eher Stammkunden in den »buchladen« oder gibt es Laufkundschaft?

Frank: Die meisten sind Stammkunden. Viele, die mit uns älter geworden sind, aber es ist erstaunlich, daß auch Jüngere immer wieder ihren Weg her finden. Klar ist, hier im Nauwieser Viertel findet Laufkundschaft kaum statt. Aber trotzdem ist es immer wieder erstaunlich, daß man fremde oder neue Gesichter bei uns sieht.

Anette: Ich habe beobachtet, daß viele Studenten oder Studentinnen hierherkommen, meist ein paar Jahre, kaufen hier ihre Bücher

und dann sind sie fertig mit dem Studium und kriegen irgendwo einen Job und sind aus dem Saarland weg. Und dann sind sie auch für uns weg.

Frank: Was auch auf bestimmt mehr als eine Handvoll von Kunden zutrifft, ist, daß sie die Kindergeneration der älteren Kunden sind. Die Eltern sind schon mit dem Buchladen verbunden gewesen. Und die Kinder sind dem Saarland anscheinend auch noch treu.

Anette: Ein gewisser kleiner Prozentsatz findet auch übers Internet zu uns.

Eine Buchhandlung ist immer auch ein Spiegel von der Auffassung bzw. vom Geschmack des Besitzers. Bei Ihnen ist es ein Kollektiv. Wie entsteht denn praktisch bei vier oder fünf Personen ein Gesicht?

Paul: Zum Beispiel durch den Prozeß mit den Vertretermappen. Da kommen die Vorschauen von Verlagen, die gucken wir zu fünf durch, jeder trifft dann für sich eine Auswahl und setzt sein durch Farben gekennzeichnetes Namenskürzel drunter. Sollte ich als dritter reinschauen, sehe ich: Der Frank will zwei Bücher von dem und ich mache vielleicht ein Fragezeichen dran oder unterstreiche das oder schreibe bei einem anderen Buch meine Zahl daneben, an Bücher, die bisher noch keiner bestellenswert gefunden hat. Diskussionen sind eher selten. Es kommt schon mal vor, daß ich etwas auspacke und dann drei Bücher von einem Titel sehe, von dem ich denke, wer hat denn den bestellt. Das kann passieren.

Aber das Nicht-Verkaufen gibt es doch auch, denn ich habe zum Beispiel gelesen, daß im Buchladen eine Zeitlang Henry Miller nicht verkauft wurde oder Jean Genet. Miller oder Genet sind Literatur und keine Pornographie. Wie kam es dazu?

Frank: Das hat damit zu tun, daß der Buchladen lange Jahre auch als eine Art Frauenbuchladen funktioniert hat.

Anette: Wir hatten hier ein »Frauenzimmer«.

Frank: Ich weiß noch selber aus WGs, wo man auch aufpassen mußte, was man gelesen hat und was nicht. Das hat sich dann auch hier niedergeschlagen.

Ist das eher eine Ausnahme gewesen, daß jemand gesagt hat, dieses Buch muß nicht sein, oder kam so etwas häufiger vor?

Frank: Es gibt auch Bücher, die könnten hier liegen, die müssen aber nicht hier liegen.

Das ist also eine Grauzone. Es ist nicht im Sinne von Zensur, sondern eher so, daß wenn jemand Charles Dickens will, wir dann immer sagen, wir führen keine Klassiker. Warum führen wir keine Klassiker? Wir widmen uns moderner Literatur. Und dann kommen der Hanser-Verlag und andere auf die Idee mit den Neuübersetzungen. Auf diese Art bringen sie diese Literatur wieder in die Buchhandlungen. Und plötzlich haben wir Stevenson, Mark Twain.

Paul: Und dann sagt vielleicht einer doch ein bißchen knauserig: Ich dachte, wir bestellen keine Klassiker. Aber das ist schnell wieder vom Tisch.

Viele Buchhandlungen nehmen das Internet als Bedrohung wahr. Ist das Internet auch für Sie ein Gegner?

Frank: Konkurrenz ja. Am ehesten würde ich es noch beim E-Book und E-Book-Reader so sehen.

Paul: Bestimmt hätte man mehr Kundenschaft, wenn weniger im Internet bestellt würde.

Frank: Ich meine, wir freuen uns schon über das, was kürzlich zu lesen und sehen war, denn die Buchhändler stecken hinter dem Streik, den es gab. Und dann kriegen manche Internetanbieter ein schlechtes Image, was wir tatsächlich merken. Auch anhand der Vorbestellungen.

Gab es Eurerseits denn konzeptionelle Veränderungen als Reaktion auf die Konkurrenz zum Internet?

Frank: Wir haben Werbung gemacht mit Fensterpostkarten. Sinngemäß hieß es »ein Buch kommt über Nacht«, um zu kommunizieren, daß es ziemlich normal und auch bei uns möglich ist, daß man heute ein Buch bestellt und es morgen auch da ist.

Also ich würde sogar noch ein Stück in unserer Geschichte zurückgehen, weil die Anette eine der ersten war, die sich mit diesem Medium befaßt hat, so daß wir als Buchhandlung sehr früh eine eigene Homepage hatten und diese auch immer gepflegt haben. Das gehört schon mit zu unserem Selbstverständnis, daß wir uns auch im Internet präsentieren.

Sie haben vorhin das Frauenzimmer erwähnt. Wie ist das denn heute mit der Frauenabteilung? Kann man eigentlich sagen, daß Frauen anders lesen als Männer?

Anette: Frauen lesen auf jeden Fall viel mehr. Ob sie auch anders lesen?

Paul: Also zum Teil ist das ein Vorurteil. Ich habe schon oft erlebt, wenn ich ein Buch gelesen habe, was mir gut gefallen hat, daß ich es innerlich so ein bißchen als Männerbuch etikettiert habe. Und dann kommen Frauen hierher und sagen, tolles Buch, hat mir gut gefallen. Da ist es mir schon ein paarmal so gegangen.

Sie hatten eine lesbische Abteilung, aber nichts über Männerhomosexualität.

Frank: Das erkläre ich jetzt gern historisch, weil mich das auch irritiert hat, als ich hierher kam, und das auch von anderen Buchhandlungen anders kannte. Da ist gesagt worden, – das war auch die ganze Erklärung – daß lesbisch hier stattfindet, und schwul gibt es auf der Berliner Promenade bei Hasso Müller-Kittkau.

Anette: Zu uns kamen die Frauen. Und mit dem Frauenzimmer war es so: Als die Frauenbibliothek aufgemacht hat, war das zu Ende. Wer Theorie lesen will, informiert sich dort.

Glauben Sie, daß es eine Hemmschwelle gibt, eine Buchhandlung zu betreten? Im Gegensatz etwa zu einer großen Kette, die auf das Konzept des unpersonlichen Konsums mit niedriger Hemmschwelle setzt?

Frank: Ja, die existiert. Ich kenne sie von mir selber noch, als ich hier zum ersten Mal hereinkam: Das ist irgendwie ein komischer Laden, habe ich mir gedacht. Da muß man Stufen hochgehen und dann gehörte es früher dazu, daß die Leute, die so einen Laden machten auch von dieser Überlegenheit gelebt haben, von diesem intellektuellen Gehabe.

Ich kenne Freunde von mir, die sind früher in den Buchladen gegangen, um sich schlecht behandeln zu lassen. Die sind aus

Bexbach einmal die Woche nach Saarbrücken gefahren und haben es dann gewagt, nur einen kleinen Aufkleber gegen Atomkraft zu kaufen, sind rausgegangen und haben sich super gefühlt. Bücher verkaufen war keine Dienstleistung, es war eigentlich umgekehrt: Der König war der, der in dem Laden stand und nicht der, der hereinkam. Das hat sich im Lauf der Jahre gebessert. Aber es gibt, glaube ich, für manche Leute immer noch eine Hemmschwelle, in eine Buchhandlung zu gehen.

Paul: Sobald das Wetter es zuläßt, lassen wir auch die Tür auf. So blöd das klingt, aber diese Hemmschwelle, das sind nicht nur die Stufen. Es ist die Tür. Und wir haben nun mal die unglückliche Situation: Unsere Kasse ist dort ganz in der Ecke. Das heißt, man kommt rein und muß erst mal gucken: Wo ist denn hier jemand.

Was wäre denn, wenn irgendjemand käme und sagte: Ich hätte gern Winnetou 1 von Karl May? Den würde ich ja bei Ihnen nicht finden.

Frank: Vielleicht im Antiquariat. Ich würde dann erst mal mit ihm ins Antiquariat gehen. Vielleicht steht er da.

Paul: Die Antwort ist immer: morgen früh! Es ist ja nun mal das Positive, daß der Buchhandel es schafft, bis zum nächsten Morgen die Bücher in der Regel da zu haben.

Frank: Wir haben vor einigen Jahren, als wir ein Fest hatten hier im Hof, ein Quiz gemacht und da



war eine Frage: Wie viele Biographien von Dieter Bohlen haben wir verkauft? Und tatsächlich war es so: Nicht ein Buch! Darüber haben wir uns auch gefreut.

Paul: Da hat sich auch keiner getraut.

Frank: Das meist geklaute Buch bei uns ist das Jahrbuch der Erotik, das wir immer noch führen. Wer aus der Viertel-Szene kommt, der bestellt bei uns auch keinen Ratgeber zum Thema »Wie trenne ich mich richtig«, weil das hier zu eng ist, zu intim. Wer weiß, ob das nicht abends im Bingert an der Theke verhandelt wird.

Eben sind die E-Books schon einmal genannt worden. Bei Ihnen steht kein E-Book zum Verkauf. War das eine bewußte Entscheidung?

Anette: Dazu muß man sagen, daß der E-Book-Reader-Markt so groß ist, daß es mittlerweile über 200 verschiedene Modelle gibt. Und die, die wir anbieten könnten, wären drei oder vier verschiedene. Ich würde mir zutrauen, jemanden, der mich fragt, zu beraten, aber die anzubieten, hier liegen zu haben, sehe ich nicht als unsere Aufgabe. Was wir auf jeden Fall machen können, ist, wenn jemand ein E-Book will, das zu bestellen. Dieses körperlose Übergeben eines Codes, um das E-Book zu downloaden und zu lesen. Das machen wir, sowohl hier im Laden als auch über unsere Website. Aber das mit den Readern, das muß jeder selbst entscheiden, auf welches Modell er sich festlegt.

Sie machen zu Weihnachten eine Broschüre mit Kritiken. Würden Sie uns Ihre Lieblingsautoren oder -bücher nennen?

Paul: Die drei Bücher, die man auf die Insel mitnehmen darf, das ist schwierig. Mit dieser Frage piesacken wir unsere Kunden immer. Wir machen dann Fotos von ihnen mit ihrem vermeintlichen Lieblingsbuch. Wenn ich die Vorschauen lese und sehe, es gibt einen neuen Roman von Houellebecq, dann sage

ich zum Frank, ach, es kommt ein neuer Houellebecq.

Frank: Ich lese ganz gern die Franzosen und den Houellebecq lese ich in der Tat sehr gern. Ich lese aber auch gerne die moderne deutsche Klassik wie Frisch und so.

Paul: Ich lese lieber die Amerikaner, Engländer, auch Italiener oder Spanier. Jeder hat so ein bißchen seine Schwerpunkte, ich lese auch Jugendbücher. Von daher haben wir hier ein breites Spektrum, das wir vertreten.

Frank: Wir haben Kunden, die haben verschiedene Ansprechpartner. Deshalb arbeiten wir mit Empfehlungszetteln, die wir dann in die Bücher rein stecken. Jeder hat seine Farbe und so kann man nachvollziehen, von wem die Empfehlung stammt.

Paul: Wenn ich einen Kunden frage: Was hat Ihnen denn gut gefallen? Und er nennt mir drei Bücher, von denen ich weiß, die haben zum Beispiel der Anette gut gefallen, da wäre ich blöd, wenn ich ihm jetzt meine Lieblinge



hinlege. Sondern da gucke ich natürlich, was hat denn Anette noch gut gefallen. Damit sind wir bisher gut gefahren.

Frank: Wir hatten eine Diskussion darüber, ob wir Bücher von Steven King ins Programm nehmen. Paul fand ihn gut und das war letztlich entscheidend. Ich habe ihn ausgepackt und in dem Moment kam eine Frau in den Laden und sagte: Ich suche irgend etwas Dickes, Schmökermäßiges, das spannend ist. Und da habe ich gesagt, Steven King ist gerade reingekommen. Und die Kundin sagte, den nehme ich.

Nochmal zu der Frage, wie im Kollektiv Entscheidungen gefällt werden: Gibt es die Sitzungen immer noch regelmäßig?

Anette: Wir versuchen es schon monatlich, auf jeden Fall.

Und sind alle gleichberechtigt?

Paul: Es ist eigentlich selten, ganz selten, daß abgestimmt wird. In der Diskussion ergibt sich ein Bild. Und wenn ich halt merke, da stehe ich jetzt allein auf einsamer Flur, dann sage ich halt, daß ich damit leben kann. Ein Veto gibt es nicht.

Anette: Also wir hatten mal den Fall, da ging es um einen möglichen Umzug des Ladens. Da waren zwei oder drei dafür und zwei aber dagegen und einer vehement. Das mußte gar nicht vehement sein, dann war das klar.

Sind wichtige Entscheidungen einstimmig zu treffen?

Anette: Bei wichtigen schon. Sonst sind wir gelassener geworden. Also bei der Auswahl des Geschenkpapiers, da können zwei sagen, daß eine bestimmte Sorte bestellt wird und die drei andern denken, 'Oh nein!' Aber trotzdem wird es dann akzeptiert.

Frank: Aber das ist ein Lernprozeß gewesen, daß man nicht zu fünft über die Farbe des Teppichbodens entscheiden kann. Dann sagt man eben: Kümmert ihr zwei euch drum. Wir haben Toleranz gelernt.

Die Rechtsform GmbH gibt doch auch Regeln vor. Sind die Entscheidungsregeln schriftlich niedergelegt worden?

Frank: Du kannst natürlich gerne erzählen, wie ihr Geschäftsführer geworden seid.

Anette: 1982 war das, als der *buchladen* umgewandelt wurde von einer Gesellschaft

bürgerlichen Rechts in eine GmbH. Und da wurden die Geschäftsführer durch Los bestimmt, und durch Los wurden das die zwei damaligen Auszubildenden – Marika und ich – zwei Frauen. Da haben alle geschluckt.

Es war ein Gottesurteil!

Anette: Das hätte man auch wieder ändern können. Für das Kollektiv gibt es kein schriftliches Regelwerk. Kollektiv heißt, gleiches Entscheidungsrecht für alle. Was sich aber im Bezug auf das Kollektiv über die Jahre oder Jahrzehnte geändert hat, ist, daß früher alle alles gemacht haben, und wir heute durch Aufgabenteilung durchaus effektiver arbeiten können. Nach Kenntnis und Neigung wird das aufgeteilt.

Frank: Also ich denke, das hat schon viel damit zu tun, daß alles anspruchsvoller und komplexer geworden ist. Diffus sind wir immer der Meinung: Es ist wirklich mehr Arbeit geworden! Daß alle alles machen, das geht nicht mehr.

Für die Saarbrücker Hefte: Georg Bense und Herbert Temmes.



Ex-Ambassade: Die Botschaft Frankreichs an der Saar

Von Eva Mendgen

»Ich komme von der Grenze«, sagt die Verkäuferin in Saarbrücken zu den Studenten aus Nancy, die staunen, wie mühelos diese zwischen dem Deutschen und dem Französischen jongliert, eine souveräne Herrscherin über »Amerikaner«, Streuselteilchen, Brezeln, Flitt (Baguette), »Kolonialwaren«, Vergangenheit mundgerecht, Spezialitäten, die man so in Nancy nicht kennt. Von dort aus gesehen ist die Ostgrenze Frankreichs gefühlsmäßig weiter entfernt als Berlin, das unter jungen Franzosen heute Kultstatus genießt. Die zahlreichen historischen Beziehungen zwischen den beiden, eine gute Autostunde voneinander entfernten Herzogs-, Industrie- und Universitätsstädten sind heute weitgehend vergessen. Dazu gehört auch – und vielleicht vor allem – jene ominöse »französische Zeit« zwischen 1945 und 1955, in der das Saarland sich zwischen seinen größeren Nachbarn besonders stark hin- und hergerissen zeigte. Eine Art Niemandsland, dort, wo sich der Westen Deutschlands mit dem Osten Frankreichs überlagert ...

Wie stellt man es also an, Studenten in diesen toten Winkel zwischen den Ländern zu locken?

Junge Franzosen zieht es nicht zwangsläufig in unsere Region, die meisten haben lediglich klischeehafte Vorstellungen davon, was sie hier erwartet, wenn überhaupt. Genau deshalb bemühe ich mich seit einigen Jahren in meiner Funktion als Dozentin der Architekturhochschule in Nancy darum, Fahrten nach Saarbrücken in den Studienalltag zu integrieren. Argumente waren die (Grenz-) Nähe, aber auch gerade das Angebot einer Fahrt ins Unbekannte. 2011 reisten erste Studentengruppen nach Saarbrücken, bis sich 2013 im Rahmen des deutsch-französischen Freundschaftsjahres (50 Jahre Elyséevertrag) die Besuche häuften, dazu kamen Studierende der Germanistik der Université de Lorraine, alle zusammen angehende Architekten und Denkmalpfleger, Lehrer, Übersetzer und Tou-

ristiker. Ebenso übereinstimmend wie überraschend war die spontane Zuneigung zu Saarbrücken, »kosmopolitisch« sei es, wohltuend ungeordnet (im Gegensatz zu Nancy), so ganz anders als Frankreich, das viele als zunehmend »steril« empfinden, Eindrücke, zu denen die, so natürlich nicht geplanten, Erlebnisse in der Bäckerei, Besuche im Döner-Laden, die »typisch deutsche« Curry-Wurst am Kiosk, aber auch die lothringische Casse croute aus dem saarländischen Restaurant am Schloß das ihre beigetragen haben.

Höhepunkt der gemeinsamen Mission diplomatique war jeweils der Besuch der ehemaligen Botschaft Frankreichs, die seinerzeit im Auftrag des französischen Außenministeriums in Saarbrücken errichtet worden ist. Ihr erster Bewohner war Gilbert Grandval (1904–1981), zunächst Militärgouverneur, dann Hoher Kommissar und schließlich Botschafter Frankreichs an der Saar von 1952 bis zum Saar-Referendum 1955. 1951 begannen die Planungen für den Neubau der diplomatischen Vertretung an der Saaruferstraße durch den französischen Architekten und Stadtplaner Georges-Henri Pingusson (1894–1978), 1952 bis 1954 erfolgte die Umsetzung auf dem Bauplatz zwischen Roon-, Kepler-, Hohenzollern- und Saaruferstraße. Zu dem langgestreckten, parallel zur Saar gelegenen Gebäudekomplex gehören das markante, von der Autobahn aus gut sichtbare, siebenstöckige Bürogebäude, eine schmale, vertikale Scheibe, fast hundert Meter lang und lediglich acht Meter breit. Daran schließen sich drei weitere, unterschiedlich hohe, horizontale Kuben an: Arbeits- und Repräsentationsräume des Botschafters mit dem großartigen Empfangsbereich und dem sorgfältig über dem Ehrenhof (Cour d'honneur) inszenierten Haupteingang, ein Service-trakt mit Großküche und u. a. die Privat- und Diensträume des Botschafters. Vertikale und horizontale Ebenen, Innen- und Außenraum durchdringen sich, die Übergänge sind fließend, die Aufteilungen auf Wunsch variabel,

wie das Beispiel der Empfangssäle zeigt. Hier erlauben die ungewöhnlich hohen, eleganten Falttüren bei Bedarf die komplette Öffnung in die Eingangshalle.

Pingusson unterhielt eine Bürogemeinschaft mit den Architekten Hans Bert Baur und Bernhard Schultheis aus Saarbrücken. Und auch bei der Ausstattung, die einer ebenso strengen Choreografie unterliegt wie die Abfolge der Gebäudeteile und der Räume, arbeiteten Franzosen und Deutsche Hand in Hand (u.a. Jacques Dumond, René Fumeron, Georges-Lévy Mazeaud, Boris Kleint, Otto Lackenmacher). Beschäftigt waren hier einige der besten Vertreter der modernen Kunst und des Designs, darunter ehemalige Mitglieder der Résistance wie Pingusson und Kunstschaffende, die als „entartet“ verfolgt worden waren. Auch wenn heute vieles nicht mehr erhalten ist, so vermitteln die kostbaren Edelholzvertäfelungen, die handgefertigten Luxusmöbel von Raphaël Raffel im ehemaligen Arbeitszimmer des Botschafters bis hin zu den 75m² großen, in Frankreich maßgefertigten Tapissereien von François Arnal in der Empfangshalle noch einen Eindruck von der ursprünglichen Pracht. Leicht übersehen werden hingegen die auf den ersten Blick weniger spektakulären, aber gleichwohl nicht weniger durchdachten Details, zu denen Lampen, Türgriffe, Treppengeländer und vieles andere mehr gehören.

Nach 1945 wurden die Karten noch einmal neu gemischt. In Frankreich formierte sich diese Elite der Künstler und Architekten, die auch in Saarbrücken ihre Spuren hinterlassen haben, in der Union des Artistes Modernes (UAM). Federführend dabei waren René Herbst und Gabriel Guevrekian, die in Zusammenhang mit der Gründung der Saarbrücker École des Arts et Metiers 1946 eine wichtige Rolle spielten, aber auch Pingusson, Le Corbusier und Jean Prouvé.

War noch 1946/47 »wenig Erfreuliches über das Kunstleben an der Saar zu sagen«, so hatte das Saarland seine Aufgaben als »Grenzgebiet« in der »Begegnung deutschen und französischen Wesens« wenige Jahre später erkannt.¹

Erinnert die »offene Planung« der Botschaft an Walter Gropius' Bauhaus-Gebäude in Weimar und sein Projekt für eine Internationale Philosophische Akademie,² so steht die Aus-



Ehrenhof mit Haupteingang der ehemaligen französischen Botschaft (seit der Fertigstellung der Autobahn und der Nutzung als Kultusministerium Verlust dieser Funktion)

stattung ganz in der Tradition französischen Designs und des Luxushandwerks. Auch wenn das Gebäude heute wie ein Solitär wirkt, so war es ursprünglich Teil einer größeren städtebaulichen Planung, die so nicht verwirklicht worden ist.

Pingusson war offiziell von Oktober 1945 bis zum Ende des Jahres 1952 von französischer Seite für den Wiederaufbau Saarbrückens zuständig. 1947 erschien die Studie *La Sarre – Urbanisme / Die Saar – Städtebau* in Saarbrücken in je einer deutschen und einer französischen Ausgabe und einer Auflage von 1200 Stück. Der Militärgouverneur Grandval forderte im Vorwort seine Stadtplaner Marcel Roux, Georges-Henri Pingusson, André Sive, Edouard Menkès und Pierre Lefèvre auf, zu erklären, »was Sie geschafft haben und was Sie in reinsten Überlieferung französischen Schöpfergeistes zu verwirklichen gedenken« (»que vous avez fait, ce que vous comptez faire dans la plus pure Tradition du génie du créateur et réalisateur français«). Auf genau 100 Seiten präsentierten die Urbanisten, die bis 1947 Mitglieder der französischen Militärregierung waren, ihre Pläne der Öffentlichkeit, ebenso knapp wie klar. Eine besondere Rolle spielten hier die Leitlinien der Charta d'Athènes (Charta von Athen) zu Fragen der Architektur und des Städtebaus, die Le Corbusier 1941/42, »mitten in den dunklen Jahren«, erstmals veröffentlicht hatte. Ausgearbeitet worden waren

sie schon 1933 während des vierten Congrès International d'Architecture Moderne (CIAM), dem *Internationalen Kongress für Neues Bauen und die Formung der heutigen Architektur*, und zwar von Vertretern unterschiedlicher künstlerischer und wissenschaftlicher Disziplinen.

Pingusson, der auch am CIAM teilgenommen hatte, sah im Wiederaufbau nach 1945 die erste Gelegenheit, die Richtlinien der Charte d'Athènes anzuwenden. Dem modernen Städtebau, der es versteht, das Zusammenleben neu und zeitgemäß anhand der Bedürfnisse der Menschen zu definieren, Quellen des Glücks und des Wohlstands selbst in einer Ruinenlandschaft zu erkennen, wies er dabei eine Schlüsselrolle zu.³ Die Section Urbanisme et Reconstruction der Militärregierung, der Pingusson angehörte, hatte sogar die Denkmalpflege mit dem Architecte-en-chef des monuments historiques Robert Renard in den Wiederaufbau mit eingebunden, der den willkürlichen Abbruch jener Ruinen untersagte, die erhaltenswert zu sein schienen. »Diese Aktion war höchst verdienstvoll«, schreibt Dieter Heinz, »denn die Stadtverwaltung Saarbrücken war im Zuge der Trümmerräumung bald dazu übergegangen, Räumkommandos auszusenden, die rigoros alles, was an ausgebrannten Gebäuden im Wege stand, mochte es sich auch um noch so schöne Fassade handeln, einfach umwarfen ...«⁴

Daß Pingussons Pläne sich nicht durchsetzen konnten, lag vielleicht gar nicht so sehr an ihrer vermeintlichen Radikalität (radikal war die Kriegszerstörung der Stadt). Einer der Gründe für ihr Scheitern könnte auch im Vorwurf der »pénétration culturelle« zu suchen sein, der diese in vielen Teilen sinnvolle Planung bis heute unerschwinglich zu begleiten scheint. Wie anders läßt es sich erklären, daß sie bis heute eine Art Tabu bei städtebaulichen Diskussionen darstellt?

Die Jahre zwischen der Ernennung Grandvals zum Botschafter 1952 und dem Saar-Referendum 1955 waren nicht nur für das Schicksal des Saarlandes, sondern auch für die Stadtgestaltung Saarbrückens entscheidend. 1952 forderte der italienische Ministerpräsident Alcide de Gasperi Frankreich und Deutschland auf, »sich befristet über die Europäisierung der Saar zu einigen. Wenn dies geschehen sei, WÜRDE SAARBRÜCKEN, GEMÄSS DEM

VORSCHLAG DES FRANZÖSISCHEN AUSSENMINISTERS ROBERT SCHUMAN VOM 23.07.52, ENDGÜLTIGER SITZ DER SCHUMANPLAN-BEHÖRDE WERDEN.« 1953 liest man in der Broschüre *Montan-Hauptstadt Saarbrücken/Sarrebruck, Capitale du Pool [sic!] Charbon-Acier*: »Die Saar ist zu einem europäischen Treffpunkt geworden und weiß dies als eine Auszeichnung, aber auch als eine ermutigende Bestätigung des von ihr beschrittenen neuen Weges zu werten.« 1954, das Jahr, in dem Grandval seine neue Residenz bezog, kam es schließlich zu einer Ausschreibung des Wettbewerbs *Montanunionstadt Saarbrücken*.⁵

Die europäische Politik, vor allem aber Frankreich, knüpfte große Hoffnungen an diesen »neuen Weg«. In der »französischen Zeit« gaben sich Größen aus der Welt der Kunst an der Saar ein Stelldichein, war die kulturelle Infrastruktur u. a. mit der Einrichtung einer École des Arts et Metiers, der Universität und einer (zweisprachigen) Faculté des Lettres auf- und ausgebaut worden, dazu gehörte auch die Einrichtung der Kunstgeschichte. Aber schon am 23. Oktober 1955 sprachen sich die Saarländer unerwartet mit 67,7 Prozent der Stimmen gegen das europäische Saarstatut und für die Eingliederung in die BRD aus. Frankreich zog die Konsequenzen und richtete in Bonn seine erste Botschaft im Nachkriegsdeutschland ein. Bis dahin hatte es dort lediglich eine Delegation gegeben. Am 5. Juli 1959 wurde die Zoll- und Währungsunion mit Frankreich beendet und die Wiedereingliederung des Saarlandes in die Bundesrepublik Deutschland vollzogen.

Mit Aufheben der Autonomie hatte die Botschaft an der Saar – auch sinnbildlich – ihre politische Funktion verloren. Zur Stimmungslage schrieb der deutsch-französische Journalist und Regierungssprecher (1954–55) Peter Scholl-Latour in der Saarbrücker Zeitung am 6. Juni 1959:

Der kühne, engbrüstige Wabenbau, der das Hafengelände von Saarbrücken beherrscht und im Volksmund das »schmale Handtuch« heißt, wird in absehbarer Zeit den Bewohner wechseln. An Wintertagen täuschten die hellerleuchteten Fensterreihen vor dem dunklen Wasser der Saar die Silhouette eines Ozeanriesen vor. Die alte Mannschaft der französischen Vertretung in Saarbrücken



Aktuelle Ansicht: Ehrenhof mit Haupteingang der ehemaligen französischen Botschaft (seit Fertigstellung der Autobahn, ehemalige Saaruferstraße in den 60er Jahren ist die Toranlage, der Zugang verschlossen)

wird demnächst von Bord geben. [...] Was aus dem Hochhaus an der Saar wird, das sich heute als eine der gelungensten architektonischen Schöpfungen im Saarbrücker Stadtbild behauptet, ist noch ungewiss.

Aus dem seinerzeit größten Botschaftsgebäude Frankreichs wurde 1960 das Kultusministerium des Saarlandes. Seit 1985 steht es unter Denkmalschutz, da an seiner »Erhaltung ein öffentliches Interesse aus geschichtlichen, künstlerischen, wirtschaftlichen und insbesondere städtebaulichen Gründen besteht. Der Denkmalschutz erstreckt sich auf die Anlage als Ganzes, die Gebäude, die Ausstattung (Einrichtung aus der Erbauungszeit) und die Umgebung«. ⁶ Die erste angemessene Würdigung erschien im Rahmen eines vom Mémorial in Caen und dem CNRS in Paris in Zusammenarbeit mit dem Institut der Wissenschaft von Menschen in Wien, dem Zentrum Marc Bloch in Berlin und dem Institut für Soziologie in Hamburg organisierten Kolloquiums, bezeichnenderweise in französischer Sprache. ⁷ Das Gebäude hat trotz Denkmalschutz gelitten, so sehr, daß der Kultusminister auszog, da man sich bis jetzt nicht auf eine Sanierung einigen konnte.

Heute gleicht die Botschaft mehr denn je einem gestrandeten Ozeandampfer, eingezwängt zwischen einer so nicht vorgesehenen Autobahn und der monumentalen Westspangenbrücke; vergessen sind die Utopien der französischen Städtebauer und ihr internationales Gedankengut, trotz aller gegenwärtigen, ehrenwerten Bemühungen, sie wiederaufleben zu lassen. ⁸

«Une ville doit être bâti de façon à donner à ses habitants la sécurité et le bonheur» ist, frei nach Aristoteles, der französischen Version der Studie *La Sarre – Urbanisme* vorangestellt. In ihrer deutschen Ausgabe taucht dieses Zitat nicht auf. Zufall oder Absicht? Zurück in der Botschaft, eingezwängt zwischen Autobahn und Westspangenbrücke, kann man sich nicht vorstellen, daß das Glück und die Sicherheit der Bewohner der Stadt hier eine Rolle spielen. Ein Blick auf die Planungen von 1946/47 zeigt, daß Pingusson an der Stelle, an der er später seine Botschaft errichtete, einen Platz vorgesehen hatte, der sich zur Saar hin öffnete und der sich auf der anderen Saarseite fortsetzte: Hier sollte eigentlich das Herz der neuen Stadt entstehen, die Place Principale, genau in der Mitte der Großstadt Saarbrücken an

der Stelle des ehemaligen Kohlehafens. Heute steht hier die Kongreßhalle am Johannes-Hoffmann-Platz.⁹ Überhaupt bietet die Lektüre der diversen, in unterschiedlichen Archiven erhaltenen und nur zum Teil publizierten Pläne immer wieder neue Überraschungen. Ein Beispiel: Zwei Straßen, die das Grundstück der Botschaft eingrenzen, wurden umbenannt, aus der Nord-Süd-Achse wurde nach 1955 bezeichnenderweise die Roonstraße (Panzerkreuzer, so benannt nach einem General Bismarcks 1870/71, 1920 verschrottet, was den Umbennennern wohl entgangen sein dürfte), und aus der Warndtstraße wurde die Hohenzollernstraße ...!¹⁰

Le Corbusiers Essay zur Charte d'Athènes hatte mit einem Aufruf »An die Studenten der Bauhochschulen« begonnen: »Man muß immer sagen, was man sieht, vor allem muß man immer – und das ist weitaus schwieriger – sehen, was man sieht.« Was viel mehr noch für die Schnittstellen zwischen den Kulturen, den Geschichten gilt. Hier knüpfte nun unsere Arbeit mit den Studierenden an. Nicht nur die Franzosen staunten über das, was sie hier sahen, sondern auch die immer wieder mitgereisten Erasmus- und Austauschstudenten, Chinesen, Engländer, Algerier, Marokkaner oder Tunesier: Denn der Gebäudekomplex gehört eindeutig zum »Modernsten«, zum Imposantesten und Schönsten, was sie in dieser Region zu sehen bekamen. Manche Studierende entdeckten Affinitäten mit Bauwerken in ihrem Zuhause in den ehemaligen Kolonien Frankreichs, andere versuchten mit Hilfe des Fotoapparates, des Zeichenstiftes oder auch der Kamera auf den Punkt zu bringen, was man nicht auf Anhieb erfassen kann, räumliche Zusammenhänge, ebenso wie Details, aber auch die Probleme, die sich aus der verfahrenen städtebaulichen Situation ergeben: Die Autobahn erzeugt eine unerträgliche Geräuschkulisse, sie verstellt den Ausblick, verhindert die Orientierung und zerstört das räumliche Gesamtkonzept.

2013 haben sich schließlich vier Studenten aus Nancy – Marion Dubois, Mathilde Sigrist, Florian Boniface und Matthieu Bressand, alle vier 22 Jahre alt – entschieden, die Restaurierung und Neunutzung der ehemaligen Botschaft zum Thema ihrer Abschlußarbeit im Fachbereich Patrimoine (Denkmalpflege) zu

machen, allen Schwierigkeiten zum Trotz, die dieses ebenso unbequeme wie einzigartige Denkmal ihnen aufgebürdet hat. Schritt für Schritt machten sie sich mit dem Gebäude, seiner Geschichte – u. a. Besuch im Historischen Museum Saar – und dem räumlichen Kontext, auch dem Lokalkolorit vertraut. Sie stellten fest, daß die Geschichte der Zeit zwischen 1945 und 1955 in Frankreich gänzlich unbekannt ist und dies, obwohl sie am Beginn einer langen Epoche des Austauschs und des Friedens steht. In diesem Zusammenhang sei der Wert der Botschaft als einer der wenigen erhaltenen Zeitzeugen nicht hoch genug anzusetzen. Sie entdeckten neben vielen anderen Dingen die kleinen, unbeachteten authentischen Details im Gebäude, die der Zeit bis heute nicht zum Opfer gefallen waren, wie verschiedene Handgriffe, französischsprachige Schilder, Fenster, Deckenheizungen, bis hin zu den zahlreichen Relikten der ursprünglichen Inneneinrichtung, die noch heute von der einstigen Eleganz Zeugnis ablegen, zum Beispiel in den zu Büros umfunktionierten Wohnräumen des Botschafterehepaars.

Die Studierenden meinen es sei an der Zeit, das Botschaftsgebäude in die regionale Architekturgeschichte mit ihrer reichen architektonischen Hinterlassenschaft aus den fünfziger Jahren einzubetten und sie in der Stadtlandschaft zu verorten, das Verkehrsproblem zu lösen (Verlegung der Autobahn) und die ursprüngliche Eingangssituation wiederherzustellen, die Hierarchien und Funktionen der Gebäudeteile wieder sichtbar werden zu lassen. Sie legten nahe, die Botschaft als Teil größerer geopolitischer Zusammenhänge zu verstehen, die direkte Beziehung zur Großregion – Grande Région und damit ihre europäische Bedeutung herauszuarbeiten, schon um über diesen Weg die notwendigen finanziellen Mittel zu rekrutieren, die eine sorgfältige Restaurierung und eventuelle Neunutzung erfordert.

Im Laufe der Zeit erschlossen sich die vier Studierenden die Botschaft über die Annäherung von innen (u. a. über die Analyse der Details, der Materialien, der Technik und Ästhetik) und von außen (über die Stadt, die Geschichte), womit auch Pingusson einen anderen Stellenwert erhielt: nämlich als ein Universalkünstler. Für sie alle sind die Degradierungen, die das Gebäude und damit die ganze

Zeitspanne, die es repräsentiert, erfahren hat, unvorstellbar und unverdient.

Florian hat sein Erasmus-Jahr in Polen verbracht und in Warschau gelernt, daß Architektur, Städtebau und Geschichte untrennbar miteinander verbunden sind. Matthieu möchte seine Beobachtungen vertiefen und gerne für einen längeren Zeitraum nach Saarbrücken kommen. Für Mathilde und Marion hängt das Schicksal der Botschaft eng zusammen mit der Neubewertung des Gesamtkontextes.

Aber damit nicht genug: Diese Aktivitäten, die auf das Jahr 2011 zurückgehen, haben ihre eigene Dynamik entwickelt, die 2013 schließlich unter anderem zu weiteren deutsch-französischen Workshops führten, nämlich der ENSA Versailles und der HTW Saar.

Pingussons Botschaft an der Saar dürfte einer seiner wichtigsten Aufträge gewesen sein, sie ist jedoch bis heute nicht in der einschlägigen französischsprachigen Literatur erfaßt (vielleicht, weil es sich um ein politisches »Unikum«, die Erinnerung an eine Niederlage, handelt?). 1986–1989 wurde von der École d'architecture Paris-Villemin, Département de la Recherche und der Hochschule für bildende Künste Hamburg, Fachbereich Architektur, mit Mitteln der Volkswagenstiftung das Forschungsprojekt *Les relations franco-allemandes 1940–1950 et leurs effets sur l'architecture et la forme urbaine / Deutsch-französische Beziehungen 1940–1950 und ihre Auswirkungen auf Architektur und Stadtgestalt* durchgeführt. Die hochinteressanten Ergebnisse wurden jedoch nur fragmentarisch publiziert, jeder Beitrag argumentiert in seiner Muttersprache. Das gilt auch für andere Forschungsarbeiten und ist möglicherweise symptomatisch für das Spannungsfeld zwischen nationaler Wahrnehmung und der sowieso benachteiligten Forschung im Grenzland. Diese setzt nämlich nicht nur Fachwissen, sondern auch Sprachkenntnisse voraus. Denn der Austausch ist ebenso wichtig wie eine sorgfältige Suche in den Archiven dies- und jenseits der Grenze. Das alles erfordert hohen Zeiteinsatz und Idealismus. Finanzielle Mittel sind für derlei komplexe Forschungsvorhaben – auch wenn es sich um europäische Anliegen handelt – knapp, Erfolge nicht umgehend zu

erwarten. Kein Wunder also, daß nicht nur die Texte von und über Pingussons bis heute nicht übersetzt bzw. in zwei Sprachen publiziert worden sind. Spielten die Geisteswissenschaften im Saarland beim Wiederaufbau noch eine Schlüsselrolle, so sind sie heute, wie es scheint, zur Privatangelegenheit geworden: Im Wesentlichen sind es Heimatforscher und Amateure (im – freundlichen – Sinne des 18. Jahrhunderts), die – glücklicherweise – dafür sorgen, daß die Diskussion immer wieder aufgeht, neue Erkenntnisse formuliert und verbreitet werden.

Die Botschaft – und mit ihr der städtebauliche Entwurf von Pingusson – wartet bis heute immer noch darauf, gemeinsam, das heißt aus französischer, deutscher, europäischer Perspektive, systematisch erforscht, analysiert, dokumentiert und im kulturhistorischen und politischen Kontext neu bewertet zu werden. Der so gewonnene objektive Blick würde schließlich so manches Klischee in Frage stellen und vielleicht den Blick für die Qualitäten der Botschaft – z. B. als »europäisches Kulturdenkmal« – öffnen (ein neues Label der EU-Kommission); »Nachhaltigkeit« einmal anders.

Die Aktivitäten des Jahres 2013 rund um und in der Botschaft zum 50jährigen Jubiläum des Elysée-Vertrags brachten so viele Besucher in dieses abgelegene, vergessene und unterschwellig vom Stigma der »pénétration culturelle« behaftete Gebäude wie vermutlich noch nie in seiner Biographie. Nicht weniger als

Eingangshalle



31 institutionelle und private Einrichtungen hatten Gelegenheit, die Räume der ehemaligen Ambassade de France mit großzügiger Unterstützung des Kultusministeriums für öffentliche Veranstaltungen, Ateliers, Präsentationen, Führungen etc. zu nutzen. Ein gutes Zeichen für die Zukunft war der vermutlich seit 1955 erstmals hier begangene französische Nationalfeiertag, das vielleicht erste große Fest, das hier gemeinsam gefeiert wurde. Die Gäste betraten das Gebäude nach langen Jahren zum ersten Mal wieder über seinen Haupteingang – den Organisatoren sei Dank – um, fast wie im Theater, die Empfangshalle nach oben zu durchschreiten, durch die großen Säle zu wandeln und schließlich hinaus ins Sonnenlicht und in die sich dem Besucher öffnende Parklandschaft zu gelangen.

»Pierre française en Allemagne ... j'espère que la Sarre se battra pour lui«, wir wünschen uns für die Zukunft dasselbe wie Florian Boniface.

Dank

Den Lehrenden und den Studierenden aus Nancy sei für ihr Engagement besonders gedankt, in erster Linie Sylvie Grimm-Hamen (UL/CEGIL Nancy) und Christian François (ENSA Nancy), Mathilde Sigrist, Marion Dubois, Matthieu Bressand und Florian Boniface, Marie Greget (ENSA) und Laura Merz (HTW), dem Kultusministerium des Saarlandes, Ulrich Commerçon und Uschi Macher, die die Vorhaben unermüdlich unterstützt haben, dem französischen Generalkonsul Frédéric Joureau, sowie den Damen aus dem Ministerbüro, Tim Dustin Frey und allen anderen, die zum Gelingen unserer Arbeit beigetragen haben, der ENSAN (Nancy), der Université de Lorraine und der Region Lothringen, die unsere Workshops und Vorträge 2013 in Nancy und Saarbrücken ebenfalls unterstützten, Mireille Grubert, David Peyceré in Paris (École de Chaillot/Centre d'archives d'architecture du XXe siècle), Stefan Weszkalnys, Saarbrücken, der schon 2004 die erste Ausstellung zur Ambassade – *40 Jahre Dienstgebäude* – verwirklicht hat (<http://www.saarland.de/SID-3E724395-36729059/11613.htm>), Rainer Jung (Historisches Museum), Michael Sander (Landesarchiv), Roland Schmitt (SR), Benoît Carrie (ENSA Versailles) und Klaus Köhler

(HTW Saar). Und schließlich gilt mein Dank Kai Loges, der uns als Fotograf immer wieder begleitet hat, Alain Poncelet aus Belgien, dessen Zeichnungen des Gebäudes die ersten ihrer Art sind und alle Einladungen zum Elysee-Jahr schmückten und Helmut Macher für's Lesen. Mein besonderer Dank gilt jedoch der Architekturhochschule in Nancy, die sich auch jetzt noch weiter für die Erforschung und Interpretation der »Ex-Embassade« engagiert, als ein Beitrag zur Vertiefung der Beziehungen zum Saarland.

Gewidmet sei dieser Text Norbert Mendgen, der das Gebäude seinerzeit 1985 unter Denkmalschutz gestellt hat.

Anmerkungen

- 1 Siehe dazu Hans Groh, in: *Aussaat. Zeitschrift für Kunst und Wissenschaft* 1 (1946), S. 64f.: *Saargebiet*, und 2 (1947), S. 126f.: *Zur Situation an der Saar*.
- 2 Siehe Sigfried Giedion, *Raum, Zeit, Architektur*, Ravensburg: Maier 1964, EA 1941).
- 3 Georges-Henri Pinguison, unveröffentlichtes Manuskript 1952, Centre d'archives d'architecture du XXe siècle, Paris.
- 4 Siehe *Konflikte beim Wiederaufbau*, in: *Von der Stunde Null zum »Tag X«*, hrsg. vom Historischen Museum, Saarbrücken 1990, S. 81.
- 5 Vgl. dazu u. a. *Saarländische Volkszeitung* vom 16. Mai 1954.
- 6 Schreiben des Konservatoramtes an den Minister für Kultus, Bildung und Wissenschaft vom 23. Juli 1985.
- 7 Norbert Mendgen, *L'urbanisme: Utopie et réalité à l'exemple de Sarrebruck*, in: *Europe 1946*, hrsg. von Dominique Liechtenhan, Paris: Complexe 1996.
- 8 Vgl. Marlen Dittmann, *Georges-Henri Pinguison und der Bau der Französischen Botschaft in Saarbrücken*, Saarbrücken: Verlag St. Johann 2011, darin auch Dietmar Kolling, *Die Französische Botschaft und der Aufbauplan von Georges-Henri Pinguison für Saarbrücken*, Beiträge online unter m.kunstlexikon-saar.de.
- 9 Siehe dazu auch Manfred Stolpe, *Frühe französische Planungen 1945–1947*, Vortragsmanuskript 1987.
- 10 Siehe dazu Erich Später, *Das Wort des Führers ist unser Befehl. Heinrich Schneider ein deutscher Patriot*, in: *Saarbrücker Hefte* 89, Frühjahr 2003.



Wir haben ihn allein gelassen

Für Wolfgang Staudte*

Von Helma Sanders-Brahms

Ich habe etwas sehr Wichtiges versäumt, und das kann ich jetzt nie mehr einlösen. Ich habe diesem Mann nicht gesagt, was er für dieses Land, für den Film in diesem Land und für mich selbst bedeutet hat. Wer hat es ihm gesagt? Die Regierenden, vom Steuerzahler dazu bestellt, daß sie die Kultur dieses Landes erhalten und fördern? Einen Bundesfilmpreis hat er mal von ihnen bekommen. Wie viele andere auch. Sonst nicht viel. Die Filmproduzenten, von denen jetzt wieder einmal die Erneuerung des deutschen Films erhofft wird, den sie schon einmal, vor zwanzig Jahren, in Grund und Boden produziert haben? Sie haben ihn links liegengelassen, obwohl er doch genau das gemacht hat, was sie sich angeblich alle unter wirtschaftlichen und qualitätvollen Filmen vorstellen: Filme, die meinen ästhetischen und inhaltlichen Ansprüchen genügen und die doch auch Oma Rintel vier Treppen rechts unter mir noch begreifen kann, Filme, in denen es was zu lachen und was zu weinen gibt, Filme von einer großen formalen Meisterschaft, die doch auch immer zugleich mit der gesellschaftlichen und politischen Realität dieses Landes zu tun haben. Qualität und Wirtschaftlichkeit, heißt es in allen Gesetzen zur Filmförderung. Bei Staudte war das kein Widerspruch. Das konnte er. Beides. Aber Filme hat man ihn keine machen lassen. Und als er sie selbst produziert hat, gab es keinen funktionierenden Verleih für sie. Schulden. Mark für Mark hat er sie abgearbeitet, mit einem Fernsehfilm nach dem anderen, ungeliebte Galeerensklaverei. Als er die letzte Mark abgezahlt hatte und frei war, starb er. Zu spät für einen letzten großen Film dieses Mannes, der ein Meister unserer Profession war, ein wirklicher Professioneller im Sinne amerikanischer Wertschätzung. Eine Geschichte wie ein Hemingway. Der alte Mann und das Kino. Durch die deutsche Nacht schleppt er dieses Gerippe seines politischen und künstlerischen Traums, während er stückweise den Schuldenberg abträgt, den er mit seiner Liebe zur

politischen Wahrhaftigkeit, mit seiner Liebe zum Film aufgehäuft hat, und als es soweit ist, als der Berg fast verschwunden ist und er aufatmen kann, bricht er zusammen.

Warum hat ihm keiner vorher geholfen? Warum ist in den wechselnden Moden der Filmkritik und der Medienpolitik keiner darauf gekommen, daß man ihm seine Last abnehmen müßte, daß man ihn mit neuer Energie, mit Anerkennung, mit Projekten, mit Förderungsmitteln versorgen müßte?

Statt dessen wurden mit alberner Hektik »Nachwuchs«-Projekte gefördert, jeder Filmkritiker durfte sich mal versuchen, und dann die Frauen der Filmkritiker, die Frauen der Produzenten, die Männer der Produzentinnen. Nahezu jeder, der einen Zugriff zu den »Töpfen« hatte, durfte mal reinlangen. Vernünftiger wäre es sicher gewesen, daß die zu früh, zu schnell, zu viel Geförderten erst mal eine Assistenz bei ihm gemacht hätten, ein Buch für ihn geschrieben hätten, überhaupt von ihm hätten lernen können. Statt dessen verschleiß er sich und verschleiß man ihn in Fernsehserien. Die Filme *Kirmes*, *Herrenpartie*, *Heimlichkeiten*, die er in den frühen sechziger Jahren ganz oder teilweise selbst produziert hatte, die kein Kinobesitzer zeigen, kein Verleiher herausbringen wollte, sind das einzig Interessante, was von der bundesrepublikanischen Filmkultur dieser Zeit übrig geblieben ist. *Herrenpartie* war 1964 als offizieller deutscher Beitrag nach Cannes eingeladen. Die Bundesregierung verweigerte die Zulassung, Begründung: »Nestbeschmutzung«. Die Schulden aus dem Film *Heimlichkeiten* sind es, an die er bis zu seinem Tode, bis kurz vor seinem Tode gekettet war, so sehr, daß zwischen ihm und dem jungen deutschen Film, der kurze Zeit später, mit dem Oberhausener Manifest sogar gleichzeitig, aufkam, keine Verbindung entstanden ist. Jetzt stehen wir hier, wir wollen ihn feiern, und eigentlich sollten wir uns alle schämen:

Die Regierenden, die ihn nicht geehrt haben.

Die Produzenten, die seine Filme nicht produziert haben.

Die Kritiker, die über ihn kein Wort verloren haben bis jetzt, wo sie ihn plötzlich wieder entdecken, jetzt, da keines ihrer lobenden Worte ihn mehr aus dem Dunkel reißt.

Die Kinobesitzer und Verleiher, die erst jetzt den *Untertan* wieder herausbringen und verblüfft merken, es ist ein Klassiker, ein großes Stück Kino.

Das Fernsehen immerhin hat ihm Arbeitsmöglichkeiten gegeben. Dank ARD und ZDF hat er seinen Schuldenberg abarbeiten können. Man kann es auch anders sehen. Das Fernsehen hat davon profitiert, daß da ein großer Profi war, ein Köhner, für den es keine andere Wahl gab, als zu akzeptieren, was ihm angeboten wurde. »Tatorte«, »Kommissare« in rauhen Mengen, dazu Abenteuerchinken wie *Lockruf des Goldes* oder *Seewolf*, todsichere Sachen, Literaturverfilmungen mit wenig Bezug zu dem, was in Bonn und Pankow so vor sich geht.

Wir brauchen jemand, höre ich die Redakteure noch sagen, der zeitgeschichtliche Stoffe bewältigen kann, für ein großes Publikum – warum macht denn keiner was über die Kugeln auf Rudi Dutschke, die Macht der Springer-Presse, die Neue Heimat und alle anderen Korruptionsaffären dieses Staates? Warum schreibt da keiner was darüber, warum gibt es keinen Regisseur in diesem Land, der das drehen könnte, und zwar so, daß nicht nur wir Intellektuellen es verstehen, sondern auch noch der Nachtportier, der abends den Verwaltungsbau bewacht?

War die Frage wirklich ernst gemeint? Es hätte doch jemanden gegeben, sogar gar nicht weit, im nächsten Studio saß er, drehte an einem belanglosen Krimi, immerhin der Mann, der den ersten Welterfolg des deutschen Nachkriegsfilms gedreht hatte, Die Mörder sind unter uns, der Meister des deutschen Neo-Realismus, wenn es den denn gegeben hat, der Schöpfer des *Untertan*, der *Rotation*, der *Rosen für den Staatsanwalt*, einer, der sich beiden Seiten ausgesetzt hat und beiden Seiten entgegenhielt, was ihnen als Deutsches gemeinsam ist: Untertanengeist, Liebdienerei, Mangel an Liebe. Falsche Ritter. Verurteilung der Unschuldigen und Belohnung der Schuldigen. Hundeseelen, zähnefletschend gegen die Schwachen, kuschend vor den Mächtigen.

Warum hat man ihn solche Filme nicht mehr machen lassen?

Warum hat man ihn sich verschleiben lassen in Krimis und Abenteuererien, ihn, der genau diese Filme hätte machen können, die dieses Land brauchte, um über sich selbst ins Reine zu kommen? Was für eine Verschwendung, nicht nur seines großen, seltenen Talentes, sondern auch unserer Möglichkeit zu einer Selbstfindung.

Auf Staudte kann dieses Land stolz sein. Auf seinen Umgang mit Staudte keineswegs.

»Die Deutschen hat man entweder an der Gurgel oder zu Füßen!«, sagte Churchill nach Kriegsende. In Staudtes Filmen gibt es diese Deutschen. Wie gut wäre es für dieses Land gewesen, öfter und mutiger in diesen klaren Spiegel zu sehen, den Staudte ihm vorhielt wie sonst kaum ein anderer. Aber es hat ihm seine Aufrichtigkeit, seine scharfe und genaue Kritik nicht gedankt.

In den USA, in Frankreich, in England hätte jemand wie er sicher eine größere Resonanz gefunden, weil dort die Darstellung der eigenen, auch unangenehmen Wahrheit für eine der wichtigsten Aufgaben der Kunst, vor allem des Films angesehen wird. Hier war ein Mann wie Staudte ein Ärgernis, so sehr, daß er nur durch mehrfachen Seitenwechsel, durch wiederholte Grenzüberschreitung zwischen den beiden Deutschlands eine Weile seiner Liebe zur Wahrheit über das Gemeinsame der Teile treu bleiben konnte. Daß er, der sich mit solcher Vehemenz und solcher Unermüdlichkeit darum bemüht hat, diesem Land die Wahrheit über sich selbst zu sagen, in der Zeit seines Lebens nicht mehr geehrt, nicht mehr geliebt worden ist, genügt, um über die Möglichkeiten des Films in diesem Land ein hartes Urteil zu sprechen.

Dabei ist er Teil einer großen Tradition, die wir über ihn hätten fortsetzen sollen. Es ist die Tradition Heinrich Manns, Sternheims, Brechts, eher eine literarische als eine filmische. Als Murnau und Fritz Lang noch in Deutschland Filme machten, waren sie dieser Tradition nicht verbunden. Erst in den USA machten beide – vor allem Fritz Lang mit dem von Brecht geschriebenen *Hangman also die* – ihre filmische Abrechnung mit der politischen Realität.

Staudte jedoch begann damit in der Stunde Null. Als Rossellini und Billy Wilder in den

deutschen Ruinen Bilder der Leere, der Tabula rasa suchten und fanden, drehte auch Staudte, damals mit der blutjungen Hildegard Knef, und sein Film fand unter dem Schutt der deutschen Kulturdenkmäler und Wohnhäuser eine schreckliche Wahrheit, die bis heute, bis jetzt nichts von ihrer Zündkraft verloren hat, und die Brecht so formulierte: »Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch!« *Die Mörder sind unter uns*, zu dem die Westalliierten die Zustimmung verweigerten und der dann mit der DEFA gedreht wurde, markierte für den deutschen Nachkriegsfilm einen Augenblick großer Hoffnung. Der Film war so glänzend inszeniert und emotional so packend, daß er ein Welterfolg wurde. Aber er bildete nicht etwa den Anfang einer großen Reihe von Filmen, die die Frage dieser deutschen Nachkriegsgegenwart gestellt hätten, mitsamt der Zweiteilung des Landes, mitsamt all der absurden politischen Inszenierungen in ihrer Folge. Er blieb stehen wie ein erratischer Block, nur, daß die von ihm beschriebene Wirklichkeit sich weiterentwickelte. Und daß die Traditionen, die er – und dann, noch meisterhafter, im *Untertan* – anprangerte, nicht etwa abgeschafft wurden, sondern weiterlebten. Abgeschafft wurde, mal hüben, mal drüben, der Filmemacher, der von ihnen sprach. Die Traditionen blieben. Da wurde einer Bundespräsident, dessen Unterschrift fand sich unter KZ-Bauplänen. Da wurde einer Bundeskanzler, der hatte früher im Reichspropaganda-Ministerium Dienst getan. Da ließen Richter Auschwitz-Mördern gegenüber Milde walten und bewiesen Härte gegen jugendliche Feuerköpfe, die die freiheitlich-demokratische Grundordnung anders auslegten als sie selbst. Da bauten sich Presseimperien auf, die der Freiheit der Presse Hohn sprachen. Da floß das Geld des Herrn Flick wie früher schon in die Taschen derjenigen, die das Land regierten, und fließt, wer weiß, noch fort – dank des allgemeinen Interesses an der Frage, ob ein General schwul sein darf, ist ja die nach dem, was eine Ministerentscheidung die Großindustrie kosten darf, zweitrangig geworden. Vertuschung. Verwischung. Der *Untertan* lebt weiter, die Mörder sind unter uns, immer noch, die Rotation dreht sich, der Staatsanwalt kriegt Rosen und den letzten beißen die Hunde. Dieser letzte, den die Hunde bissen, war der Filmemacher. »Nestbeschmutzer« durften ihn ungestraft die obengenannten nennen. Sie durften ihm sogar

verbieten, seine Filme auf internationalen Festivals zu zeigen. Sie durften ihn zu Textänderungen und Schnitten zwingen. Übrigens, im Grundgesetz steht: »Eine Zensur findet nicht statt.« Höchstens eine freiwillige Selbstkontrolle, nicht wahr?

Aber was zeige ich auf die anderen mit ausgestrecktem Finger? Was habe *ich* denn getan, um das Unrecht an diesem Mann zu erleichtern, zu verändern?

Ich sage es ja auch erst jetzt, zu spät, wie wichtig er für mich war. Er war einer von denen, deren Filme mir gezeigt haben, was Film sein kann.

Seinen *Untertan* habe ich damals mit vierzehn Jahren zuerst gesehen, und er war, mit Ophüls' *Lola Montez* und Buñuels *Los Olvidados*, bestimmend dafür, daß ich dieses Handwerk erlernen wollte, von dem es heißt, daß man dafür seine Seele dem Teufel verschreiben muß, der einem wieder und wieder verspricht, man könne werden wie der liebe Gott, und der einen, wie des Fischers Frau, dafür wieder und wieder im Pißpott landen läßt ... Jetzt frage ich mich, warum bin ich, als ich zwanzig war und den Weg aus den Filmclubs hinter die Kamera suchte, warum bin ich da nicht zu Wolfgang Staudte gewallfahrt, warum habe ich nicht zu ihm gesagt: »Ich möchte Ihr Lehrling werden, denn sie sind ein Meister!«? Das habe ich nicht getan, dafür bin ich nach Italien gezogen und habe mir meine Meister jenseits der Landesgrenzen gesucht, wie auch die anderen früher mal jungen Jungfilmer, die dann in die USA gingen, nach Frankreich, nach Spanien oder sonst wohin. Daß so nah jemand war, von dem wir hätten lernen können, das Handwerk, viel über uns selbst, viel über unser Land, das haben wir übersehen. Er gehörte auch nicht zu unseren Gruppen, Zirkeln, Produktionskollektiven, Verleih-Gemeinschaften – obwohl er inhaltlich wie formal durchaus hineingepaßt hätte. Für uns war er Teil einer anderen Generation, und diese andere Generation bekämpften wir. Daß er sie bekämpfte wie wir, mit den gleichen Argumenten, daß er, wie wir, gegen den ganzen Muff stand, den sie »Kino« nannten, haben wir nicht bemerkt. Blind brüllten wir »Opas Kino ist tot!« und meinten Leinwandschmutz wie *Grün ist die Heide*, *Der Förster im Silberwald*, *Die Lümmel von der letzten Bank*, *Schulmädchenreport* – Staudte, auf der gleichen Seite wie wir, nur etwas älter, wurde von uns als Mitkämpfer übersehen. Daß er –

schon in der Zeit von »Opas Kino« – Kino gemacht hatte, wie wir es uns vorstellten, inhaltlich und formal gleichermaßen kühn und präzise, das erkannten wir nicht.

Wir haben ihn allein gelassen. Wir sind nicht zu ihm gegangen. Wir wollten keine Meister, wir wollten alles ganz allein machen. Dabei war er immer da, der Meister, bescheiden vor seiner Arbeit, aber ohne Angst vor den Mächtigen, unbestechlich gerade wegen seiner Bescheidenheit, die verhindert hat, daß er jemals zur Kult-Figur im deutschen – nein, nicht Kultur –, sondern Kultusbetrieb wurde.

Wir verlorenen Kinder einer schuldigen Elterngeneration suchten außerhalb unseres Landes die, an die wir glauben konnten. Dabei hätten wir in ihm einen gehabt.

Wir hätten ihn gebraucht, um viele Irrtümer darüber zu vermeiden, wie sich Film in diesem Land machen läßt. Er hätte uns gebraucht, um dieses Gerippe einer großen, toten Hoffnung abzuwerfen, das er noch mit sich herumschleppte, während er allein Mark für Mark den Schuldenberg abstotterte. Dieser Schuldenberg, an dem seine künstlerische Kraft erstickte. Der in der Geschichte des deutschen Films steht als eine der Ungeheuerlichkeiten, die die Deutschen ihren Künstlern anzutun sich seit Jahrhunderten nicht schämen. Er hätte uns gebraucht, um auf die Ungeheuerlichkeit aufmerksam zu machen. Er hätte uns gebraucht, um seiner gestorbenen Hoffnung wieder Leben zu geben, damit sie ihm nicht als toter Knochenberg auf die Schultern drückte, sondern ihm als neue Flügel gewachsen wäre. Dann hätte er, wie es die Meister in anderen Ländern ihr Leben lang tun, gegen uns Jüngere und mit uns Jüngeren gekämpft um einen lebendigen Film.

So sind wir auf unseren Wegen und er auf seinen, die er ganz allein ging, an viele verschlossene Türen gekommen. Wir haben die Schranken zwischen den Generationen nicht überwunden. Wir sind die »Jung«-Filmer geblieben, zu einer albernen Jugend verurteilt, die wir gar nicht mehr haben. Der Fluch des Jungseinmüssens um jeden Preis hat uns eingeholt. Entwicklungen kann man hierzulande nur schwer machen, die aus dem Jungsein herausführen in die Reife. Dazu muß man außer Landes gehen, wie ich es tue, wie Wenders, Herzog, Schlöndorff, Schroeter es tun. Woanders darf man älter werden und dazulernen, hier ist es, siehe Staudte, der Gang in

die Isolation. Wir sind wahrscheinlich schon wieder auf dem besten Wege, uns von den Jüngeren abzuschneiden. Oder schneiden sie sich von uns ab. Wer läßt wen allein?

Wie aber kann ein Land eine positive Geschichte entwickeln, wenn es nicht möglich ist, die zu ehren, die der Ehre wert sind? Da Ehrungen oft bei uns an die falschen gehen und Bundesverdienstkreuze nicht selten an einigen Hälsen hängen, die mit dem von Staudtes *Untertan* mehr gemeinsam haben als mit dem von Staudte selbst, der übrigens auch Bundesverdienstkreuzträger war. Entnazifizierung, das ist nicht so einfach wie Desinfizierung, das ist nicht mit einem Händewaschen abgetan, da geht es nicht um Ungezieferausrottung, für das der zuständige Kammerjäger mit der Fliegenspritze schon bereitsteht. Nein, es ist ja gerade die anhaltende Suche nach dem Ungeziefer, dem anderen, auf dem man seine Schuld abladen kann, die Suche, die schon vor den Nazis zu den Nazis führte und uns heute immer noch leben läßt: mit den weißen Westen, die nicht weiß sind, mit den Hexenjägern aller Art, die vom eigenen faulen Zauber ablenken wollen. Ehrungen haben in diesem Land einen schlechten Klang, weil sie so oft den Kriechern und Schleichern und denen mit den löchrigen Taschen zugeteilt werden und nicht den Aufrechten, nicht den Mutigen, nicht denen, die die Wahrheit sagen, sondern denen, die die Wahrheit vertuschen.

Daß Wolfgang Staudte jetzt geehrt wird, ist zu spät, zu spät für ihn, zu spät für dieses Land, zu spät für uns alle.

Besser als gar nicht, sagen wir traurig. Aber doch zu spät. Besser in dieser einen Stadt als in gar keiner in diesem Land. Aber doch zu spät.

Hätten wir noch einen richtigen großen Film von ihm, oder zwei, oder zehn, oder zwanzig, wie er sie in den vergangenen Jahren hätte machen können, wenn er nicht zufällig als ein deutscher Wolfgang geboren wäre, es wäre besser für uns.

Aber wir haben sie nicht. Wir müssen sogar beschämt eingestehen, daß die besten seiner früheren Filme auch nicht bei uns, sondern bei der DEFA-Babelsberg gemacht worden sind. *Die Mörder sind unter uns*, *Der Untertan*, sein Meisterwerk, und die wunderbare *Rotation*. Er hat sich auch da nicht vereinnahmen lassen. Der platte Ostzonenrealismus mit den mutigen Widerstandskämpfern und den tapferen Müttern und den heldenhaften Sowjetsoldaten

und den kernigen Arbeitern hat von ihm keinen entscheidenden Beitrag in die Außenhandelslisten eintragen können.

Der Westen, wenn er denn das wäre, was er gern wäre, Hort der Freiheit und der freien Kunstausübung, hätte ihn eigentlich mit Angeboten überhäufen müssen. Die Kino-Produzenten von jenseits der Elbe – von Berlin-Ost aus gesehen – hätten diesem international erfolgreichsten Regisseur des deutschen Nachkriegsfilms die Studiotüren weit öffnen müssen.

Stattdessen mühten sich Regierungsbeamte, ihn zu antikommunistischen Erklärungen zu bewegen. Auch daran kann man ablesen, wie es mit der Entnazifizierung wirklich bestellt war. Die Wahrheitssuche, um die es gerade in den konservierten Träumen des Kinos gehen soll, wenn sie tiefenpsychologisch lösend wirken und nicht die verschleppende und langfristig verschlimmernde Wirkung eines Tranquilizers haben sollen – diese Suche nach Wahrheit war in den bundesrepublikanischen Fünfzigern ebenso wenig angezeigt wie noch in den frühen Sechzigern, als Staudte dann schließlich seine Filme selbst produzierte und sich damit den Schuldenberg auf lud, den niemand ihm abtragen half. Als das Oberhausener Manifest kam und mit den späten Sechzigern die Studentenbewegung und mit ihr der junge deutsche Film, hätte er von uns aufs Schild gehoben werden müssen. »Das ist ein Deutscher«, hätten wir sagen sollen, »solche Deutschen wollen wir auch sein, anecken wollen wir wie er links und rechts der Mauer, denn auf beiden Seiten ist was faul, und auf beiden Seiten sind immer noch die ›Untertanen‹ an der Macht!« Aber wir haben Wolfgang Staudte in unserem wütenden Radikalismus vergessen. Er war uns klassisch entrückt oder unbekannt. Einzig in Faßbinders späten Filmen, vor allem in der *Veronika Voss*, finden sich Szenen, die an Staudte erinnern, die etwas von seiner deutsch-deutschen Gratwanderung an sich haben.

Schade, daß wir unsere Füße so abgeschnitten haben – und deshalb auch kein Wunder, daß wir so wenig Stehvermögen aufbringen. Darin wird der bescheidene Meister, dieser eine gute Deutsche uns überlegen gewesen sein, wenn's ans Bilanzziehen geht, jenseits dieser Welt, jenseits dieses Deutschlands, jenseits der Kamera und Filmbüchsen, auf die er nun von sehr viel weiter weg sieht.

* Die *Saarbrücker Hefte* drucken diesen Artikel zur Erinnerung an den in Saarbrücken geborenen Regisseur Wolfgang Staudte (1906–1984) ab. Die Regisseurin Helma Sanders-Brahms war während des diesjährigen Filmfestivals Max-Ophüls-Preis im Rahmen einer Hommage an Wolfgang Staudte zu dessen 30. Todestag als Teilnehmerin einer Podiumsdiskussion in Saarbrücken zu Gast. Vor allem mit *Deutschland, bleiche Mutter* (1980) wurde sie zu einer der weltweit wichtigsten deutschen Filmemacherinnen. Sie fühlte sich dem Werk Wolfgang Staudtes eng verbunden und schrieb diesen seinerzeit weithin beachteten Nachruf. (Helma Sanders-Brahms, *Wir haben ihn allein gelassen*, in: *Das Dunkle zwischen den Bildern. Essays Porträts, Kritiken*, Frankfurt am Main: Verlag der Autoren 1992. S. 80–88.) Helma Sanders-Brahms verstarb am 27. Mai 2014.



»Es ist schlimm, schrecklich, entsetzlich«

Lothringen – Schicksalsregion für Alfred Döblin und seine Familie

Von Ralph Schock

Alfred Döblin (1878–1957), Autor des 1929 erschienenen, weltbekannt gewordenen Romans *Berlin Alexanderplatz*, assoziiert man kaum mit Lothringen. Gleichwohl spielt diese Region in seinem Werk, seiner Biographie und in der seiner Familie eine verhängnisvolle Rolle. Er selbst, seine Frau Erna und ihr Sohn Wolfgang, ein begabter Mathematiker, sind in dem lothringischen Weiler Housseras beerdigt.

100 Jahre Erster Weltkrieg, ein schicksalhaftes Datum auch für Alfred Döblin. Am zweiten Weihnachtstag 1914 informierte die Heeres-Medizinalabteilung den Arzt und Schriftsteller per Telegramm militärisch knapp über seine Einberufung: »Dr. Döblin Berlin Lichtenberg Frankfurter Allee 194. Sie sind für Lazarett Saargemünd bestimmt, Gestellung daselbst baldmöglichst. Zuständiges Bezirkskommando hiervor Nachricht geben. Drahten wann Abreise.« Döblin war 36 Jahre alt, neun Jahre zuvor hatte er eine Praxis in Berlin eröffnet. Seine erste literarische Veröffentlichung, den Einakter *Lydia und Mäxchen*, brachte im April 1906 der Straßburger Verleger Singer heraus, auf Kosten des Autors. Das Medizinstudium in Berlin und Freiburg hatte Döblin 1904 mit einer Dissertation abgeschlossen (*Gedächtnisstörungen bei der Korsakoffschen Psychose*). Als Assistenzarzt in Berlin war ihm seine spätere Frau, die Ärztin Erna Reiss, begegnet. Weil der seit 1903 vom aktiven Militärdienst zurückgestellte Döblin Ende 1914 mit der Einberufung rechnen mußte, meldete er sich freiwillig zum »Einsatz in Belgien und Frankreich«. Dafür gab es wohl vor allem zwei Gründe: Sogenannte Civilärzte wurden höher besoldet – Geld, das die Familie dringend brauchte, da Erna mit dem zweiten Kind schwanger war. Außerdem gab es erhebliche Konflikte in der Beziehung, und das Ehepaar erhoffte sich offenbar von der räumlichen Trennung eine gewisse Entspannung. Döblin habe, so der Freund Robert Minder, lebenslang »unter

der tyrannischen Kontrolle seiner Frau sehr gelitten«.

Das Reichsland Elsaß-Lothringen (14 500 Quadratkilometer, 1,8 Millionen Einwohner) mit der Hauptstadt Straßburg gehörte nach dem Frieden von Frankfurt (1871) zum Deutschen Reich. In zwanzig Garnisonen wurden hier etwa 80 000 Soldaten stationiert, mehr als ein Zehntel des gesamten Heeres. Damit war diese Region das am stärksten militarisierte Gebiet Deutschlands. Zwischen 1896 und 1905 entstand am nordöstlichen Rand von Saargemünd, das damals 15 500 Einwohner zählte, ein weitläufiger Kasernenkomplex. Eines seiner größten Gebäude diente nach Kriegsausbruch als Lazarett, in dem zahlreiche Ärzte die Verwundeten versorgten. Einer der Ärzte war von Januar 1915 bis August 1917 Alfred Döblin. In seiner Freizeit erkundete er gern die nahe Umgebung: »Ich bin oft herübergewandert durch das wundervolle Saartal, durch die herrlichen Wälder und die Berglandschaften«. Von 1870 bis 1918 gehörte dieses Gebiet zum Deutschen Reich. Später, bis zum Westfeldzug im Juni 1940, verlief hier die Staatsgrenze zwischen Deutschland und Frankreich. Während des Zweiten Weltkriegs gehörte die Region erneut zum sogenannten Gau Westmark.

Zu Beginn des Ersten Weltkriegs teilte Döblin den unter Intellektuellen weit verbreiteten Chauvinismus und ihre Kriegseuphorie. So feierten die zu einem pathetischen Nationalismus neigenden Expressionisten, auch die körperdestruierenden Kubisten und nicht zuletzt die technikbegeisterten Futuristen den Krieg als Chance der Zertrümmerung ästhetischer Konventionen und als Möglichkeit einer antibürgerlichen Revolte. Den Kriegsausbruch kommentierte Döblin weder in Briefen noch in Veröffentlichungen, er blieb zu diesem Thema in den ersten Monaten geradezu »wortlos« (W. F. Schoeller). Der einzige einschlägige Text ist der im Dezember 1914 in der *Neuen Rundschau* abgedruckte Artikel *Reims*, in dem er den

1957	
6	<p>alfred Döblin cf. fiction romans</p> <p>Le vingt neuf juin 1957 Alfred Bruno Döblin a été inhumé à Housseras après avoir reçu les sacraments à Emmendingen (Allemagne) le 10 août 1878.</p>
7	<p>V^e Döblin</p> <p>Le vingt septembre 1957 Mme Reiss V^e Alfred Bruno Döblin âgée de 69 ans décédée à Paris B^e Grenelle le 17/9/57 a été inhumée à Housseras permis inhum 3068.</p> <p>Housseras le 20 sept 57</p>
8	

6	1957
Alfred Döblin Siehe Pfarrkartei	Am neunundzwanzigsten Juni 1957 wurde Alfred Bruno Döblin, nachdem er die Sakramente in Emmendingen (Deutschland) empfangen hatte, in Housseras beigesetzt. gebürtig am 10. August 1878 /Unterschrift/
7 Witwe Döblin	Am zwanzigsten September 1957 wurde Erna Reiss, Witwe von Alfred Bruno Döblin, Alter 69 Jahre, verstorben in Paris, Bd. Grenelle, am 17/9/57, in Housseras beigesetzt. Bestattungserlaubnis 3068. Housseras, den 20. Sept. 57
8	/Unterschrift/

Artilleriebeschuss der Kathedrale rechtfertigte. Döblin gebärde sich in diesem deutsch-nationalen Pamphlet, so der Germanist und Romancier W. G. Sebald, »als imperialistischer Trompeter«. Seine martialische Rhetorik behielt Döblin trotz gelegentlicher pazifistischer Töne noch eine Zeitlang bei. So telegraphierte er am 22. Februar 1915 an Herwarth Walden, den Herausgeber der expressionistischen Literaturzeitschrift *Der Sturm*: »hurrah die russen in der tinte = herzlich doeblyn.«

Doch als immer mehr Soldaten eingeliefert wurden, die in Verdun und an der Somme physisch und psychisch grauenhaft verletzt worden waren, bezeichnete er die Schlachtfelder als »Mondlandschaften des Todes, deren Licht auf allen Gesichtern liegt«. Am 3. Juni 1917 schrieb er in einem Brief: »Ich spucke auf ein Kohlenbergwerk, wenn man es mit

100 000 Leichen und ebenso vielen anderen Werten bezahlt.«

Als Döblin im April 1917 feststellen mußte, daß Vorgesetzte Essensrationen für die Verwundeten unterschlugen, prangerte er dies direkt beim ranghöchsten Arzt des Generalkommandos in Saarbrücken an – unter Mißachtung des Dienstwegs. Es kam zu einem heftigen Disput, und Döblin wurde nach Hagenau abkommandiert. Diese Versetzung stellte sich als Glücksfall heraus, denn nun konnte er ausgiebig die für seinen historischen Roman *Wallenstein* dringend benötigten Bestände der Straßburger Universitätsbibliothek nutzen.

Das Waffenstillstandsabkommen von Compiègne vom 11. November 1918 legte fest, daß alle deutschen Truppen innerhalb von 15 Tagen Lothringen und das Elsaß verlassen mußten. Mit ihnen kehrte Döblin nach Berlin zurück – für 15 Jahre, bis 1933. Die Kriegs-

jahre, vor allem aber das Chaos nach der Novemberrevolution, schildert Döblin ausführlich im ersten Band seiner Romantetralogie *November 1918*. Eindrücke aus Lothringen und dem Elsaß finden sich auch in Briefen und Erzählungen wie *Das Gespenst vom Rittbof*; *Das verwerfliche Schwein*; *Die Schlacht, die Schlacht!*. In dem zuletzt genannten, Anfang 1915 entstandenen Text sind die Opfer des Kriegs Thema, die »zerschossenen Soldatenleiber, die angeblafft sind von den aufbäumenden Granaten, die stöhnenden, über deren Köpfe Mauerwerk gepoltert ist, die japsenden, halb erstickt aus den Giftdämpfen der Schützengräben gezogen, ausgestreckte Leiber in nicht endender Reihe hintereinander, in weiße Verbände geschlagen, durch die das Blut sickert, eine träumende delirierende Schar«.

Am 29. Februar 1933, einen Tag nach dem Reichstagsbrand, emigrierte Alfred Döblin, Jude und ein unversöhnlicher Gegner der Nationalsozialisten, mit seiner Familie. Durch Vermittlung des mit ihm befreundeten André François-Poncet, dem französischen Botschafter in Berlin, erhielt die Familie am 16. Oktober 1936 die französische Staatsbürgerschaft. Döblin gab sie nie wieder auf.

Der zweitälteste Sohn Wolfgang (Vincent) Döblin (1915–1940), ein hochbegabter Mathematiker, studierte an der Sorbonne Wahrscheinlichkeitstheorien und promovierte 1938 bei dem berühmten Pariser Mathematiker Maurice Frechet. Das 291. Regiment, in das er nach seinem Studium als einfacher Soldat eingezogen wurde, bezog Stellung in genau jener Gegend an Saar und Blies zwischen Saargemünd und Bliesbruck, wo Alfred Döblin ein Vierteljahrhundert zuvor häufig gewandert war. Während der *drôle de guerre* schickte Wolfgang Döblin von dort eine mathematische Abhandlung an die Pariser Akademie der Wissenschaften (»pli cacheté«). Als sie Jahrzehnte später geöffnet wurde, bewerteten Mathematikhistoriker seine Arbeit als »eines der bemerkenswertesten mathematischen Manuskripte des letzten Jahrhunderts«. Da Wolfgang Döblin keinesfalls in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten wollte, erschoss er sich am 21. Juni 1940, wenige Stunden vor der Kapitulation Frankreichs, in einer Scheune in Housseras.

Ohne vom tragischen Ende ihres Sohnes erfahren zu haben, entkamen Alfred und Erna Döblin mit ihrem jüngsten Sohn Stefan im

September 1940 in die USA. Am 9. November 1945 kehrte das Ehepaar über Paris nach Deutschland zurück. In der französischen Militärverwaltung in Baden-Baden war Döblin als Kulturoffizier in der Abteilung Beaux Arts verantwortlich für die Erteilung von Druckgenehmigungen. Dies führte zu einem Fall von Selbstzensur. Denn weil die deutsche Vergangenheit Lothringens und des Elsaß in der unmittelbaren Nachkriegszeit ein brisantes Thema war, lehnte er eine geplante Neuauflage von *November 1918* ab.

Verbittert wegen seines schriftstellerischen Mißerfolgs, vereinsamt, resigniert und enttäuscht über die politische Entwicklung in der Bundesrepublik siedelte er Anfang der 1950er Jahre erneut nach Frankreich um. »Ich lebe«, klagte er am 5. Februar 1954 in einem Brief an seinen Freund Minder, »in diesem Paris, dans la plus grande solitude et la plus stricte isolation.« Nach langem Krankenlager brachte man ihn am 1. Juni 1957 in die psychiatrische Heil- und Pflegeanstalt von Emmendingen bei Freiburg. Dort starb er am 26. Juni 1957. 48 Stunden später – 17 Jahre und 7 Tage nach dem Tod des Sohnes – wurde er an dessen Seite auf dem Dorffriedhof von Housseras beigesetzt. Nur Erna und Stefan waren zugegen. In der Nacht vom 14. zum 15. September 1957 beging Erna Döblin in ihrer Wohnung am Boulevard de Grenelle Selbstmord. Auch sie fand die letzte Ruhe an der Seite ihres Sohnes.

Alfred Döblin, eine der bedeutendsten Stimmen der modernen europäischen Literatur, war – wie seine Familie – gezeichnet von der deutsch-französischen Geschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. So ist es vielleicht nur konsequent, daß seine sterblichen Überreste nicht in Paris oder Berlin beigesetzt sind, sondern weitab in einem vergessenen Dorf in Lothringen.

Auszüge aus Briefen Alfred Döblins aus Saargemünd an Herwarth Walden

3. Januar 1915

Nun sitze ich in diesem lothringischen Nest. Ich sehe keine Autos, keine Droschke; ab und zu einen Handwagen, bäurische Leute mit schiefen schwarzen Filzhüten, den langen Shawl halbtalienisch um Hals und Schulter.

N° 13

Décès
d'un soldat inconnu

écrit le 30 décembre

Doblin Vincent

le 7 mars 1915

Soldat au 291^e R.I.

Le vingt et un juin mil neuf cent quarante, — quinze heures, nous avons constaté le décès survenu le vingt et un juin d'un soldat français appartenant à un bataillon du 82^e Régiment d'Infanterie fait prisonnier par les Allemands à Housseras. Il n'a été trouvé sur le cadavre ni papiers, ni plaque permettant d'établir l'identité du défunt. Le corps a été trouvé au domicile de Joseph Triboulot, cultivateur à Housseras. Dressé le trente décembre mil neuf cent quarante, quatorze heures, sur la déclaration de Joseph Triboulot, soixante ans, cultivateur, do-

Décret loi du 18 Novembre 1939 - Mention additive et rectificative de la sépulture provisoire Wolfgang dit Vincent, né le dix sept mars mil neuf cent quinze à Berlin (Allemagne) et non le sept mars, était fils de Bruno Alfred Doblin et de Erna Charlotte Reiss. Monsieur Doblin, cultivateur, domicilié également 5, square Henri Delormel à Paris (14^e) est "Mort pour la France". L'intéressé est médaillé militaire et décoré de la croix de guerre. Fait à Paris le vingt neuf juin mil neuf cent soixante dix neuf. - Le Secrétaire d'Etat des Anciens combattants des 15 juillet 1979 le Maire = P. Hung -

nicilié à Housseras qui, lecture faite, a signé avec nous, Julien Dony, Maire de Housseras.

J. Dony
Triboulot

Nr. 13

Tod
eines unbekanntes Soldaten

Männlich. 30 Dezember

Doblin Vincent

Gebürtig am 7. März 1915

Soldat im 291. Infanterieregiment

Der einundzwanzigste Juni Neunzehnhundertvierzig — fünfzehn Uhr. Wir haben den am einundzwanzigsten Juni erfolgten Tod eines französischen Soldaten festgestellt. Der Soldat gehörte einem Bataillon des 82. Infanterieregiments an und wurde von den Deutschen in Housseras gefangen genommen. Bei dem Leichnam wurden weder Papiere noch eine Erkennungsmarke gefunden, welche die Feststellung der Identität des Verstorbenen ermöglichten. Die Leiche wurde im Haus von Joseph Triboulot, Bauer in Housseras, gefunden. Ausgestellt am dreißigsten Dezember neunzehnhundertvierzig, um vierzehn Uhr, auf Anzeige von Joseph Triboulot, fünfundsechzig Jahre, Bauer, wohnhaft in Housseras, der diese Urkunde nach dem Verlesen mit Uns, Julien Dony, Bürgermeister von Housseras, unterzeichnet hat.

/J. Dony/

/Triboulot/

Gesetzesdekret vom 18. November 1939 - Zusatz- und Berichtigungsvermerk = Der Verstorbene mit dem Vornamen Wolfgang, genannt Vincent, ist gebürtig am siebzehnten März neunzehnhundertfünfzehn in Berlin (Deutschland), und nicht am siebenten März. Er war der Sohn von Bruno Alfred Doblin und von Erna Charlotte Reiss.

Herr Doblin, ledig, mit gesetzlichem Wohnsitz in 5, square Henri Delormel in Paris (14. Bezirk) ist „Für Frankreich gestorben“. Der genannten Person wurde die Militärmedaille verliehen und er wurde mit dem Kriegskreuz dekoriert. Ausgefertigt in Paris, am neunundzwanzigsten Juni neunzehnhundertneunundsiebzig. Der Staatssekretär /Name unleserlich/

Vermerk vom 15. Juli 1979

Der Bürgermeister

P Hung

[...] Der breite tonvolle Dialekt, der sich viel Zeit läßt. Ich wohne in einem der drei Hotels an der Bahn; fünfzehn Minuten gradeaus von hier ist das Städtchen ganz durchschritten.

31. Januar 1915

Sonderbar berührt dabei in diesem Nest hier, wie viel französische Namen, Vornamen es noch giebt; ich habe Ansichtskarten gekauft, auf denen 1914 noch steht 'Vue de Saarguémines!', ebenso Porzellan mit Saarguémines signiert. Eine dolle Komödie für uns Preußen. Erst jetzt wird energisch auf Schildern verdeutscht, es scheint mit polizeilicher Nachhilfe. [...] Ich habe, – unglaublich aber wahr, – im Kino hier französische Filme (Pathé und Gaumont) mit dem bekannten nickenden gallischen Hahn vor 2 Sonntagen gesehen, ohne das gelle Pfeifen zu hören, das in Berlin mit erfreulicher Promptheit aufgetreten wäre; französische Soldaten zogen in einem Romanfilm vorüber, – und kein Deibel hat mit Steinen geschmissen. Wie gesagt, es bleibt da manches totalement unverständlich.

29. März 1916

Mit den Ohren haben wir die Schlachten um Verdun hier mitgekämpft. [...] So stark war die Kanonade tags und nachts, daß bei uns die Scheiben zitterten, daß wir Trommelfeuer unterschieden, ganze Lagen, Explosionen; ein ewiges Dröhnen, Bullern, Pauken am westlichen Himmel. [...] Die Eroberer von Douaumont [...] erzählen von den ungeheuren, von uns kaum ausdenkbaren Strapazen der Lagerung in nassen Wäldern, des Hungerns und Dürstens beim Vorrücken, weil keine Küchen nachkommen (tagelang!), Wassertrinken aus Granatlöchern, in denen Grundwasser erscheint –, Schneeeesen.

12. Januar 1917

Ich sitze jetzt im 3. Jahr hier und, wills die Entente, so noch viel viel länger. Es ist schlimm, schrecklich, entsetzlich.

Literatur

- Ralph Schock, *Alfred Döblin: »Meine Adresse ist: Saargemünd« – Spurensuche in einer Grenzregion*, Merzig – Saarbrücken: Gollenstein 2010.
- Wilfried F. Schöller, *Döblin – Eine Biographie*, München: Hanser 2011.
- Ernst Piper, *Nacht über Europa – Kulturgeschichte des Ersten Weltkriegs*, Berlin: Propyläen 2013.
- Marc Petit, *Die verlorene Gleichung – Auf den Spuren von Alfred und Wolfgang Döblin*, Frankfurt am Main: Eichborn 2005.
- Marc Petit, *L'équation de Kolmogoroff*, Paris: Ramsay 2003.

»Fasse dich kurz. Nimm Rücksicht auf Wartende.«

Eine Reise nach Bargfeld

Jörg W. Gronius

Es war die Zeit der Seesäcke. Wer auf Reisen ging, per Tramp oder Interrail, tat das mit Seesack. Er war nicht das bequemste Gepäckstück, und am besten auf der Schulter zu tragen, wenn er prall gefüllt war mit Kleidungsstücken, die nicht viel wogen. Was man auf See eben so braucht. Ich war nicht auf See.

Wir stiegen aus einem rostroten Schienenbus der Osthannoverschen Eisenbahn, der uns von Celle nach Eldingen gebracht hatte, der Bargfeld nächstgelegenen Bahnstation. Von dort aus waren es zwei Kilometer Landstraße. Ich trug den weder prall noch ausschließlich mit Textilien gefüllten Seesack auf der schmerzenden Schulter, Bernd den Koffer mit den Zeitschriften: *Der Zweifel* und *Auriga*. Es war warm. Es war Sommer. Vielleicht, dachten wir, nimmt uns ja unterwegs ein Wagen mit. Allein, es kam keiner vorbei. Niemand wollte nach Bargfeld, außer uns.

Aber der Reihe nach.

1970 erschien ein seinen Abmessungen, seinem Gewicht und Umfang nach monumentales Buch: *Zettel's Traum* von Arno Schmidt. In allen Feuilletons war die Rede davon. Für meinen Freund Bernd Rauschenbach und mich, die wir Bücher lasen wie andere Jungs den *Kicker* und Mädchen die *Brigitte*, eine Sensation. Zwei Jahre vor unserem Abitur war an die Anschaffung des mehrere hundert Mark kostenden Wälzers im Atlasformat natürlich nicht zu denken. Also griffen wir nach den erschwinglichen Taschenbüchern der Werke vor *ZT*, wie man unter den Fans rasch abkürzte.

Arno Schmidt, das stellte sich schnell heraus, hatte Fans oder Gegner. Arno Schmidt polarisierte. Arno Schmidt hatte Anhänger oder Verächter.

Arno Schmidt war ein Eremit. Er wohnte in der Lüneburger Heide in einem winzigen Holzhäuschen, verweigerte den Kontakt mit der Außenwelt und ließ neugierige Besucher von seiner Frau abwehren. Journalisten, die ihn zu *Zettel's Traum* befragen wollten, vertrieb er höchstpersönlich mit dem harten Strahl

des Gartenschlauchs. So jedenfalls wurde berichtet.

Von der ersten Zeile an, die Bernd von Arno Schmidt gelesen hatte, gehörte er zu den Fans; zu den – so lautet bis heute der Fachausdruck – „Schmidt-Lesern“. Als er bei seiner Annäherung an *ZT* vernahm, daß Schmidt in diesem Werk, das unter anderem ein Essay über Edgar Allan Poe war, die „Etym-Theorie“ entfaltet hatte, die Sprache auf unbewußte Subtextualität abklopfte, erinnerte sich Bernd an Ernst Fuhrmann.

Den Denker, Dichter, selbsternannten „Biographen“ Ernst Fuhrmann hatten wir durch einen unserer Lehrer kennengelernt. Fuhrmann war in den zwanziger Jahren Herausgeber zweier Zeitschriften, deren Beiträge er ausnahmslos selbst verfaßt hatte: *Der Zweifel* und *Auriga*. Der zweite Titel war die bloße Übersetzung des Wortes Fuhrmann ins Lateinische, der erste bezog sich auf Fuhrmanns Skepsis gegenüber allen Theorien und Lehren, die nicht von ihm selbst stammten.

Das Ende der Universitätssprachforschung war Thema einer Ausgabe des *Zweifels*, die Bernd besaß und mit einem Gruß an Arno Schmidt sandte. Zu unserer immensen Überraschung erhielt Bernd alsbald Antwort. Eine schwarzweiße Ansichtspostkarte aus Bargfeld kam mit dem handschriftlichen Text: »Gruß & Dank, Arno Schmidt«.

So abweisend und kontaktabstinent war der Dichter also doch nicht. Bernd besaß weitere Ausgaben der Fuhrmann-Hefte mit anderen Themen, schnürte sie zu einem Päckchen und fragte mich, ob ich ihn auf eine Reise nach Bargfeld begleiten würde. Vielleicht käme man mit den Heften als Gabe dem bewundernten Autor ja doch näher.

Warum nicht? Ich selbst hatte ein paar Erzählungen von Arno Schmidt gelesen, ohne sonderlich Begeisterung zu empfinden. Mir war darin der Eros zu derb, die Kost zu schlecht, die Interpunktion zu ausschweifend und die Orthographie zu maniert. Damals.

So legte ich auch keinen Wert darauf, dem Urheber dieser miefig kleinbürgerlichen Idyllik auf die Pelle zu rücken. Aber eine Reise nach West-Deutschland, wie man als West-Berliner damals sagte, in die Heide, eine Wanderung entlang des Flübchens Schmalwasser, an dem Bargfeld lag, einer Erzählung von Schmidt folgend: Warum nicht?

Die zwei Kilometer vom Bahnhof Eldingen zum Gasthof Bangemann in Bargfeld, wo wir uns einquartiert hatten, waren durch Seesack und Bücherkoffer doch recht lang geworden. Ich weiß nicht mehr, ob noch am Tag unserer Ankunft oder erst am folgenden Bernd mit seinem Hefte-Konvolut vor das Gasthaus trat und zur Telephonzelle schritt, zur einzigen natürlich, die Bargfeld hatte, mitten auf dem von alten, mächtigen Eichen bestandenen Dorfanger. Arno Schmidt besaß ein Telephon. Dieses Telephon hatte auch eine Nummer. Diese Nummer stand sogar im Telefonbuch. Es war die Nummer 500, in Worten: fünfhundert.

Ich denke, daß Bernd diese Nummer mit bebendem Herzen wählte, denn auch ich war nicht unaufgeregt, obwohl die Sache mich wenig anging. Die Telefonzelle in Bargfeld, man muß das heute erwähnen, war gelb, hatte einen quadratischen Grundriß und eine von selbst sich schließende Tür. Unter dem Apparat befand sich ein Pult mit dem Telefonbuch. Über dem Münzfernsprecher, wie die offizielle Bezeichnung lautete, war ein Schild angebracht mit der Aufschrift: »Fasse dich kurz. Nimm Rücksicht auf Wartende.« Man nahm den schweren Hörer, warf zwanzig Pfennige in den Schlitz und wählte die Nummer. Fünf, zweimal die Null.

Es war wohl Alice Schmidt, die Gattin des Autors, die ans Telephon ging, das Gespräch annahm und, nach kurzem Einvernehmen mit ihrem Mann, Bernd sofort ins Haus bat. Jedenfalls beobachtete ich, wie er mit Erfolgsmiene und federnden Schrittes die Zelle verließ, das Päckchen mit den Heften fester gefaßt, dem mit grauem Holz verkleideten Häuschen Arno Schmidts sich näherte.

Später berichtete er mir, daß er freundlich und mit Dankbarkeit empfangen wurde. Schmidt bekam die Fuhrmann-Hefte überreicht, der Gast nichts angeboten – weder eine Tasse Kaffee noch ein Glas Wasser. Die bloße Gnade der Audienz mußte genügen.

Doch war sie nachhaltig. Bernd gehörte seit jenem Tag zu den wenigen, an einer Hand abzählbaren Personen, die, mit Suchlisten versehen, für Arno Schmidt durch die Antiquariate des Landes stöberten. Zwei-, dreimal jährlich war er seitdem zu Gast bei und Bücherbote für Arno Schmidt.

In Schmidts Roman *Abend mit Goldrand*, erschienen 1976 – zwei Jahre nach unserer Reise nach Bargfeld –, findet Ernst Fuhrmann mehrfach Erwähnung. So bezieht sich Schmidt, auf Seite 56 der Bargfelder Ausgabe 1993, auf eine Ausgabe des *Zweifel*:

Nochma FUHRMANN [...] : rübrend & närrisch sein ›HoblErden=Hymnus‹ (in ›Zweifel‹, Jahrg. 1, Heft 9, vom Nov. 26)

1886 in Hamburg geboren, war Fuhrmann zeitweise in der Direktion des Folkwang-Museums tätig, beschäftigte sich mit spekulativer Sprachforschung und Pflanzenphysiologie und emigrierte 1938 in die USA, wo er 1956 in New York starb. Bernd und ich stießen bei weiteren Recherchen auf einen Roman von Ernst Fuhrmann, der Ende der zwanziger Jahre in einer privaten Edition erschienen war: *Der Geächtete*. Im Berliner Karin-Kramer-Verlag gaben wir das Buch 1983 neu heraus. Dort ist es heute noch lieferbar.*

Nach dem Tod Schmidts 1979 gründeten die Witwe Alice und Jan Philipp Reemtsma die Arno-Schmidt-Stiftung. Sie beriefen meinen Freund Bernd Rauschenbach zum Pfleger und Verwalter des Nachlasses. Es war immer sein Wunschberuf gewesen. In ihm arbeitet er heute noch mit unermüdlicher Sorgfalt und Leidenschaft.

Anmerkung

* Ernst Fuhrmann, *Der Geächtete. Geschichten eines Attentats*, hrsg. von Jörg W. Gronius und Bernd Rauschenbach, Berlin: Kramer Berlin 1983.

Der Geächtete ist die Geschichte eines Aussteigers. So jedenfalls würde man den Helden dieses einzigen Romans von Ernst Fuhrmann heute bezeichnen. Aussteigen meint hier jedoch keine Fluchtbewegung. In Anlehnung an eine isländische Saga nennt Fuhrmann seinen Helden »Grettir«; der Name bedeutet: »der die Zähne zeigt.« Es handelt sich also um einen aggressiven Aussteiger, der nicht nach sanften Alternativen sucht, sondern das System, das er verlassen hat, aus den Angeln heben will.

Die Sprache in den Koffern

Das bewegte Leben der Edith Aron

Von Jochen Marmit

Edith Aron, geboren 1923 in Homburg/Saar. Mit elf Jahren nach Buenos Aires ausgewandert. Mit 30 Jahren ging Aron nach Paris, dann Berlin, später wieder nach Buenos Aires, mit 45 Jahren zog sie nach London. Edith Aron ist Übersetzerin, Schriftstellerin, Sprachlehrerin, Weltreisende, Sprachwandlerin, Muse, Jüdin.

London. Ein Zwei-Zimmer-Apartment nahe der Abbey Road. Rüstig ist sie, lacht gerne, streicht sich ihr schwarzes Haar häufig zurück. Sie kann schlecht gehen. Ein Zimmer voller Bücher, Skripte, einige Bilder. Sie erzählt von Homburg, ihrer Geburtsstadt.

Edith Aron: Das war ein schönes, großes Haus, ich hatte mein eigenes Zimmer. Es war direkt hinter dem Schlafzimmer meiner Eltern. Und denen wollte ich einmal zeigen, wie gut ich auf das Bett springen kann. Ich habe einen riesigen Anlauf genommen von ihrem Zimmer aus und hab mein Bett erreicht, aber hab mir so furchtbar den Kopf dabei angeschlagen, daß ich das nie mehr vergessen hab. Das ist eine von den Anekdoten von der Kindheit.

»Meine Kindheit verbrachte ich an der Saar. Viel weiß ich nicht mehr von meiner Heimatstadt; denn noch während ich zur Volksschule ging, kam die große Veränderung. In Deutschland folgte Hitler auf Hindenburg, und an der Saar bereitete sich jeder auf das Plebiszit von 1935 vor. Während der Jahre 1933 bis 1935 herrschten an der Saar noch andere Verhältnisse als in Deutschland. Viele flüchteten über die Grenze zu uns ... Meine Eltern wohnten in der Vorstadt ...« (aus Edith Arons Erzählung *Der Besuch von Fräulein Hesekin*).

Unser Lehrer, der hieß Ludwig Samuel. Das war ein sehr, sehr netter Lehrer und auch Herr. Und der war auch gleichzeitig der Vorbeter der jüdischen Gemeinde, der Synagoge. Das war so Usus für die kleinen Gemeinden, in der Kleinstadt. Und da wir schon sehr früh weg sind, meine Mutter mit mir, hat er mir etwas ganz Reizendes in das Poesiealbum geschrieben:

Es gleicht das Leben einem Spiegel.

Der feinste Hauch schon trübt das Glas.

In Freud und Leid faß fest die Zügel,

Tu Recht, vergib dir nie etwas.

Hoch ist das Ziel, schwing deine Flügel.

Zur Erinnerung an deinen Lehrer Ludwig Samuel.

Und die ersten vier Buchstaben, die ergeben meinen Namen Edith ... das ist doch nett, nicht, es ist doch sehr schön.

Der Schulweg von Edith Aron: Vom Elternhaus in der grünen Vorstadt über den Schloßberg durch die Klostergasse, am Marktplatz in Homburg vorbei, rechts in die Judengasse zur Schule. Eine gute halbe Stunde. 30 bis 40 jüdische Familien lebten vor allem in der heutigen Karlsbergstraße, nicht weit von Synagoge und Klosterkirche.

Mein Vater, der war Kaufmann. Und der hatte im ersten Stock ein Lager, da waren die ganzen Stoffe, die er geliefert hat. Und das war sehr schön, diese ganze Stoffe da, sowieso, in einem Stoffgeschäft, wenn man da ist. Da war ein Lager da oben. Und die hat er da irgendwie beliefert, die Firmen.

Vater Aron wuchs in Lothringen auf, Mutter Aron geborene Wolf kam aus Kaiserslautern. Edith Rosina blieb Einzelkind. Ich frage nach dem jüdischen Leben in der Gemeinde.

Das stört mich, wenn man da so ein Gewicht drauf tut, auf das Jüdische.

1934. Die Eltern trennen sich. Edith Aron verläßt Homburg. Sie betont: Sie ist nicht als Jüdin geflohen oder vertrieben worden. Sie will nicht auf das Jüdische reduziert werden.

Meine Eltern haben sich nicht verstanden, meine Mutter, die wollte da raus aus dieser Ebe, die scheinbar nicht gestimmt hat von Anfang an. Es war noch nicht wegen Hitler, es war, weil sie neu beginnen wollte.

Edith Aron ist noch keine elf Jahre alt, als ihre Mutter mit ihr nach Buenos Aires zieht. Elf wohlbehütete, sorgenfreie Jahre – für immer vorbei ...

»In Buenos Aires im Hafen ist eine ganze Partie von Häusern zu sehen, die groß sind, hervorstechen und aus Holz gebaut sind. Von weitem sehen sie aus wie Burgen oder Bauten

aus dem 18. Jahrhundert. Diese Häuser sind mir immer besonders aufgefallen. Bei jedem Besuch, auch nach Jahren noch. Mehr und mehr. Sie hatten etwas Märchenhaftes, etwas Irreales in diesem eher neuen Land, und vielleicht war das der Grund, dass sie so faszinierend wirkten. Einmal wollte ich sie mir näher ansehen und da merkte ich, dass es gar keine Häuser waren, sondern dass sie nur von weitem so aussahen. Es waren nur große Holzschuppen, so etwas wie die »Docklands« der Hafenstadt Buenos Aires.

Diese fernen und falschen Häuser tauchten nach vielen, vielen Jahren und nach einer langen Reise, wenn auch nicht ganz bis ins ferne Buenos Aires, wieder vor ihr auf, als sie merkte, dass sie sich in gewissen, substantiellen Dingen ganz gewaltig geirrt oder getäuscht hatte. Dort, wo sie sich zu Hause wähnte, war sie weiter nichts als ein Instrument für andere geworden. Mehrere Male im Leben war sie immer wieder mit neuer Hoffnung beseelt auf die falschen Häuser gestoßen, bis sie endlich begriff, dass es kein Zuhause gab, als das der Erinnerung und das jeweilige DORT, wo sie sich zum Leben und Wohnen eingerichtet hatte, egal die Länder, egal die Städte.« (aus: *Die falschen Häuser*).

1935. Nach zwei Wochen Überfahrt mit einem Dampfer werden sie von ihrem Onkel in Buenos Aires abgeholt. Er war einige Jahre zuvor ausgewandert. Zahnarzt. Ihre Mutter eröffnet in ihrer Fünf-Zimmer Wohnung eine Pension.

Ich sitze mit Edith Aron am kleinen Tisch vor dem Fenster bei Kaffee und Gauloises.

Ich kam dann in diese Pestalozzi-Schule, wo ich mich sauwohl gefühlt habe. Von Anfang an. Das war eine wunderbare Schule. Und Gott sei Dank hat Ernesto Alemann diese Schule erfunden, nicht? Der war auch schon in Argentinien geboren, aber Schweizer Ursprungs. Das war sein Vater, der das Argentinische Tageblatt gegründet hat dort. Und die waren ja von Anfang an gegen Nazi-Deutschland.

Es gibt keinen Religionsunterricht an der Pestalozzi-Schule. Edith Arons Augen leuchten, wenn sie von der Schule spricht, die ihre Muttersprache bewahren half. Und mit den Alemanns ist sie gut befreundet, sie sind eine Anlaufstation für Deutsche im Exil. Stefan Zweig, Emil Ludwig. Eine spannende Jugendzeit in Lateinamerikas europäischster Stadt. Sie lernt Tango tanzen, liebt das Kino, ar-

beitet als Bürokraft. Schreibt alles erst viel später auf. In Argentinien ist Edith Aron fast nur unter Deutschen, lebt in ihrer Sprache in einem fremden Land und wird erwachsen.

Später hatte ich dann eine wunderbare Stelle in Buenos Aires. Im Instituto Cultural Argentino Norteamericano (ICANA). In der Musikabteilung. So etwas wie das Amerikahaus. Und dann kamen viele, um sich Platten auszuleihen, Schallplatten, die man früher hatte. Und auch Partituren und so weiter... Und da hab ich mich gebildet in Musik, hab da angefangen mit Tschaikowski und aufgehört mit Quartetten von Beethoven und so weiter.

1945. Eine Karte aus Frankreich erreicht sie.

Von meinem Vater. Er hat überlebt, weil die kamen dorthin, wo sie alle Zuflucht gesucht haben, in der Nähe von Valence im Süden Frankreichs. Und er war am Bach fischen, und da kam jemand zu ihm und sagt zu ihm »Geh nicht nach Haus, die suchen nach dir«. Und so ist er am Leben geblieben. Als der Krieg zu Ende war, kam da eine Karte, an den Onkel Carlos, er hat sich erinnert, daß meine Mutter einen Bruder hatte, der hieß Carlos. Und diese Karte kam an.

Edith Aron hatte immer ein Foto von ihrem Vater an ihrem Bett hängen. Und ihre Mutter legt ihr keine Steine in den Weg. Edith besteigt 1950 einen italienischen Dampfer Richtung Nizza. Sie wird ihre Mutter zehn Jahre lang nicht sehen.

»Ob ich die Maga finden würde? So viele Male hatte ich, wenn ich durch die Rue de Seine kam, nur aus dem Durchgang zum Quai de Conti herauszutreten brauchen, und kaum hatte das Licht aus Asche und Ölbaum, das über dem Fluß lag, mich die Umriss unterscheiden lassen, zeichnete sich auch schon ihre schmale Silhouette auf dem Pont des Arts ab, manchmal lief sie von einem ans andere Ende, dann wieder blieb sie am eisernen Geländer stehen und beugte sich über das Wasser.« (aus Julio Cortázar's *Rayuela*).

Das erste Mal, als ich ihn sah, diesen langen, jungen Mann, das war im Bureau de change, dort wo man Geld wechselt. Und da ist er mir aufgefallen.

Der Hafen von Nizza. 1950. Erste Begegnung mit Julio Cortázar. Argentinier, Schriftsteller. Dann besucht Edith Aron zunächst ihre alte Homburger Jugendfreundin Ellen Salomon in Lyon, dann zwei Wochen Aufenthalt bei ihrem Vater im lothringischen Sarreguemines. Dann Paris.

Und da hab ich mir eine Wohnung gesucht, irgendwo, wo ich wohnen kann, und da fand ich, ich glaub', das war Rue Raymond-Losserand 150, das war bei einer russischen Familie, die sind damals aus Rußland raus, sind ja viele raus wegen den Kommunisten. Da war ich lange, an die drei Jahre, und hab' auch ein Klavier gemietet, hab' rumgehört, was mich interessiert hat. An der Sorbonne, ging viel in Museen, ich hab' mich da gebildet, sozusagen. Ging jeden Tag in den Louvre, unter einem Arm hatte ich ein Geschichtsbuch, im anderen ein dictionnaire, um gleich nachzusehen.

Paris in den Fünfzigern. Kulturelles Zentrum Europas. Edith Aron, Julio Cortázar mittendrin. Cortázars Roman *Rayuela* beschreibt diese Zeit.

»Oh Maga! Ohrenbetäubendes Schweigen entstand blitzartig um jede Frau, die dir ähnlich sah, eine geäderte und kristallinische Pause, die schließlich traurig zusammenfiel wie ein nasser Regenschirm, der geschlossen wird. Ausgerechnet ein Regenschirm. Du würdest vielleicht, Maga, an den alten Regenschirm denken, den wir in einer Schlucht im Park Montsouris opferten, an einem eisigen Märznachmittag. Wir warfen ihn hinab, weil du ihm auf der Place de la Concorde begegnet warst, er war schon ein wenig kaputt, und du hattest ihn viel benutzt, vor allem um ihn den Leuten in der Metro und in den Autobussen in den Rücken zu stoßen, ungeschickt stets und zerstreut und in Wolkenkuckucksheime vertieft oder den Anblick zweier Fliegen an der Decke des Wagens, die ein Muster bildeten ... Wir meinten, ein Regenschirm, den man auf einem Platz gefunden hatte, solle würdig in einem Park sterben ... wir trugen ihn auf die höchste Anhöhe des Parks nahe der kleinen Brücke über der Eisenbahnlinie, und mit all meinen Kräften warf ich ihn von da in die Tiefe, auf das nasse Gras der Schlucht, während du einen Schrei ausstießest, in welchem ich undeutlich die Verwünschungen einer Walküre zu erkennen glaubte.« (aus Julio Cortázars *Rayuela*).

Julio Cortázar. 1914 in Brüssel geboren, gestorben 1984 in Paris. Mit Jorge Luis Borges bedeutendster Autor der phantastischen Literatur Lateinamerikas.

Und dann hab' ich ihn ja in Paris dreimal getroffen, und der hat damals sehr an die Surrealisten geglaubt. Er dachte, das wär' ein Wink. Und als ich ihn dann das dritte Mal irgendwo zufällig sah, ich glaube, das war im Jardin du Luxembourg, da

haben wir einen Kaffee getrunken, und da hab' ich ihm den Sergio de Castro vorgestellt. Und dann fuhr er wieder zurück nach Buenos Aires, er war damals 35 Jahre alt ... Und dann hat er auch ein Stipendium beantragt, nach einem Jahr, und kam dann wieder. Und dann sind wir öfters ausgegangen, und so.

Sergio de Castro, argentinischer Maler, ist oft mit dabei. Künstler, Literaten, Surrealismus. Cortázar schickt Edith Aron Erzählungen, sie beginnt zu übersetzen.

Sie sind ausgegangen mit Cortázar und so? Was heißt »und so«?

Ich weiß nicht mehr, ich kann mich nicht mehr erinnern. Es war eine starke Freundschaft. Er hat das »una alta amistad« genannt. Und jedes Mal kam er mit neuen Geschichten an, und ich hatte Lust, diese für deutsche Freunde zu übersetzen.

Erste Übersetzungen werden Mitte der fünfziger Jahre schon im Rundfunk gesendet, in Saarbrücken, Baden-Baden, dann gedruckt. Wichtig: Edith Aron ist die erste, die zeitgenössische lateinamerikanische Literatur ins Deutsche übersetzt, erfolgreich. Später auch Octavio Paz, Jorge Luis Borges. Mut macht ihr dabei eine andere Deutsche: Ré Soupault. Verheiratet mit Philippe Soupault, dem großen Surrealisten.

Ja, sie hat mir Mut gemacht. Sie hat gesagt, ich kann, sie hat mir auch erklärt, bei einigen Wörtern, warum das gut war, warum ich rosane und nicht rosa gewählt. Die Frau war fabelhaft, wirklich. Und positiv. Das war diese wunderbare deutsche Generation, die waren ja alle positiv! Sie hatte Charakter, und sie sagte ja oft, »Ich hatte nichts als meine deutsche Sprache«.

Ré Soupault, 1901 als Meta Erna Niemeyer geboren, heiratet 1937 Phillippe Soupault in Paris.

Zurück ins London des Jahres 2013. Nächstes Treffen mit Edith Aron. Habe erstmals die Synagoge gleich nebenan bemerkt. War aber leer. Voll dagegen der Beatles-Zebrastrifen auf der anderen Seite der Straße. Wir durchforsten ihre Bücherregale, Fotos, Karten, Briefe. Paul Celan taucht darin auf.

Das ist von Celan, eine Widmung: Für Edith Aron, herzlich, Paul Celan – 24. 03. 64.

Und ich hab auch Cortázar mit hingegenommen, und der Herr Celan hat ihm ein Buch geliebt und der Cortázar hat ihm das Buch tatsächlich mit der Post zurückgeschickt. Vielleicht hat er ein schlechtes Gewissen gehabt. Vor Herr Celan. Aber Celan war für mich wichtiger als Cortázar, weil er

zu meiner Sprache gehörte und zu demselben Background, irgendwie. Und war auch niemand, der in die Synagoge ging. So was brauchte man gar nicht. Aber das war ein Wunder, und dafür bin ich mein Leben lang dankbar, daß ich die Möglichkeit hatte, den persönlich zu erleben und er war stimulierend ... Und es ist sehr schade, daß er sich das Leben genommen hat. Wahrscheinlich hatte er genug, oder er war ... Was hat sogar seine Frau gesagt? *«Il était trop lucide!»* Der hat zu sehr durchgesehen, wie alles ist und wie alles funktioniert auf dieser Welt. Und wahrscheinlich hatte er genug ... Bueno ...

Edith Aron bleibt bis zum Tod von Gisèle Lestrangé (Paul Celans Frau) 1991 mit ihr freundschaftlich verbunden. Schreibt später über diese und andere Bekanntschaften. Humorvoll, leidvoll, diskret. Ende der fünfziger Jahre zieht Edith Aron für drei Jahre nach Berlin. Hans Magnus Enzensberger, Heinrich Böll, Günter Grass und viele andere lernt sie auch kennen – eine Randbemerkung. Und Julio Cortázar?

»Ich berühre deinen Mund, mit einem Finger berühre ich den Saum deines Mundes, [...] und da ist nur ein einziger Speichel und Geschmack nach reifem Obst, und ich fühle, wie du, an mich gedrückt, zitterst wie ein Mond auf dem Wasser.« (aus *Rayuela*)

Rayuela ist der spanische Name für das Kinderhüpfspiel »Himmel und Hölle«, auch als Hickelkasten bekannt. Im Roman von Cortázar geht es um Horacio Oliveira, argentinischer Bohémien. Lebt im Paris der Fünfziger in den Tag hinein. Diskutiert im Club der Schlange mit allesamt erfolglosen Musikern und Künstlern über Kunst, Metaphysik und Jazz. Seine Geliebte heißt Lucía – genannt La Maga – die Zauberin. Sie ist spontan, willensstark, leidenschaftlich.

Ja, ich war immer stark, und hatte meinen eigenen Willen, und war natürlich emotional, emotional bin ich, ich bin kein kalter Mensch. Weiß nicht ... einmal hat er ... mir kommen manchmal so Fetzen zurück. Einmal hat er zu mir gesagt »yo traigo mala suerte a la gente«, hat er mir mal gesagt, »Ich bringe einigen Menschen kein Glück«, irgendwie so was. Und so Fetzen hat er dann manchmal gesagt. Weiß nicht, der war vielleicht auch gespalten. Die eine Seite, die geschrieben hat, und die andere, die sich nicht immer so benommen hat, wie sie sich hätte benehmen müssen.

In *Rayuela* zerbricht am Ende alles – die Maga verschwindet spurlos, Horacio Oliveira

kehrt nach Lateinamerika zurück, wird wahn-sinnig.

Nee, ich will damit nichts zu tun haben. Und deswegen mach' ich das immer klar: Das einzige, was stimmt in dem ganzen Roman ist der Regenschirm, der hing da auf der Place de la Concorde irgendwo und gehörte keinem. Den hab ich mitgenommen, und den haben wir dann irgendwo, in irgendeinem Park haben wir den dann gelassen. Das war das einzige, was stimmte. Aber sonst stimmt überhaupt nichts, das ist alles erfunden. Er war sehr kreativ damals.

Edith Aron war die Muse, die Inspiration für La Maga, die vielleicht berühmteste literarische Figur Lateinamerikas. 2003 ist das erst publik geworden.

Ja, vielleicht, also der Cortázar hat mich ja da benutzt für seine ... Mit diesem Buch hat er die Welt erobert. Als dann seine Bekannte Aurora nach Paris kam, hat er sich dann entschieden für die Aurora und mich hat er in den Roman getan.

1953 heiratet Cortázar Aurora Bernárdez, argentinische Übersetzerin.

Er hat ja auch darauf bestanden, daß ich sie ab und zu besuche. Am Anfang, wenn ich dahin kam, bin ich zuerst ins Badezimmer und hab mir wahrscheinlich die Tränen weggewischt, denn das war ja eine unmögliche Situation. Und dann saß er mir gegenüber am Tisch und sah mich so an, ich sollte stärker sein als die Situation. »Más ...« Borges hat ja gesagt, »el hombre tiene que ser más fuerte que sus circunstancias«, also ich soll über der Sache stehen, die Hauptsache ist der Ausdruck in der Kunst.

In London trinken wir einen kleinen Likör, Kaffee, rauchen Gauloises. War Cortázar der Grund, Paris Mitte der Fünfziger zu verlassen, nach Berlin zu gehen? Sie verneint stumm.

1960. Edith Aron reist nach Buenos Aires – ihre Mutter ist an Krebs erkrankt. Edith Arons Vater bleibt in Sarreguemines. Zuletzt war er Uhrenvertreter, reist in Lothringen und dem Saargebiet umher. Die Erzählung *Die Zeit in den Koffern* beschreibt, wie Edith Aron ihn trifft, ihm aushilft. 1958 stirbt er. Ihre Mutter bleibt in Buenos Aires, stirbt 1966. Ein Schicksalsjahr auch für die 43jährige Edith Aron. Julio Cortázar hat die Übersetzungsrechte seiner Erzählungen, die Edith Aron teilweise schon übersetzt hatte, aus der Hand gegeben. Edith Aron schüttelt heftig den Kopf, ihre Lippen werden schmal.

Das war in derselben Woche etwa, als meine Mutter gestorben ist. Ich hab' dann einfach nicht mehr geschrieben. Cortázar wollte von mir wissen, was

ich denke. Ich hab da sicher auch Fehler gemacht. Und da sagt die Frau, die auf meine Mutter aufgepaßt hat, »si él es más fuerte que usted, no escriba más«. Und dann hab ich nicht mehr von mir hören lassen. Und dann kam er wirklich, 1977 kam er hierher nach London, hat Joanna kennengelernt, hat ihr ein Bilderbuch mitgebracht und hat gesagt, »warum hast du dich nicht besser verteidigt?« Da hab ich gesagt, »Ich wußte nicht, wie. Ich war nicht stark genug.« Und da meine Mutter gestorben ist in derselben Woche, irgendwie, ... es war schrecklich, schrecklich ... und das war was ... eine von den schlimmsten Sachen, die mir je passiert sind.

Abruptes Ende als Übersetzerin, die Freundschaft zu Cortázar zerfällt – Edith Aron beginnt am Goethe-Institut in Buenos Aires Deutsch zu unterrichten und gründet ihre eigene, kleine Familie. Sie heiratet John Bergin, einen Briten, den sie Ende der Fünfziger auf einer Party kennengelernt hatte. 1968 wird Tochter Joanna geboren.

Joanna Bergin: Wenn mich jemand fragt, wo ich herkomme, sage ich immer: Geboren in Buenos Aires, aufgewachsen in London und ich habe in Paris gelebt und die Welt bereist. Aber eigentlich fühle ich mich, und das ist das große Geschenk an unsere Generation, wie eine Bürgerin dieser Welt, und es ist auch nicht mehr wirklich wichtig, wo du wohnst. Ich habe so viele Freunde, die ebenfalls gemischt sind.

Joanna hat blaue Augen, braunes Haar – wie ihr Vater, der abstrakt malte, Cartoons zeichnete. Sie lacht gerne. Sie ist Sopranistin. Sie ist groß. Mit 19 begann sie zu modeln, lebte zehn Jahre in Paris, reiste weitere fünf um die Welt für eine Agentur. Sie lebt in London, sie liebt New York.

Bergin: Meine Mutter hat das nicht. Für sie ist ihre Identität sehr wichtig und sie wollte auch für mich ein Land haben als Basis.

1969. Edith Aron und John Bergin verlassen Argentinien mit Tochter Joanna – für immer. England ist das Ziel, erst Birmingham, dann London. Zwei Zimmer, eine winzige Küche, ein kleines Bad nahe der Abbey Road in einem riesigen Apartmenthaus – dort, wo Edith Aron und ihre Tochter heute noch wohnen.

Bergin: Ich habe meine Mutter kämpfen gesehen, als ich klein war. Und dann haben sie sich getrennt, als ich sieben, acht Jahre alt war. Aber meine Mutter ist eine sehr starke Frau, und mein Vater war sehr frustriert hier und hatte angefangen zu trinken, und dann hat sie ihn rausgeworfen. Aber mein Vater war ein wundervoller Mensch, sehr talentiert,

aber ein schwacher Charakter. Er war sehr passiv. Meine Mutter ist diese außergewöhnliche deutsche Mischung mit lateinamerikanischem Feuer und Emotion – eine explosive, aber attraktive ... ich habe beide Seiten als Kind kennengelernt.

Aron: Dann hab ich hier Arbeit gefunden. Im Goethe-Institut. Und dann haben die mich später an das Imperial College geschickt, das genau gegenüber war, und das sehr international war. Also da war ich furchtbar gerne. Da war ich 15 Jahre lang oder ein bißchen länger. Ja, dadurch habe ich eine Rente. Auch an Abendschulen habe ich unterrichtet, und privat habe ich viel unterrichtet. Ich stand auf der Liste vom Goethe-Institut und die haben mir dauernd Leute geschickt.

Mit ihrem Mann spricht Edith Aron immer Englisch, mit ihrer Tochter meist auch. Deutsch dagegen schreibt sie – innere Heimat, Bewältigung.

Bergin: Sie hat immer spät am Abend geschrieben, und ich mag das Geräusch der Maschine. Sie schreibt erst mit der Hand und dann mit der Maschine.

In Edith Arons Texten geht es auch immer um das Fremde in einem selbst. Und darum, wie das Fremde, das in mir ist und was ich bisher erlebt habe, mit dem Erlebten zusammengefügt werden kann.

Aron: Man erinnert sich an etwas und meistens muß man dann alles stehen und liegenlassen und muß sofort schreiben, sonst kann es verschwinden. Sonst geht's weg. Und bei Cortázar war das so ähnlich. Wenn er eine Idee hatte, setzte er sich hin, und deswegen haben ihn auch viele im Café überrascht, wo er da saß und schrieb.

Bergin: Ich erinnere mich daran, als ich acht Jahre alt war, kam Julio Cortázar hier in London vorbei und er versuchte, mich davon zu überzeugen, daß ich einen blauen Salat machen könnte, wenn ich blaue Briefmarken einen Monat in Essig einlegen würde, was mich als Achtjährige ziemlich verwundert hat. Ich mochte ihn auch nicht wirklich. Aber ich erinnere mich an ihn.

Das war 1977. Julio Cortázar ist französischer Staatsbürger geworden, arbeitet für die UNESCO in Paris. Kinderlos. Er stirbt 1984 in Paris an Leukämie. Edith Aron liest es in der Zeitung. Auch ihr Ex-Mann John Bergin stirbt an Krebs. Edith Aron veröffentlicht 1989 ihren ersten, 1999 ihren zweiten Kurzgeschichtenband. Darin verarbeitet sie auch ihre Reise nach Jerusalem.

»Nach vier Tagen, wie geplant, fuhren wir nach Jerusalem [...] Wir dachten an Else

Lasker-Schüler, die am Fuße des Ölbergs begraben war, und auch an Paul Celan, der in seinem letzten Lebensjahr auch Israel besucht hatte. Wir fuhren nach Massada hinauf und badeten im Toten Meer. Wir bestaunten und bewunderten die Landschaft dieses alt-neuen Landes.

Kurz vor der Abreise fuhren wir wieder nach Tel Aviv zurück. Dort sah ich meine ehemaligen Schulkameraden aus meiner Heimatstadt im Saarland, die 1937 direkt nach Israel ausgewandert waren. Sie waren jetzt Israelis oder sind Hebräer geblieben, sprachen aber immer noch perfekt Deutsch. Das war eine große Freude. Walter hatte immer noch abstehende Ohren, daran erkannte ich ihn wieder.« (aus *So geht es auch*)

London. Letzte Begegnung mit Edith Aron. Wir trinken Kaffee, sitzen am Bett in der hinteren Ecke des Zimmers. Bücherstapel, Blättersammlungen werden durchsucht. 2003 hat die Stadt Homburg Edith Aron eingeladen. Feierlich wurde in ihrem Beisein die Ruine der Synagoge an die Stadt übergeben.

Ich war gerne dort. Ich hatte mir so eine kleine Rede aufgesetzt. Und ich habe Sachen, die ich in all den Jahren publiziert hatte, vorgelesen, die publiziert waren, von den Jahren. Es war sehr nett. Denn hier, dies England habe ich nicht mehr richtig mitbekommen, das war das vierte Land, das war bis jetzt zuviel.

England – das vierte Land, die vierte Sprache, die vierte Heimat?

Nee, Heimat ist ... Menschenskind, das ist die Literatur, etwas, was ich lese, was mir gefällt, ja? Zum Beispiel Joseph Roth, das war eine Entdeckung für mich, und es gibt so einige Schriftsteller, die ich sehr mag. Heimat, ich weiß nicht, was Heimat ist. Sie sehen ja mein Zimmer hier.

2011 hat die Stadt Homburg zum ersten Mal den Edith-Aron-Preis verliehen. An Schülerprojekte im Bereich Migration. Jüdische Emigrantin will sie nicht sein.

Nee, ich habe denen geschrieben, und die haben das Gott sei Dank richtig verstanden. Ich möchte nicht, daß sie den Preis wiederholen. Und das haben sie natürlich ... das war nicht schön. Aber ich wollte das nicht. Ich wollte für meine eigene Arbeit, und ich will nur so erinnert werden, für das, was ich geschrieben habe. Das ist und das bedeckt ja mein ganzes Leben.

London. Am Nachmittag haben wir uns verabschiedet. Ich gehe durch den langen Flur mit dem roten Teppich, runter zur Abbey

Road, über den berühmten Zebrastreifen der Beatles, entlang der High Street in St. John's Wood durch den Regent's Park zum Bahnhof St. Pancras. Es schüttet, ist sehr windig. Im Koffer ein bewegtes Leben, voller Geschichten.

Der Beitrag des Autors erschien unter gleichem Titel zuvor als Feature in der Sendung *HörStoff* auf SR2 KulturRadio. Abrufbar in der SR-Mediathek.

... von einer Insel weiß ich ...

Rechts der Fluß – links der Kanal und umgekehrt

Von Georg Bense

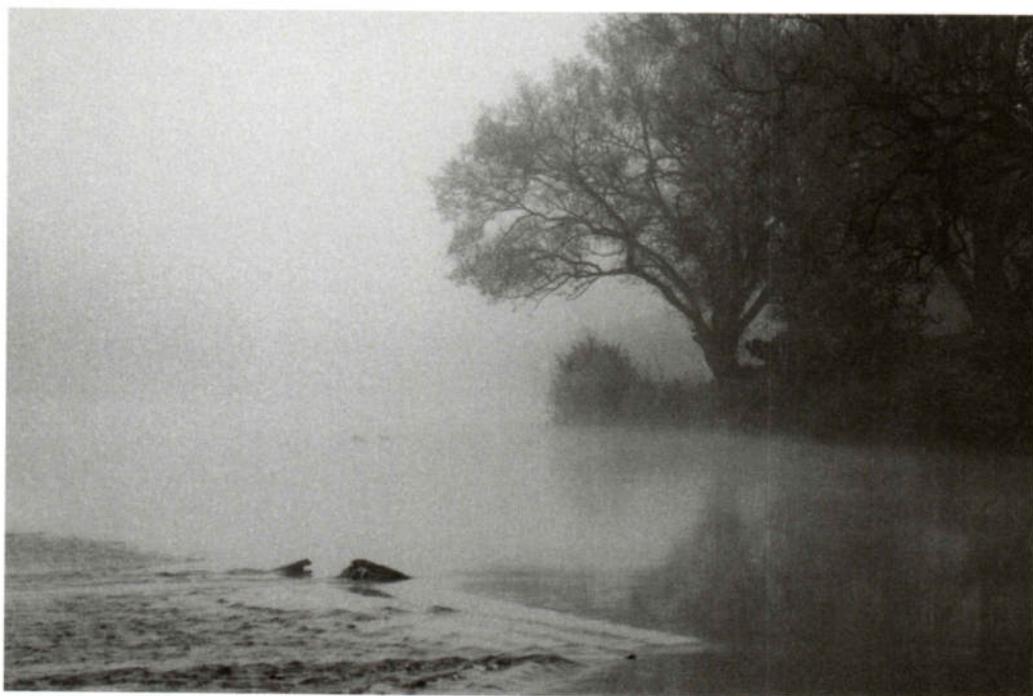
Es gibt Träume, die von Inseln handeln. Es gibt Wünsche, die mit Inseln zu tun haben. Es gibt Sehnsüchte, die auf Inseln gerichtet sind. Die Insel, von der ich erzählen will, ist weder Traum noch Sehnsucht. Sie liegt nicht weit von meinem Hause und schon gar nicht in der Ferne. Sie teilt auf etwa zwei Kilometer das Wasser eines Flusses, der aus den Vogesen kommt und sich bei Trier mit der Mosel vereint. Die Insel liegt in der Saar und hat keinen Namen. »Insel« sagen die Leute in Kleinblittersdorf, wenn sie über die »Brücke der Freundschaft« hinüber nach Grosbliederstroff gehen, um in Frankreich in einem Restaurant zu essen, um jemanden zu besuchen oder um im jeweils anderen Land zu arbeiten. Beide Orte berühren die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich, die hier von der Saar gezogen wird. Die Beamten im Rathaus von Kleinblittersdorf ziehen häufig mit den Kollegen in der Mairie von Grosbliederstroff am gleichen Strang. L'île oder die Insel oder auch das Inselchen verdankt sein Leben dem Saarkanal, dem Canal des houillères de la Sarre, der den Rhein-Marne-Kanal mit Hilfe von Saar, Mosel und Rhein mit den Industriezentren im Norden verbindet. Kurz bevor er hinter Sarreguemines in die kanalisierte Saar übergeht, begleitet er den Fluß entlang seines linken Ufers, der Grenze zu Frankreich, die natürlich längst keine Grenze mehr ist, so daß die »Brücke der Freundschaft« zwischen »Kleinbli« und »Grosblie« zu einem echten Symbol der Freundschaft geworden ist. Ganz im Sinne des europäischen Gedankens, dessen geistige Brücken und Brückchen nicht nur an der Saar Menschen und Zeiten verbinden. Mit den Menschen wechseln auch ihre Geschichten von Hüben nach Drüben. Ellen Widmaier aus Kleinblittersdorf hat eine erzählt. *Spatzenkirchen*. Roman einer authentischen Geschichte über einen lange vertuschten und vergessenen Widerstand gegen das Naziregime. »Bis ich jener Verdunklungsgeschichte auf die Spur kam, die niemand erzählen wollte oder erzäh-

len konnte.« Ehe die Brücke das jeweils andere Ufer, den anderen Ort erreicht, wird sie von einem wuchtigen Pfeiler auf einem schmalen Streifen Land, zwischen Kanal und Fluß, gestützt. Ein Betonstempel, der bei Niedrigwasser den Anspruch, auf einer Insel zu stehen, wuchtig unterstreicht. Vielleicht die einzige ihrer Art in der Saar. Die Einzigartigkeit sieht man ihr nicht an. In meiner Phantasie ist sie jedoch vorhanden. Wenn ich die eisernen Stufen entlang des Brückenstempels, die Augen auf den Kirchturm von »Grosblie« gerichtet, hinuntersteige, betrete ich ein kleines Areal von vielleicht zwei Kilometern Länge und etwa 50 Metern Breite. Ein lang gestreckter Schlauch voller kleiner Landschaften. Nicht selten im Nebel, der zwischen Zweigen und Büschen herumstreift, sich über den Wassern von Fluß und Kanal ausbreitet. Keine Kilometersteine. Keine Ortsschilder. Gehen, der Insellänge folgen. Gehen, sich in Gedanken auf einem beschaulichen Eiland niederlassen. Gehen am Morgen oder mittags, vielleicht am Abend. Gehen. Geradeaus, bis zur Spitze, die sich der Strömung entgegenstellt. Geradeaus zum anderen Ende, wo der Kanal auf den Fluß trifft, nachdem er rauschend das Wehr überwunden hat. Gedanken der Phantasie überlassen, doch kein *Land Orplid* erfinden, das nicht in der Ferne, nicht in der Nähe leuchtet. Keine Südseeinsel im Sinn von Mörikes Gedicht. Im Kanal schwätzen die Enten. Beobachtet von Reihern. Unbeweglich auf Beute aus. Starren Auges belauern sie die Wasseroberfläche. Wie die Angler, die ihre Rutenbatterien über dem Wasser in Stellung gebracht haben. Warten und Warten. Warten als Sport. Ein Sport ohne Gegner. Grausames Vergnügen am Sonntagmorgen. Chancenlose kleine Silberlinge, die an Haken zappeln. »Etwas, was Du fühlst, wird die ihm eigene Form finden«, meinte Jack Kerouac und ging wenig zu Fuß. Er war on the road im Auto, unterwegs nach Süden, nach San Francisco. Im Gehen versuche ich mich an Gedankenformen. Meine Phantasie sammelt.

Links und rechts. Vorne und hinten - verspielt sich im Nebel. Alraunen kreuzen den Weg. Wischen vorbei. Schwebende Bäume wie auf Leinwänden. Ineinander gewachsen. Gestürzte Riesen, wie sie Künstler faszinieren, finden zur eigenen Form. »Der Ort meiner Empfindungen ist das Gehirn«, behauptete Werner Reinert, der Lyriker und sah »ERDE: geschlagen, entrechtet, entstellt«. Eine Wirklichkeit entstanden aus der Unwirklichkeit der Träume. Die Geräusche der Wirklichkeit hinter dem Nebel schwellen ab, wachsen an. Liegen in der Luft über dem Gehen. Entlang einer unsichtbaren Autobahn, die sich hinter dem Nebel der Ufer verbirgt. Kein Entkommen. Gehen. Auf der anderen Seite des Kanals jagen graue Radfahrer vorbei. Wortfetzen aus keuchenden Mündern über eisgrauen Bärten. Ein zwängender Kampf gegen sich und die anderen. Es noch einmal zeigen. Wille und Weg verbünden sich. Werden eins. Gehen ist nicht gleich gehen. Ich habe mein Gehen dem Weg angepaßt. Die kleinen Fallen, die Löcher und Pfützen umgehen. Wurzeln ausweichen. Abstand halten vom Rand des Kanals. Gehen. Mit Körper und Kopf angemessen vorankommen. Wahrnehmungen notieren. Eindrücke speichern. Das Grau des Nebels zwischen den Ufern. Die zerbröckelnden Ränder des Kanals. Verwischungen von Schwarz und Weiß der

Büsche am Saarufer. Irgendwo vor mir. Weiter da vorne. Dahinter: die Schleuse. Der Kanal liegt schräg über dem Fluß. Seine Untiefen hat er mit kleinen Stromschnellen markiert. Letztes Bemühen des Flusses vor der Kanalisierung. Saarbrücken erwartet ihn mit einzementierten Ufern. Schleusenkammern bereiten die seltenen Schiffe darauf vor. »Gib Dich jedem Eindruck hin«. Die Schleusentore öffnen sich. Die Kamera fährt zurück. Folgt dem Touristenschiff über die Schleusentore hinaus. Kein Schnitt auf die Bugwelle. Frohsina steht am Heck über dem Schraubenwasser. Schnell verschwunden in der Unschärfe, die nicht nachgezogen wird. Das Buch, das ich über die Insel schreiben möchte, wäre ein Drehbuch. Ein Film in Worten. Kurzfilm. Geschrieben aus der Gegenwart, eine verblaßte Vergangenheit hinter sich lassend, hinein in den Entwurf einer nebligen Zukunft. Beschrieben durch Kamerabewegungen. Schnitt. Gehen. Zurück auf Anfang. Dort, wo alles, wo der Film und eine Geschichte beginnen wird. Auf der »Brücke der Freundschaft«. Ton und Kamera laufen lassen. Und bitte...! Zwei Schemen im Nebel gehen aufeinander zu. Schauen sich an. Umarmen sich. Beginn einer Liebe? Einer Freundschaft? Einer neuen Geschichte? Schnitt. Piktogramm einer Insel.







Zu Ende ist die Schicht

Von Johannes Kühn

Johannes Kühn ist am 3. Februar 80 Jahre alt geworden. Die *Saarbrücker Hefte* bringen aus diesem Anlaß zwei Gedichte aus dem zuletzt veröffentlichten Band *Zu Ende ist die Schicht. Bergmannsgedichte*. Kühn entstammt einer nordsaarländischen Bergarbeiterfamilie und kennt das harte, arbeitsame und gefährliche Bergarbeiterleben. In den Gedichten werden neben Werkzeugen aus dem Leben der Bergmänner früherer Zeiten wie Meißel und Schippe auch Details aus dem Alltag außerhalb des Bergwerks (*Grub*) zum Gegenstand: *Bergmannskalender, Sankt Barbara, Die Geisse*.

Geboren ist Johannes Kühn in Bergweiler, das zur Gemeinde Tholey gehört, aufgewachsen ist er in Hasborn, wo er heute noch lebt. Mit dem 1989 bei Hanser erschienen Lyrikband *Ich Winkelgast* wurde er überregional bekannt. Johannes Kühn wurde für sein Werk vielfach mit Preisen bedacht, dem Kunstpreis des Saarlandes (1988), dem Horst-Bienek-Preis (1995), dem Hermann-Lenz-Preis (2000) und dem Friedrich-Hölderlin-Preis der Stadt Bad Homburg (2004). Die Landesregierung verlieh Johannes Kühn den Professorentitel ehrenhalber. Wir gratulieren Johannes Kühn zu seinem 80. Geburtstag.

Alter Bergmann

Bist du in der Nacht gegangen -
ich kenn
die Nacht, die Gestein ist.
Ich schlug mir die Hände zu Brettern.
Es sind verraucht
die Kohlen, die ich gebrochen,
es sind die Rauchschwaden
vergangen in Luft,
es ist in Öfen
der weißen Winter
die Wärme
gestorben.

Mir sind die Hände zu Brettern geworden.

Gestorben sind nicht die Menschen
in Kälte
der weißen Winter.
In Fabriken, wo durch Schornsteine rauchte,
was ich gebrochen,
ist Eisen geworden,

das dient an Wagen,
als Träger in Häusern.

Wohnt! Lebt! Wie gut,
mir sind die Hände zu Brettern geworden
nicht umsonst.

(entstanden vor 1984)

Der Vieruhrzug

Nun am Tage
landen öfters auf den Bahngleisen
Vögel, da kein Zug mehr fährt.

Und wie flüchteten die Krähen,
Elstern, Hasen und Rehe,
als er noch das Tal durchfauchte
laut mit schweren Lungen
und mit Radgestampf.
Rauch blies er empor in großen Schwaden,
malte hohe Wälder schwarz.
Eingemeindet war er in die Landschaft
wie ein Wind.

Wann erklingen Heimwehlieder
nach dem Vieruhrzug,
in dem der Bergmann fuhr?

(2012)

Drei Gedichte

Von Ellen Widmaier

Jawort

Du hast nicht Staub gewischt
sagte samstags meine Mutter
hast du Lust im Dreck zu sitzen
ich sagte JA - hab Lust
störrisches frühreifes Kind
Klumpchen von Fliegenschiss
leuchten im Frühlingslicht

Ich hab mein Leben
verstaubt in verstaubten Kartons
neben den alten Straßenkarten
tief eingerissen im Knick
Schmutzrand um die Städte
wo der Finger in Vorfreude kreiste
die Fahrt nach Paris
mein erstes Auto war rot
die Ladefläche zu schmal
für den Flokati aus Kreta
wir legten ihn doppelt so weich
gepolstert nah diagonal
erzählten wir uns die schmutzigen
Tricks des Lebens den Kummer
belohnten uns reich
woher nahmen wir -
danach ins eiskalte Wasser
an einer Quelle der Picardie
Abschied von unserm Geruch
ach der Liebste von damals tot

Ich muss was essen
ich bin noch da
Staub tanzt blind im Licht
ich warte auf nichts
ich warte

Verlustmeldung

Mein Fahrrad wurde gestohlen
außerdem melde ich
den Verlust meiner Zeit
Umwege, Irrwege, falsche Berufe.

So viel Politik
So wenig Lyrik
das fing an vor meiner Geburt
Mord – bis in die Familie.

Schadhafte Männer
das fing an mit dem Vater
Phantom auf der Flucht –
Glückwunsch, sagt meine Freundin.

Einer kam
in der Maske des Lammes
der Schaden sprengte
jede Deckungssumme.

Danach war ich müde
meine Lider fürchteten
die Finsternis. Die Sonne
verbrannte die Zeit.

Schadensregulierung – wo
ist der Versicherungsschein?
Im Geburtskanal verloren
mit der Nabelschnur entsorgt ...

O – ein neues Fahrrad!
Drei Gänge mehr als das alte.

Dort wo wir lagen
am Wehr unter Erlen und Farn
Septemberstaub dämpfte das Grün
legte sich uns auf die Lippen
die Zunge trockener Sehnsuchts-
Gedanke Lust vergessen vertan
war da nichts war da nichts mehr
war der Atem zu flach um zu spüren
wie wir eingewachsen ins Eigene
und die Spitze des Farns sich
entrollte ohne dass es uns rührte

Ob Glück mich jäh –
oder ein Schrecken das Schwere
dein Arm vielleicht oder das Leichte
Pappelflocke im Juniwind
mich aufspürt trifft wo es
möglicherweise mich nicht mehr gibt
wie den Juni nicht im September
als wir lagen am Wehr bei den Erlen

Auszug aus Ellen Widmaier, dort wo wir lagen. Gedichte, Oelde: Vorsatz-Verlag 2001 (Reihe Roterfadenlyrik. Edition Haus Nottbeck).

Schnee

Von Natascha Denner

Schlitten mit
Flaschenklavier
unterm Zellophan
Schrammen durch Schnee
im Gespann
bankrotte Fischerfrau

Laternenlicht
auf Schneesplittertrip

als ob
ewiges Kreisen

kein Mond und kein Land

Scheinwerfer
Motor
röchelt auf

Schnee
heult
stöbern schwänzelnd
Hundeschnauzen

als ob
ewiges Kreisen

der Kopf eine Zelle
drin das Schlangenhaar
oder doch
Durchzug durch die Synapsen
wenn auch leer gefegt
und eine Taube
die Eierleichen legt

nach Lehm
und krummem Licht
schmeckt Zisternenhimmel
in Hagebutten
blüht Hummelfell
so hitzesatter Sommer

Mondschaum von Deinen Fingern
geborgter Berührungssinn

wenn es Nähe war
hatte sie ein Ablaufdatum

gerne hätte ich
Dich gestrichen gestreichelt
wir sind alles kluge Leute – sagtest Du
und einer von uns schaltete das Gespräch
ab
auf dem Tisch eine Mobbilleiche

Rezensionen

Der ganz normale Irrsinn

Mark Heydrich, *Cloud City*, Erzählungen, Conte-Verlag Saarbrücken 2013, 173 Seiten

Ein bißchen wundert man sich ja schon: In der Erzählung *Mein Lektor* werden die »regionalen Autoren« (152) in Bausch und Bogen als »Schwätzer« (152) abgetan. Der Lektor, der das sagt, heißt Chris und schnell ist klar, daß es sich nicht um irgendeine erfundene Figur handelt, sondern um den Autor und Lektor Chris Schrauff, der in der Saarbrücker Literaturszene als Schriftsteller und Mitglied des Saarländischen Schriftstellerverbandes bekannt ist. Und ausgerechnet dieser Chris Schrauff (man kann es im Vorspann der Erzählungen nachlesen), ist auch der Lektor des neuen Erzählbandes *Cloud City* von Mark Heydrich.

Warum macht Heydrich seinen eigenen Lektor zur literarischen Figur einer seiner Geschichten? Warum läßt Heydrich diesen Lektor so undifferenziert und pauschal alle »regionalen Autoren« in die Tonne treten? Fühlt sich Heydrich selbst nicht als regionaler Autor? Und auch das fragt man sich: Was hat Heydrich überhaupt bewogen, diesen dünnen Lektor-Text – er ist nur vier Seiten lang und eigentlich mehr Reportage und Portrait als Erzählung – in den Erzählband aufzunehmen?

Zum Glück sind nicht alle Erzählungen Heydrichs so problematisch wie die Lektor-Geschichte. Und zum Glück ist Heydrich auch nicht der »regionale Schwätzer«, über den er seinen übellaunigen Lektor lamentieren läßt.

Heydrich erzählt – vordergründig – Geschichten von ganz normalen Leuten und ihrem alltäglichen (und oft auch ganz banalen) Leben. Heydrichs Figuren sitzen beim Kaffee oder besuchen eine Party, fahren in den Urlaub, sind Studenten oder Paare. In *Cloud City*, der Titelerzählung, besucht ein junger Mann seinen Bruder in Kanada. In *More sluts in Ibiza* verbringt ein Pärchen Urlaubswochen auf der Insel Ibiza, in der Erzählung *Schweben* geht

es um Freunde, die sich beim Brunch auf der Terrasse treffen, und in der Erzählung *Neues aus Nußdorf* wollen zwei Studentinnen eine Seminararbeit über den Schriftsteller Martin Walser schreiben.

Aber schnell ist klar: So harmlos und normal, wie es zunächst scheint, sind die Leute dann doch nicht, und auch das Leben, das sie führen, ist ganz und gar nicht so normal, wie es zunächst aussieht. Wenn es Zeit wäre, miteinander zu reden, schweigen sie. Wenn es Zeit wäre nachzudenken, bleiben sie gedankenlos, und mit ihren Gefühlen halten sie am liebsten hinterm Berg. Seltsam reflexions- und emotionslosen Wesen begegnet man da, Leuten, die mehr Zombies und Marionetten ähneln als normalen Menschen.

Schnell ist klar: Hinter dem alltäglichen Leben, das diese Leute führen, gibt es noch eine zweite Welt, eine Welt von Bedrohung und Gefährdung, von Krisen und Katastrophen. Der kanadische Bruder in *Cloud City* macht undurchsichtige Geschäfte und hat jede Menge Probleme in seiner Familie. Der verlassene Liebhaber in der Erzählung *Sirius* verkraftet nicht, daß seine Freundin mit ihm Schluß gemacht hat und erschießt plötzlich ihr Reitpferd. Der junge Familienvater in *More sluts in Ibiza* verliebt sich während des Urlaubs vor den Augen seiner schwangeren Freundin in eine andere Frau.

Heydrichs Geschichten – die meisten sind übrigens im Präsens geschrieben – sind gradlinig und unkompliziert erzählt. So unspektakulär, ja, unvermittelt, wie sie in der Regel beginnen, enden sie meist auch. Auffällig auch das schnelle Hin und Her zwischen sehr detailreich und ausführlich erzählten Passagen und Passagen, die cursorisch und zusammenfassend erzählt sind. Die Sprache, die Heydrich verwendet, ist betont unaufwendig. Die Sätze sind fast immer protokollartig kurz,

der Satzbau einfach, die Wortwahl ganz an der Alltagssprache orientiert. Ein Beispiel:

Der Wind bauschte die leichten, dunklen Vorhänge über den Betten. Susanne schlief tief und fest. Sie war in den Spalt zwischen den Matratzen gerutscht. Die Laken rochen nach Sonnenöl, nach Schweiß. Ich setzte mich zu Susanne aufs Bett. Sie lag halb auf der Seite. Sie atmete schwer. Ich betrachtete ihre Brüste. Die Warzen waren groß, geschwollen. Die Brust hob und senkte sich. Ich betrachtete ihren Bauch, der Nabel guckte hervor. Die Haut war leicht gebräunt. Ich legte meine Hand auf den Bauch. In dieser Kugel planscht unser Kind herum, dachte ich. (47)

Heydrichs Erzählungen sind kühl formulierte und sehr genau beobachtete Alltagsgeschichten. Obwohl sie nicht besonders spannend geschrieben sind, nicht besonders kunstvoll komponiert und auch stilistisch nicht besonders ausgefeilt sind, sind sie interessant zu lesen. Es sind Geschichten mit doppeitem Boden. Einerseits erleben wir in ihnen ganz normale Leute in ihrem ganz normalen Leben. Andererseits zeigt Heydrich – und das sehr überzeugend –, wie schnell diese Leute aus der Bahn geraten können, wie schnell in ihrem Leben etwas schief gehen kann, wie

schnell aus Routine und Alltag Chaos und Katastrophen werden können.

Mark Heydrich, Jahrgang 1977, stammt aus Zweibrücken und lebt in Saarbrücken. Seit 1998 hat er hunderte von Lesungen und poetry slams im gesamten deutschsprachigen Raum absolviert. Sein erster Erzählband, *Der Körper im Gebirge* ist im Jahr 2008 in der Topicana-Buchreihe des Verbandes deutscher Schriftsteller, Landesverband Saar, erschienen.

PS.: Im Jahr 2007 hat Mark Heydrich in den *Saarbrücker Heften* unter der Überschrift *Was ich will* (Heft 97) verkündet, er wolle unbedingt den Büchner-Preis, die höchste literarische Auszeichnung, die man in Deutschland erhalten kann, bekommen. Ernstzunehmende Ansage oder Größenwahnsinn eines »regionalen« Autors? Wie auch immer: Büchner-Preisträger werden heutzutage immer älter. Der aktuelle Preisträger, der gerade gekürte Jürgen Becker, ist schlappe 81 Jahre alt. Es bleibt dem jungen Autor Heydrich also noch viel Zeit – zum Schreiben, zum Wünschen und zum Preise bekommen.

Dietmar Schmitz

Dem Zeitgeist auf der Spur

Frank Jöricke, Jäger des verlorenen Zeitgeists. Solibro Verlag, Münster 2013, 224 Seiten

»Irgendwas muß schiefgelaufen sein in der Gegenwart. Depeche Mode beschallen immer noch die Großraumhallen dieser Welt, Michael Jackson verkauft als Toter mehr Platten als die meisten Lebenden, und unlängst ist die gefühlte 17te Best-Of-Zusammenstellung von Frankie Goes to Hollywood erschienen – bemerkenswert für eine Band, die nur zwei reguläre Alben veröffentlicht hat. Sagte ich »Platten«? Es muß natürlich CDs heißen.«

Tatsächlich: Nostalgie ist in der heutigen Unterhaltung allgegenwärtig. Wiederholungen in den Fernsehprogrammen, gefragte Clips im Internet und nicht zuletzt die erwähnten Wiederveröffentlichungen zeugen davon. Ersetzt der jeweilige Zeitgeist früherer Jahrzehnte, multimedial in die Gegenwart transportiert, einen eigenen Zeitgeist genau dieser Gegenwart?

Manches spricht nach Frank Jöricke durchaus dafür. Er, der in Trier lebt und arbeitet,

pickt eine Vielzahl solcher Elemente von Unterhaltung heraus und liefert, bekennd subjektiv, eine gleichermaßen informative wie vergnügliche und verblüffende Interpretation von Popkultur an ausgewählten Beispielen. So erinnert er an das Fernsehen in Zeiten vor MTV, insbesondere an Ilja Richters von Klammauk durchgesetzte *disco*, an Kommissar Keller alias Erik Ode, der zwischen 1969 und 1976 »Straßenfeger« war und zudem gleich mehrere Folgeserien inspirierte. Er stellt Schlagergrößen wie Peter Alexander und Dorthie Kollo den Casting-Sternchen von heute gegenüber, widmet Harald Schmidt ein eigenes Kapitel und beläßt es doch nicht beim Mainstream. Stephan Sulke, der bis heute immer ein Geheimtipp blieb, ist ihm ebenso wichtig wie Hildegard Knef, an der sich über eine ganze Karriere hinweg die Geister schieden – längst nicht nur wegen eines sekundenlangen »Nackt«auftritts in den Fünfzigern.

Vier Jahrzehnte haben Spuren hinterlassen. Jedes Kapitel dazu wird mit Tipps zum Weiterlesen und mit Erkenntnissen zum Phänomen »Zeitgeist« versehen – letztere sind kurz, klar und oft polemisch. „Das Beste an Retro-Wellen ist, daß sie einen vergessen lassen, wie schrecklich das Original war“ oder „Soziale Netzwerke fördern asoziales Verhalten.“ Man

muß nicht mit allen Ausführungen von Frank Jörcke übereinstimmen. Aber es lohnt sich, sie zu lesen. Zumal man dem Zeitgeist der eigenen Zeit nicht entkommt. Selbst wenn man ihn zu erkennen glaubt und sich ihm weitgehend widersetzt, ist man ein Teil davon.

Roland Bernd

Krieg und Nachkrieg in Merzig

Hans Neusius, Als die Sirenen heulten. Krüger Druck und Verlag, Dillingen, 231 Seiten

»Hans, zieh dich an, wir gehen in den Bunker.« Klare Anweisung der Mutter – und eine Erfahrung, die Kindheit und Jugend von Hans Neusius prägen wird. Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs ist er vier Jahre alt. Fast 70 Jahre nach Kriegsende hat er seine Erinnerungen an Krieg und Nachkrieg veröffentlicht, die er sehr präzise und bis ins Detail hinein beschreibt. Bewahrt hat er sich den Blick des Jungen, der den Krieg im Umfeld des elterlichen Blumenladens erlebt – eine klassische Rückschau ist das nicht: Es sei der normale Alltag gewesen, erklärte Neusius bei der offiziellen Präsentation seines Buches – man kannte es nicht anders. Alle Menschen, mit denen man zu tun hatte, waren in derselben Situation. Das Bewußtsein um die mit diesem Alltag verbundenen Gefahren, das Schreckliche und die innere Bewältigung kamen erst später, im Nachhinein.

Hans Neusius, seit den neunziger Jahren Sektenbeauftragter des Bistums Trier, stellt dar, was er erlebt hat. Auf Larmoyanz verzichtet er völlig. Gerade aus dieser Deutlichkeit bezieht die Beschreibung den eindringlichen Charakter, weil sie die Vorstellungskraft des Lesers fordert und fördert:

»Bei uns zu Hause wurde jeden Morgen die alte Geschäftswaage auf dem Küchentisch aufgestellt. Meine Mutter teilte dann von der knapp bemessenen Brotration jedem von uns 125 Gramm zu. Das waren zwei bis drei Scheiben, die sich jeder nach Bedarf im Laufe des Tages einteilen konnte.«

Immer wieder finden sich Erlebnisse, die von ganz alltäglicher Abenteuerlust zeugen, wie sie Heranwachsenden eigen ist. Aber auch diese Erlebnisse sind vom Umfeld des Krieges geprägt – etwa der übermütige Versuch, auf einem Schwein zu reiten, das daraufhin erst einmal das Weite sucht. Es kann von den Er-

wachsenen wieder eingefangen werden, seine Bestimmung im Jahr 1943 freilich kommt explizit zum Ausdruck:

»Fachmännisch hat es ein Metzger in unserem Hofraum auf einer Leiter aufgespannt und in seine Einzelteile zerlegt. Blut- und Leberwürste wurden über eine Fleischmaschine in Naturdärme abgefüllt. Koteletts, Würste und alles, was ein geschlachtetes Schwein sonst noch zu bieten hat, wurden in Gläser eingekocht und ein ansehnlicher Vorrat sammelte sich in Schränken und im Keller.«

Nach dem Krieg ist der Schrecken – natürlich – noch nicht völlig vorbei, die Erfahrung des aus der Gefangenschaft zurückkehrenden Vaters ist ein besonders prägnantes Beispiel dafür: »Wir mussten uns alle langsam daran gewöhnen, daß unser Vater nun wieder zu uns gehörte.« Zu einem normalen Leben findet man erst ganz allmählich zurück.

Man könnte meinen, daß zum Nationalsozialismus doch wahrlich genug geschrieben und erzählt sei, wissenschaftlich wie rein (auto-)biographisch. Ein Blick in die Gegenwart beweist das Gegenteil. Gerade deswegen ist es notwendig, Erinnerungen wie diese aufzuschreiben und damit für kommende Generationen aufzubewahren.

Roland Bernd

Autorinnen und Autoren

Georg Bense, geb. in Köln, aufgewachsen in Stuttgart, Fernsehjournalist, Autor, Regisseur und Kameramann zahlreicher Filme für ARD, ZDF und arte.

Roland Bernd, geb. 1966, Studium der Germanistik und Anglistik in Saarbrücken und Bristol; Erstes Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien, Buchhändlerausbildung; seit 2001 Mitarbeiter in Presse & PR der Kfz-Überwachungsorganisation KÜS; 1992–2011 Rezensent bei der *Bücherlese* (SR2 KulturRadio).

Mirka Borchardt, geb. 1987 in Gütersloh, Studium der Historisch orientierten Kulturwissenschaften, Veröffentlichungen in der *Saarbrücker Zeitung*, *FAS*, *Jungle World*.

Wilfried Busemann, Historiker, im Ruhrgebiet aufgewachsen, Veröffentlichungen zur Geschichte rheinischer und saarländischer Arbeiterbewegungen, zur Alltagsgeschichte und zur Entschädigung saarländischer NS-Opfer.

Natascha Denner, geb. 1976 in Tomsk (Sibirien), seit 1994 in Deutschland. Studium der Rechtswissenschaften. Zur Zeit freiberufliche Lehrtätigkeit und Studium der Germanistik und der Literaturwissenschaft an der Universität des Saarlandes. Lesungen bei der *Lesebühne* im Theater im Viertel und *Heldentod auf Seite 3* im Saarländischem Künstlerhaus.

Thomas Döring, Dr., geb. 1963, studierte Psychologie in Saarbrücken. Promotion in Frankfurt am Main. Zunächst Tätigkeit am Deutschen Institut für Internationale Pädagogische Forschung. Seit 2002 pädagogischer Leiter am Adolf-Bender-Zentrum in St. Wendel. Demokratische Bildung und die Auseinandersetzung mit der NS-Zeit gehören zu seinen Tätigkeitsschwerpunkten.

Sabine Graf, Dr., geb. 1962 in Zweibrücken, Studium der Literaturwissenschaft und Philosophie an der Universität des Saarlandes, Promotion über den Schriftsteller Otto Flake und dessen publizistisches Werk zwischen Selbstverständigung und Selbstinszenierung. Arbeitet als Autorin und Kunstkritikerin.

Jörg W. Gronius, geb. 1952 in Berlin, studierte Theaterwissenschaften und arbeitete

als Dramaturg und Regisseur. Gronius schreibt Texte über und für das Theater, vor allem Dramen und Libretti. Für die autobiographisch motivierte Romantrilogie *Ein Stück Malheur* (2000), *Der Junior* (2005) und *Plötzlich ging alles ganz schnell* (2007) erhielt er den Ben-Witter-Preis.

Max Hewer, geb. 1987 in Merzig; Studium der Politikwissenschaft, Geschichte und Spanischen Philologie an der Universität Trier, Staatsexamen, M.A.; seit 2013 Leitung des Projekts *Biographien saarländischer Spanienkämpfer, -innen* der Rosa-Luxemburg-Stiftung Saar.

Alexander Jansen, geb. 1967, Dramaturg, Autor und Librettist, war von 1996 bis 2004 am Saarländischen Staatstheater engagiert und verfaßte mehrere Arbeiten zur Saarbrücker Theater- und Musikgeschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Er lebt in der Nähe Würzburgs.

Jochen Marmit, geb. 1972 im Nordsaarland, studierte in Trier Anglistik, Hispanistik und Anthropologie. Seit 2004 bei SR2 KulturRadio.

Eva Mendgen, Dr., Kunsthistorikerin und Publizistin, Kulturnetzwerk der Großregion regiofactum, 2007/13 Buchpublikationen *Im Reich der Mitte*, lebt in Saarbrücken, unterrichtet und forscht gegenwärtig an der École Nationale Supérieure d'Architecture in Nancy.

Stefan Ripplinger, geb. 1962 in St. Ingbert. Freier Autor. Von ihm erschienen zuletzt der Essay *Mary Pickfords Locken*, Berlin 2014, und seine Übersetzung von Jacques Decours *Philisterburg*, Berlin 2014.

Helma Sanders-Brahms, geb. 1940, gest. 2014, studierte Germanistik und Anglistik in Köln. Filmregisseurin und -produzentin. Mit *Deutschland, bleibe Mutter* wurde sie zu einer der wichtigsten, weltweit gefeierten Regisseurinnen Deutschlands. Neben Spielfilmen drehte sie auch Dokumentarfilme und schrieb Hörspiele.

Dietmar Schmitz, Dr., Diplom-Politologe und Germanist.

Ralph Schock, Dr., geb. 1952 in Ottweiler; Studium der Germanistik und Philosophie, 1984 Dissertation über Gustav Regler. Seit 1987 Literaturredakteur beim Saarländischen Rundfunk. Journalistische und wissenschaftliche Publikationen, zuletzt: *Gustav Regler – Klaus Mann – Briefwechsel*, Frankfurt am Main – Basel 2013.

Michèle Schreyer wurde 1948 in Marokko geboren, sie lebt in Köln und arbeitet seit 1989 als freiberufliche Übersetzerin. Sie hat Filmtexte aller Art für die Deutsche Welle übersetzt und zahlreiche Titel zu Themen aus Kunst und Kunstgeschichte, zuletzt großformatige Kunstbücher über Caravaggio und Bosch und eine neunbändige Filmreihe für den Taschen-Verlag.

Monika Sommer-Hasenstein, geb. 1942 in Recklinghausen, Dipl. Sozialwissenschaftlerin, lebt und arbeitet seit 1974 im Saarland. Hier war sie Leiterin der Friedrich-Ebert-Stiftung und nach der Schließung der Akademie Sonderbeauftragte für Saar-Lor-Lux, Vizepräsidentin des Vereins EUROP'age Saar-Lor-Lux und ab 2007 freie Mitarbeiterin des Gollenstein-Verlages. Veröffentlichungen zu Alltag und Kultur in der Großregion. Seit 2014 freiberuflich tätig in der Literaturvermittlung für den Raum Saar-Lor-Lux.

Erich Später, geb. 1959, Buchhändlerlehre, Studium in Saarbrücken und Berlin, arbeitet für die Heinrich-Böll-Stiftung und schreibt für *Konkret*, letzte Veröffentlichung: »*Villa Waigner*«: *Hanns-Martin Schleyer und die deutsche Vernichtungselite in Prag 1939–1945*, Konkret Literatur Verlag.

Herbert Temmes, geb. 1969, Studium der Geschichte und Germanistik; MBA Gesundheitsökonomie; Geschäftsführer der Deutschen Multiple Sklerose Gesellschaft LV Saarland e. V.

Eberhard Wagner, geb. 1950, Oberstudienrat i. R., Berufsbildungszentrum St. Wendel, zuletzt LPM, Vorsitzender des Verein Wider das Vergessen und gegen Rassismus e.V. Marpingen, Autor des Buches *Marpingen und der Kreis St. Wendel unter dem Hakenkreuz – ein alternatives Heimatbuch*.

Ellen Widmaier, 1945 im Saarland geboren, studierte Germanistik, Philosophie und Sozialwissenschaften und lebt in Dortmund als freie Schriftstellerin. Romane, Erzählungen, Gedichte und Essays. Veröffentlichungen in Funk und Fernsehen.

z 4721/50 Jul 1950

unter ihren Kameraden, die in den Niederlanden geblieben waren, am meisten für ein Studium in Deutschland warben, wodurch sich die Zahl der Bewerber für ein Studium in Deutschland automatisch immer steigerte. Dabei habe ich von Anfang an Wert darauf gelegt, daß diese Studierenden freiwillig einem Einsatz leisteten, der erst später offiziell für alle zur Pflicht gemacht wurde (z.B. Arbeitsdienst, Ferieneinsatz). Ich kann erfreulicherweise feststellen, daß es bisher in diesen Fragen niemals Schwierigkeiten gegeben hat. Alle unsere Studierenden, die eine Zeitlang in Deutschland gewesen sind, ob sie Mitglieder der NSB sind oder nicht, haben neben einem erfreulichen Einsatz in ihrem Studium, den sie durch die regelmäßige Vorlage von Fleißzeugnissen unter Beweis stellen müssen, sich immer gern für eine Mitarbeit im Landdienst oder Industrie freiwillig zur Verfügung gestellt. Ich unterstreiche in diesem Zusammenhang die Freiwilligkeit.

Infolge der unruhigen Verhältnisse an den niederländischen Hochschulen hat sich in den letzten Monaten die Anzahl der Besucher von niederländischen Studierenden ungewöhnlich gesteigert. Dabei ist vor allem eine solche Gruppe von Studierenden bemerkenswert, die einerseits durchaus keine NSB-er sind, andererseits sich aber auch von den Unruhestiftern an den Hochschulen bewußt distanzieren. Ich habe ihre Zulassung zum Studium an deutschen Hochschulen für den Augenblick noch zurückgestellt, da ich sie erst eine Zeitlang beobachten möchte, bin jedoch der Meinung, daß man sie evtl. in dem kommenden Wintersemester wohl zulassen sollte, wenn uns auf diese Weise eine Einflußnahme auf diejenigen gesunden Studentenkreise möglich wird, an die wir bisher nicht herangekommen sind. Über diese Frage werde ich in absehbarer Zeit gesondert berichten.

gez. Röder.

071692